



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



✓ 93 or 25











Lebens-Bilder.

ERZÄHLUNGEN

aus dem
Leben sittlich-guter Kinder.

Zur
Beförderung der Jugend

aus der
Geschichte gewählt und bearbeitet

von

Johann Nepomuk Müller,

Doctor der Philosophie und Theologie, Dompräbendar an der Metropolitankirche
zu Freiburg, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Zweite mit 6 Lithographien vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Freiburg im Breisgau.

Gedruckt und im Verlag bei Friedrich Wagner.

1 8 3 6.



Den

innigst geliebten Aeltern.



Edelmuth.

Es ist das heilige Gebot des Schöpfers, daß wir unsere Mitmenschen lieben, die Liebe aber auch in der That zeigen sollen. Die Pflicht der Menschenliebe muß Jeder erfüllen, der Mensch, der Christ heißt; auch dann muß er den Trieb in sich fühlen, zu jeder Pflicht der Menschenliebe bereit zu seyn, wenn er selbst starke Reize der Sinnlichkeit zu bekämpfen hat, um dem Mitmenschen zu nützen, und sein Wohl zu befördern. Wer das, was ihm selbst Vergnügen macht, oder einen Kampf mit der Sinnlichkeit fordert, dem Bedürfnisse, dem Vergnügen oder Wohle eines andern aufopfert, handelt edelmüthig, er hat einen edlen Muth.

Wollt ihr, meine lieben Kinder, ein glückliches, zufriedenes, geachtetes Leben führen, so lernet schon in früher Jugend oft etwas entbehren, lernet entsagen manchem Angenehmen, mancher Freude, um einem Mitmenschen Segen zu bereiten, Und sollte es euch auch einen harten Kampf mit der Sinnlichkeit kosten um einem Andern Gutes zu thun, — scheuet dies nicht, denn ihr werdet einen hohen Lohn in dem schönen Bewußtseyn einer edlen, menschenfreundlichen Handlung finden.

1. Ein armer Knabe in Paris mußte sein Brod erbetteln, weil ihn seine dürftigen Aeltern nicht ernähren konnten; er selbst aber war noch zu klein, um etwas zu verdienen. Nun wanderte er von Thüre zu Thüre, und sprach Viele um eine milde Gabe an, aber er erhielt nichts. Da weinte nun

der arme Knabe recht sehr vor Betrübniß und Hunger, und klagte laut sein Elend und seine Noth dem lieben Vater im Himmel, und bat ihn um Hilfe in seiner Verlassenheit. „Was wird wohl aus mir werden, sagte er, wenn du mir nicht hilfst, lieber, guter Vater dort oben? Ich muß verschmachten. O hilf mir doch, und erwärme ein Menschenherz mit Liebe, daß es mir helfe!“ Und der liebe Gott, zu dem noch kein Unglücklicher umsonst hinauf weinte, erbarmte sich seiner, und sandte ihm Rettung aus der Noth.

Ein anderer Knabe, der selbst arm war, begegnete ihm, sah, wie der gute Junge weinte, wie blaß und ausgehungert er ausah, und obne ihn zu kennen, fragte er: warum er denn so bitterlich weine? — „Ach, antwortete jener, und seine Thränen flossen durch die mitleidvolle Frage noch stärker, — mich hungert gar sehr, ich habe seit gestern nichts gegessen!“ — „Ich bin zwar auch hungrig, sagte nun der andere Knabe, und habe nur dies wenige Brod; aber weil du so hungerst und du weinst, — hier hast du die Hälfte davon!“

Erstaunt nahm der unglückliche Knabe die edelmüthige Gabe, und froh im Herzen ob einer guten That eilte der kleine Geber von dannen. Hier hat die Armuth der Armuth geholfen. Wie schön war diese Handlung!

2. In dem Dorfe Aignan (Aenjan), unweit Rouen (Ruan), oder Stadt im Departement der Nieder- Seine mit einem Haufen, starb im Winter 1782 die Frau eines armen Tagelöhners, und hinterließ ihm 5 kleine, unerzogene Kinder. Ein sechsjähriges Mädchen, die Nachbarstochter des Tagelöhners, hatte bei diesem traurigen Falle ein zartfühlendes, edelmüthiges Herz gezeigt; denn es sagte zu seinen Aeltern: „Ach, welch ein Unglück, daß der Nachbar seine Frau verloren hat! Was will nun der arme Mann mit diesen 5 kleinen Kindern machen? O Vater, wenn ihr mir einen Gefallen thun wollet! Ich liebe euch herzlich, und auch euch, liebe Mutter: aber ich würde euch noch mehr lieben; — seht, wir haben da zwei Katzen und einen Hund; wenn ihr diese verkaufen wollet, daß wir dem guten armen Nachbar helfen könnten! Wir würden

dabei nichts verlieren, — sehet, da nehmen wir die kleine Julie (so hieß nämlich das 5te Kind des Witwers) in unser Haus. Ich habe mir auch 3 Gold (Gul), ungefähr 4 Kreuzer, zusammengespart, die will ich euch geben, und für die kleine Julie will ich recht sorgen. Wenn die Mutter in die Stadt geht, Milch zu verkaufen, dann will ich sie die ganze Zeit auf meinen Schooß setzen und hüten; es soll ihr nichts geschehen ! ”

Dieses edle, zartfühlende Kind wollte also gerne seine Unterhaltung, Hund und Kaze, vermissen, gerne sein Ersparthes opfern, gerne den Tisch mit einem fremden Kinde theilen, und Mühe mit ihm haben, um den Armen und Unglücklichen zu helfen, so viel es vermochte. Wer unter euch würde auch so edelmüthig handeln ?

5. Herr Prediger Richter in Berlin sah einst eine rührend-schöne, edelmüthige Handlung eines kleinen Knaben, welche er also erzählte :

„In dem harten Winter 1784 gieng ich aus, um einen Freund zu besuchen. Als ich mich seiner Wohnung näherte, sah ich eine arme alte Frau, auf ihren Stab gelehnt, zitternd und mühsam von einem Hause zum andern schleichen. Der Anblick des Elendes, das aus ihrem abgehärmten Gesichte hervorschaute, hätte jedes menschliche Herz zum innigsten Mitleid bewegen sollen. Aber eine gepuhte Dame, die eben von dieser elenden Person um ein Almosen angefleht wurde, war fühllos genug, sie hart und mit schändlichen Worten von sich zu weisen.

Ein mit einem schlechten Rocke bekleideter Knabe sah dies, und schien seiner bei ihm stehenden Schwester zu sagen, daß er der Frau etwas geben wolle. Ungeachtet des scheinbaren Widderrathens seiner Schwester nahm er jetzt ein Papier aus der Tasche, faltete es auseinander, lief auf die ihm näher kommende Frau zu, und drückte ihr ganz eilig ein darin eingewickelt gewesenes Geldstück in die Hand. Ich rief den Knaben zu mir her; er kam, und eine unschuldige Schamröthe überzog sein redliches Gesicht, das er betroffen auf die Seite

wendete. Ich sagte zu ihm: Kleiner! warum siehst du mich denn nicht gerade an? —

Knabe. O, ich schäme mich so!

Ich. Warum denn das, lieber Kleiner? Du hast ja eben etwas Gutes gethan, und wegen guten Handlungen braucht sich der Mensch nicht zu schämen. Was hast du denn der armen Frau gegeben?

Knabe. Einen Dreyer (Kreuzer); ich hatte aber nicht mehr.

Ich. Brav, lieber Kleiner! Nun, damit du siehst, wie solches Gute Gott und den Menschen gefällt, so will ich dir hier den Dreyer widergeben.

Ich gab ihm 4 Groschen, die er anfangs durchaus nicht annehmen wollte. Auf starkes Zureden nahm er sie endlich, dankte mir ganz verlegen, und rannte davon. Mit inniger Freude sah ich ihm nach, und wünschte, daß Gott ihn segnen möchte. Allein, wie wurde ich gerührt, als ich ihn zu eben der alten Frau laufen, und ihr das ihm gegebene Geld in die Hand drücken sah! Vergebens rief ich ihm nach, er rannte so eilig davon, als ob er etwas Schlimmes gethan hätte, und wollte für seine gute Handlung weder gelobt, noch belohnt seyn.

Dieser Knabe, der das Ersparte und Geschenke der Armen gab, und sich ein Vergnügen, daß er hiefür hätte genießen können, versagte, soll euch Allen zum ermunternden Beispiele dienen.

4. Ludwig, Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs des XV., Königs von Frankreich, vereinigte schon in zarter Jugend treffliche Naturgaben, Gelehrigkeit, Liebe zu den Wissenschaften, Edelmut, kindliche Liebe, heldenmuthige Geduld in Schmerzen, zartes Gefühl, Ergebenheit des Gemüthes, alle diese schönen Eigenschaften in sich, und bildete sie durch Fleiß und Folgsamkeit gegen seine vortrefflichen Erzieher noch mehr aus. Von seinem edelmuthigen Herzen wird folgender Zug ein schönes Zeugniß geben.

Viele Aeltern und Erzieher lassen ihre Zöglinge die Almosen vertheilen, die sie für die Armen bestimmt haben, und ihre

Abſicht dabei, das zarte Herz für die Freuden des Wohlthuns zu öffnen und empfänglich zu machen, iſt lobenswerth. Aber Prinz Ludwig war auf eine noch wirksamere Art gewohnt worden, nur auf ſeine Koſten Gutes zu thun, und wohlthätig zu ſeyn.

Schon ſeit längerer Zeit wünſchte er ſehr, eine kleine Artillerie, nämlich Kanonen und Schießwerkzeuge, zu haben. Man hatte eine ſchöne für ihn gefunden, und zwar um den Preis für 100 Louisd'or. Das Geld war bereit, und der Prinz ſchon im Begriff, ſeinen Kauf zu ſchließen, als man von einem braven Offizier ſprach, der durch eine plöbliche Veränderung ſeines Schickſals ganz zu Grunde gerichtet worden war. Als er nach einigen beſonderen Umſtänden in dieſer Hinſicht gefragt und er, fahren hatte, daß dieſer ſonſt brave Soldat ſo weit gebracht worden wäre, daß er in einer Scheune auf einer Streu liegen müſſe, und keine andere Kleidung hätte, als die, welche er am Leibe trage, ſo rief er tief bewegt: „Geſchwind! Keine Artillerie!“ Und auf der Stelle ließ er die 100 Louisd'or, nebst zwei Mantelfäcken mit Waſche, dem armen Hauptmann ſtellen.

Du lieber, kleiner edler Knabe,
Du haſſt dem Armen aus der Noth,
Und reichſt gerne deine Gabe,
Zur Freud' beſtimmt, verſchaffteſt Brod,
Wöcht' ich, wie dieſer Knabe, ſeyn,
Und liebreich Leidende erfreu'n!

5. Der Winter im Jahre 1830 war ſehr hart, ſo daß ſich der ſeltene Fall ereignete, daß der Bodensee ganz überfror, und Schlitten und Menſchen über denſelben gehen konnten. Um das Andenken an dieſes denkwürdige Ereigniß noch in ſpäteſter Zeit zu erhalten, führten Keltern und Lehrer ihre Kinder über die eiſige Glätte des Sees in gegenüberliegende Städte und Dörfer, und erfreuten ſich der ſich drängenden Volksmenge.

Waldburga D — beſuchte an einem jener kalten Tage des Vorrungs ihren Großvater, den ſie gar lieb hatte; denn immer wußte er eine ſchöne Erzählung, oder etwas zum Eſſen, dem kleinen Mädchen zum Beſten zu geben. Der Großvater

freute sich, daß Waldburga sich getraut hatte, bei der großen Kälte auszugehen. „Vieher Großvater, sagte das Mädchen, ich würde noch weiter über den zugefrorenen See gehen, wenn ich ein recht warmes Unterkleid hätte.“ — „Das sollst du haben, liebes Kind! sagte der Großvater; denn ich weiß, daß du diesen Winter über fleißig gelernt, und mir durch dein gutes Betragen viele Freude gemacht hast. Darum will ich dir ein warmes Unterkleid schenken, damit du auch auf dem gefrorenen See gehen kannst.“

Waldburga freute sich sehr auf den Tag, an welchem sie über den See gehen durfte. Der Lehrer hatte versprochen, die Kinder alle auf ein gegenüber gelegenes Dorf zu führen. Am andern Tage schickte der Großvater Waldburga recht warmen Zeug zu einem Unterkleid, und noch ein Stück Geld, um sich nach dem frostigen Spaziergange über den See etwas Gutes zur Stärkung kaufen zu können. Freudig lief Waldburga mit dem Zeuge zu einer Näherin, um sich das Unterkleid noch verfertigen zu lassen.

Als Waldburga, mit ihrem Halstuche sich gegen den schneidenden Wind schützend, beinahe schon bei der Näherin war, hörte sie neben sich bei einem kleinen Häuschen eine Frau weinen, welche sehr schlecht gekleidet war, und recht elend und nothleidend ausah. Waldburga betrachtete mit innigem Mitleid die arme Frau. „Warum weinet ihr, gute Frau?“ fragte theilnehmend das Kind. — „Ach, liebes Kind! warum sollte ich nicht weinen, da ich weder Holz habe, um mich und meine zwei Kinder in dieser fürchterlichen Kälte zu erwärmen, noch Lebensmittel, um uns zu erhalten? Ich bin eine recht unglückliche, verlassene Frau, seit mein Mann mir gestorben ist.“ — Das ging der guten Waldburga recht zu Herzen, und als sie so still über das Elend dieser verlassenen Frau und Kinder nachdachte, traten ihr Thränen in die Augen. Sie ging nachdenkend weiter. Ach, dachte sie bei sich selbst, wenn ich nur dieser armen Frau helfen könnte! Plötzlich fiel ihr ein, daß sie ein glückliches Loos im Vergleiche zu den beiden armen Kindern habe, indem sie jetzt gute Kleider, ein warmes Zimmer, und ihre gehörige Nahrung habe. Könnte ich nicht dieses Zeugens entbehren, ihn den armen

Kindern schenken, die sich kaum bedecken können? — fragte sie sich selbst. Aber dann kann ich auch nicht über den See gehen. Einige Augenblicke lang war sie mit der Sinnlichkeit im Kampfe; endlich siegte ihr edelmüthiges Herz. Sie wendete um, und eilte wieder dem Häuschen der armen Frau zu. Noch stand dieselbe da und weinte, als Waldburga zu ihr ging, und den in ein Papier gewickelten Zeug unter dem Arme hervorzog, ihn der armen Frau reichte und sagte: »Liebe Frau! ich wollte aus diesem Zeug etwas für mich machen lassen; aber ich schenke ihn euch, damit ihr ihn für euere Kinder verwenden könnet. Hier habt ihr auch noch etwas Geld, um euch Brod zu kaufen.« Mit diesen Worten ging Waldburga fort, und freute sich recht im Herzen; dieser armen Frau und ihren Kindern etwas Gutes erwiesen zu haben.

Der Tag kam, an welchem der Lehrer mit seinen Schülern über den See gehen wollte; im Schulhause versammelten sich alle; Waldburga allein kam nicht. Da schickte der Lehrer ein Mädchen in Waldburga's väterliches Haus, und ließ fragen, warum sie nicht mit über den See spazieren wolle? — »Wie, fragte ihr Vater, du willst nicht mit? Hat dir nicht der Großvater Zeug zum warmen Unterleid und Geld gegeben?« — Nun stand Waldburga, die bisher bei dem Strickförschen fleißig gefessen war, auf und sagte: »Lieber Vater! ich habe freiwillig auf die heutige Freude verzichtet; eine Frau habe ich gesehen und gehört, die recht unglücklich und arm ist, und nichts hatte, womit sie ihre armen Kinder bedecken und ernähren konnte. Da dachte ich: du hast Alles, was du brauchst, und willst noch überdies Freuden genießen, während diese arme Familie dem Elende preisgegeben ist. Lieber will ich keine Freude genießen, die mir nur durch den Gedanken, daß es in diesen kalten, harten Tagen so viele Nothleidende gibt, verbittert würde. Und da — da gab ich der armen Frau den Zeug, um die Kinder damit zu kleiden, und das Geld, um Brod zu kaufen. Lieber Vater! nicht wahr, du wirst nicht böse auf mich?« — »Wie könnte ich dies, mein liebes Kind, da du eine gute That vollbracht hast! Laß immer, wo du bist, ein fühlendes Herz dich leiten bei Menschenelend und Noth; du wirst dir das Wohlge-

fallen Gottes und der Menschen erwerben. Ich freue mich, daß du so viel Kraft hattest, dir ein Vergnügen zu versagen und etwas Angenehmes zu entbehren, um der Noth der Mitmenschen nach deinen schwachen Kräften abzuhelfen. Doch sollst du deswegen nicht zu kurz kommen. Fliehe geschwind dich an, damit der Lehrer nicht zu lange auf dich warten muß. Auch ich werde mitgehen, und die zeigen, wie lieb ich dich habe.»

Walburga befolgte den Befehl des Vaters, zog eilig und recht warm sich an, und an der Hand ihres Vaters ging sie in das Schulhaus. „Aber lieber Vater!“ sagte sie, sage doch dem Herrn Lehrer nicht, warum ich ausgeblieben sey. Ich bitte dich.“ — „Sei ohne Sorgen!“ sagte der Vater. Als sie ins Schulzimmer traten, ging der Lehrer Walburga's Vater entgegen, und beide sprachen eine Zeit lang mit einander. Da lächelte der Lehrer gegen Walburga, und hohe Freude glänzte in seinem Auge; denn der Vater hatte ihm des guten Kindes edle That mitgetheilt, und darob freute sich der Lehrer, daß die Saat des Guten, die er in der Kinder Herzen emsig streute, in Walburga's Herz Wurzel gefaßt hatte. „Gott segne dich!“ rief er Walburga entgegen; der Zug begann, und froh ging Walburga hin und her über den See. Aber so innig froh, so zufrieden mit sich selbst war kein Kind, wie Walburga. Warum glaubt ihr dies? —

6. Emil — war der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns. Seiner Sittlichkeit und seines Fleißes wegen liebte ihn der Vater sehr. Zu einer Messzeit erhielt Emil von ihm zwei Gulden geschenkt; mit diesen wollte er sich den Eintritt in die verschiedenen Buden verschaffen, die in der Nähe des Messplatzes errichtet, und mit vielen schönen und wilden Thieren des Auslandes besetzt waren. Schon wollte er zum Thore hinausgehen, als er rechts an einer Hausdecke, wo ein Kleiderhändler seinen Kram aushängen hatte, seinen Mitschüler Joseph — mit weinenden Augen stehen sah.

„Was fehlt dir?“ fragte theilnehmend Emil den zwar armen, aber äußerst braven und fleißigen Jugend- und Schulkameraden.

„Ach! seufzte Joseph, — wenn ich's dir auch sage, so kannst du mir doch nicht helfen.“

Aber Emil hörte nicht auf, zu forschen, und wollte durch-
aus den traurigen Grund des Weinens seines Mitschülers wissen,
Da fährt Joseph fort:

„Du weißt, daß ich keinen Vater habe, und daß es daher
oft meiner guten Mutter und mir, wenn man bei uns keine
Spitzenklöpel-Arbeit bestellt, recht klemm hergeht. Der Fall
trat nun drückender, als jemals, vor einigen Tagen ein, und
wir beide hatten wirklich weniger zu essen, als die Mäuse in
einer reichen Haushaltung. Ach, lieber Emil! der Hunger thut
weh, — dies magst du vielleicht, der du einen reichen Vater
hast, noch nicht gefühlt haben, aber ich — o ich kann es dir
versichern, ich fühlte es vorgestern recht empfindlich. Weil ich
nun wußte, daß meine gute Mutter schon im dießjährigen harten
Winter, um Holz zu bekommen, Alles verkauft hatte, was sie
nur entbehren konnte, und außer meinem Sonntags-Anzuge in
dem ganzen leeren Kasten nichts mehr zu veräußern fand, so
räumte ich denselben selbst heraus, und packte ihn der armen,
weinenden Mutter mit abgewendeten Augen in die Schürze, da-
mit sie denselben gleichfalls verkaufen, und Lebensmittel uns
verschaffen könnte. Ich mußte sie aber lang und dringend bitten,
bis sie sich dazu entschließen konnte. „Dann hast du ja gar
nichts mehr, armer Junge!“ — sprach sie schluchzend. Ihr
vergeßt, liebe Mutter, antwortete ich, daß ich auch außer diesen
Sonntagskleidern noch gar viel habe, nämlich den guten, lieben
Gott, der mir und Euch schon wieder helfen, und Verdienst
schicken wird; an Euch habe ich auch eine gute, liebe Mutter,
die oft sich schon den Bissen vom Mund abgespart, und mir
denselben gegeben hat, damit ich nicht ganz hungrig in die Nach-
mittagschule kam. So vermochte ich endlich die gute Mutter
zum Verkauf meines Sonntagsanzuges, und sieh, da hängt er.
Ach! ich hätte wohl vor wenigen Tagen mir nicht vorgestellt,
daß die Entbehrung desselben mir so bald schon recht schwer fal-
len, und wohl gar von dem schönen Feste ausschließen würde,
daß der guten, allgeliebten Königin, die übermorgen bei uns
durchzreisen wird, zu Ehren aufgestellt werden soll. Du weißt,
daß unser Herr Lehrer ein gar schönes Lied gemacht hat, das
wir außer dem Thore hier bei der Ankunft der erhabenen Lan-

Dezfürstin abzingen, und dabei den Weg ihr mit den schönsten Blumen bestreuen sollen. Ach das schöne, das liebe Fest! Ich möchte weinen, wenn ich meine Kleider dort ansehe, und daran denke, daß ich die ganze Feyerlichkeit nicht mitmachen kann, weil der Tröddler, den ich bereits mit aufgehobenen Händen darum bat, sie mir ohne Geldeinsatz auch nicht eine Minute borgen will. „

So sprach der arme Joseph, und helle Thränen fielen von seinen Wangen auf die gestickte Jacke hin. Aber auch in Emil's, des reichen und besser gekleideten Knaben's Auge glänzte eine Thräne des innigen Mitleids, und ein edler Entschluß erwachte in der Seele des einige Zeit nachdenkenden braven Kleinen.

„Wie viel begehrt denn der Tröddler dort für deinen ganzen veräußerten Anzug?“ — fragte jetzt hastig Emil.

Joseph. Ach! die Mutter hat freilich nur 4 Sechsbagen-Stücke dafür erhalten; aber um das gibt es der harte Mann gewiß nicht wieder heraus, wenn ich auch so reich wäre, daß ich soviel Geld hätte.

Emil. Wir geben ihm einen Zwölfer mehr, und er wird und muß dir deinen ganzen Sonntags-Anzug wieder geben. Komm nur, komm, damit du deine Kleider wieder erhältst, und die schöne Feyerlichkeit übermorgen mitmachen kannst.

Joseph. Emil, du hättest — du könntest! — sagte er in halb zweifelndem Erstaunen.

Emil. Ach ja — komm nur! ich habe gewiß so viel, habe noch mehr; sieh, volle 2 Gulden, die mir mein Vater geschenkt hat, damit ich die wilden, schönen Thiere vor dem Thore draußen besuchen könne. Ich will alle die Thiere aber nicht sehen, seitdem ich mich bei dir überzeuge, daß es unendlich mehr Vergnügen mache, sein Geld zur Hülfe und Erfreung eines bedürftigen Mitmenschen, als zur theuren Schau von seltenen Thieren anzuwenden.

Die Knaben gingen, und der edelmüthige Emil löste seinem Schulkameraden die in der Noth verkauften Sonntagskleider aus, begleitete denselben, auf dessen Wangen jetzt Freudenthränen glänzten, in das kleine, ärmliche Wohnzimmer, wo er den Gelds

rest seiner erhaltenen 2 Gulden der erstaunten Mutter seines beglückten Jugendfreundes in die Hand drückte.

Wie schön, wie edel war diese Handlung, wie würdig aller Nachahmung!

7. Der erstgeborene und hoffnungsvolle Sohn des schlesischen Grafen von Hochberg, Heinrich, trat von der Gymnasiums-Schule zu Breslau die Vakanzreise auf das ländliche Gut seines Vaters an. Drei schöne Bücherpreise, Prämien, waren eben so sehr, wie die im Schulzeugniß niedergelegten ruhmvollen Auszeichnungsnoten, die belohnenden Zeugen seines Fleißes und seiner erstrebten sittlichen und wissenschaftlichen Bildung geworden. Erwirbt ein Kind sich so etwas, dann kann es eben so sehr auf die freundlichen Blicke, womit die geliebten Aeltern ihm entgegen kommen, als auf eine angenehme Vakanzzeit rechnen.

„Du warst sehr fleißig und brav, mein lieber Heinrich!“ — sprach der erfreute Graf zu dem Jüngling; — „offenbare mir nun den sehnlichsten deiner Herzenswünsche, und er soll, wenn er nichts Unrechtes und Schädliches erzielt, schnell erfüllt werden, da mir nichts zu kostspielig wird, deinen bewiesenen Schulleiß und deine sittliche Aufführung nach Würden zu belohnen.“

Der erfreute Heinrich war von jeher mit traulicher Offenheit an seinen gütigen Vater geknüpft, und er besann sich also nicht lange, den heissesten seiner Herzenswünsche demselben zu eröffnen. Er war, vom frühen Knabenalter an, ein besonderer Liebhaber der Pferde gewesen; eben war er in das 14te Lebensjahr getreten, wo immerhin der erholende und nützliche Reitunterricht in der Vakanzzeit seinen Anfang nehmen konnte; er sehnste sich mit ganzer Seele nach demselben. Was war natürlicher, als daß er sich auch nach einem eigenen, und zwar ihm angemessenen, kleinen, schönen und gut abgerichteten Reitpferde sehnen mußte? Ein solches hatte er vor einigen Tagen zu Breslau bei den Reitkunstübungen einer englischen Reitergesellschaft gesehen. „Ach, daß ich das liebliche, schöne, geschickte Thierchen besäße!“ — so hatte er damals zu sich selbst gesprochen, und nun machte die Güte des erfreuten Vaters es ihm sogar höchst glaubwürdig,

daß er zu diesem hübschen Reitpferdchen gelangen könne. Wer nennt seine Freude, als sein guter Vater ihm nun 20 Friedrichs-d'or zum Ankauf des kleinen Engländers übergab, und überdies dem Stallmeister Pablikowsky auftrug, daß er schnell eine Kutsche anspannen, Heinrich nach Breslau begleiten, und den Ankauf des Reitpferdchens besorgen solle? Fröhlich schwang sich Heinrich in die mit flinken Rossen bespannte Kutsche, und schnell ging es, unter Leitung des Stallmeisters, nach der vom väterlichen Landgute nur 6 Stunden entfernten Hauptstadt Schlesiens. Auf dem Hinwege war allein die Rede von dem schönen, geschickten Pferdchen, und als nun immer mehr, im hellen Sonnenglanze, die Thurmkuipeln der prächtigen Stadt sich näherten, freute sich Heinrich innig über die nahe Befriedigung seines heißen Wunsches; er träumte sich schon in die Mitte der Stadt, in den Stall des Mohrenwirths, in welchem er kurz vor seiner Abreise noch das schöne Pferdchen besucht hatte.

Man war nun dem Ahlauer-Thore nahe gekommen, und Heinrichs Auge sah, scharf in die Ferne spähend, an eine der städtischen Kirchen, bei welcher eine Seitengasse zu dem Absteigequartier der englischen Kunstreiter, und auch zu dem schönen Schimmelchen führte.

Da hörte er vom Stadtgraben herauf einen heftigen Schlag, und sein Blick gewahrte einen Mann, der besinnungslos und in dem jämmerlichen Zustand wahrscheinlicher Körperzerschmetterung daselbst lag, und so unglücklich war, mit einem gebrochenen Brette des Reparatur-Gerüsts von der Thurmmauer herunter zu stürzen. Heinrich dachte nicht mehr an den Schimmel. Der wackere Jüngling fühlte nur, daß er Mensch, und als solcher einem verunglückten Mitgeschöpfe mit schneller Wohlthätigkeit zu helfen verpflichtet sey. Rasch war er aus der Kutsche, und der Stallmeister folgte dem edlen Jüngling; allein er war ein sehr starker Mann, und trug große Reitstiefel, daher er bei dem besten Willen etwas langsam ging, und er erreichte dann erst den Graben, als Graf Heinrich bereits schon mit jugendlicher Kraft und warmer Theilnahme dem Körper des Herabgestürzten eine solche Richtung gegeben hatte, daß der Kopf und der obere Theil des

Leibes an der Brust und in den Armen des hülf fertigen Jünglings ruhte.

Doch auch Pablikowsky kam nicht unrecht, und, was noch dazu das Beste war, nicht mit leeren Händen. Der Stallmeister, im Ganzen ein äußerst braver und gutmüthiger Mann, war von Geburt ein Pole, und liebte, wie die meisten seiner Landsleute, gar gerne den Branntwein; daher war er gewohnt, nie eine Reise zu unternehmen, ohne mit einer Flasche Kornbranntwein versehen zu seyn. Es gereicht aber der polnischen Nation zur Ehre, daß sie auch andern gerne von dem mittheilen, was sie in besonderem Werthe halten. Pablikowsky war daher mit der Braantweinflasche schon bei der Hand, bevor er noch den Unglücklichen erreicht hatte. Graf Heinrich bat ihn sogleich, daß er dem Herabgestürzten die geöffnete Flasche vor die Nase halten, und mit einigen, auf ein Rastuch gegossenen, Tropfen Branntweingeist die Schläfe desselben einreiben möchte. Weil man kein anderes Mittel eben bei der Hand hatte, Lebensgeister rege zu machen, so suchte man nach und nach selbst einige Tropfen des äußerst starken Trankes dem Verunglückten in den Mund zu fassen, und alle diese Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg.

Der junge, brave Graf Hochberg, auf dessen Angesicht kaum vorher noch die Bläße des theilnehmenden Schreckens sich gezeigt hatte, fühlte nun auf einmal seine Wangen von dem Rothe der Freude gefärbt, als er den an seiner mitleidigen Brust ruhenden Maurer aus der todtenähnlichen Betäubung erwachen, und gleichsam tief sich über das besinnen sah, was mit und neben ihm vorging. »Nun geschwind einen Wundarzt!« — rief der erfreute Jüngling über den Menschenkreis aus, der unterdessen in dem Graben um den Verunglückten herum sich versammelt hatte. Der verlangte Arzt erschien, und erklärte nach oberflächlich unternommener Körper-Bisitation das rechte Fußbein des vom Gerüste gestürzten Mannes als zerbrochen, und bemerkte zugleich, daß es thunlicher zur Einrichtung desselben seyn dürfte, so wie auch zur genauen Untersuchung der übrigen Körpertheile, wenn der Patient auf ein Bett in seiner Wohnung gebracht werden

könnte. Man machte Anstalt, den vor heftigen Schmerzen laut wimmernden Maurer fortzubringen, und Heinrich, der menschenfreundliche Grafensohn, ließ sich seinen eingenommenen Ehrenplatz, am Haupte des Beschädigten Mitträger zu setzen, um keinen Preis nehmen, Pablikowsky mußte mit der Kutsche nachfolgen.

Aber ach! die rührendste, jedes menschliche Herz ergreifende Scene des Jammers erfolgte nun, als man den ächzenden Maurer in die kleine, äußerst ärmlich eingerichtete Wohnung gebracht hatte. Da sah man die Frau des Verunglückten unter dem Ausdrucke des höchsten Jammers ihre zitternden Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, und mit ihr 6 unmündige Kinder mit einem gleichfalls so heilem Gewinsel, daß es Jedem durch das mitfühlende Herz schnitt. Die arme Frau drang sich an das Bette, auf welchem der verunglückte Mann und Vater lag, und alle fingen an, das namenlose Unglück ihres treuen Ernährers, und seine und ihre nun ganz unglücklichen Lebenstage zu beklagen. Ach! da gab es viele Augen, die vor herzlichem Bedauern, vor innigem Mitgefühl feucht wurden, und unter diesen waren es auch die unsers gefühlvollen, edlen Heinrichs.

Als er sich wieder etwas ermannt hatte, war es ihm nur darum zu thun, daß er die jammernde Familie, die den Leidenden während der schmerzhaften Fuß-Operation durch ihr Sejammer nur noch zu größeren Leiden stimmen würde, vom Bette wegbringen konnte. Mit aller Kraft freundlicher, theilnehmender Ueberrückung erzwückte er dieses, und mit sanfter Schonung führte er das klagende Weib in ein Nebenkammerchen. Die kleinen Kinder folgten ihrer weinenden Mutter.

„Seid ruhig, liebes Weib, und auch ihr, guten Kinder, und stillt euer Weinen, das den armen Mann da draußen schmerzhaft angreifen muß. Faßt fremdes Vertrauen zu Gott, der durch die Hülfe des Arztes euren Ernährer schon wieder herstellen wird. Empfanget jedoch indeßen, bis ich oder mein Vater euch mehr thun kann, diese Geldhülfe. Ich reiche sie euch gerne; denn ich sehe, daß ihr derselben bedürftig seid.“

So sprach Heinrich, und legte, indem er sich vorher eine schöne Thräne menschlichen Mitleides aus den Augen gewischt hatte, eine kleine aber schwere Geldrolle auf den Wandtisch hin, und ohne auf Einwendung oder Dankesbezeugung zu warten, drängte er sich durch die im Zimmer Anwesenden auf den Stallmeister Pablikowsky los, dem er halblaut die Worte ins Ohr sagte: »Kommen Sie, lieber Stallmeister! Lassen Sie uns hoffen, daß die Operation der Fufeinrichtung gut vor sich gehen werde; ferner aber noch Zuschauer dabei zu seyn, dürfte mich selbst zu sehr angreifen.«

Beide suchten nun das Freie, und Pablikowsky wollte den jungen Grafen in die Kutsche heben, der es sich aber verbat, und ein Stündchen zu Fuße zu gehen sich vornahm. »So weit haben wir wohl nicht zum Mohrenwirth!« meinte der Stallmeister. „Es geht nicht dahin, fiel lächelnd der Jüngling ein; — ich werde den Reitunterricht, so wie den Ankauf des englischen Schimmels für dieses Jahr noch aufgeben müssen, weil ich das Geld dazu verwendet habe, daß einem verunglückten Familienvater wieder geholfen werde.“

Da sah der Stallmeister den jungen Grafen mit einem Blicke an, der etwas ganz besonderes und die Frage zu enthalten schien, ob er denn auch das, was er so eben gehört habe, als Wahrheit betrachten dürfe? So gutmüthig der Mann übrigens war, so ging es doch über seine Fassungskraft, wie es dem Jüngling sollte möglich geworden seyn, daß er auf einmal zum Besten Anderer, die weder Verwandte noch Bekannte waren, den mit heißer Sehnsucht erwarteten Ankauf eines schönen, gut abgerichteten Reitpferdes hatte aufgeben können. Graf Heinrich bedeutete es dem Zweifelnden deswegen noch einmal mit kurzen, freundlichen Worten.

„Mir wohl recht, sprach nun der Pole; heim kommen wir heute noch: aber Herr Graf Heinrich! unsere müden, hungrigen Goldfüße da wollen doch auch etwas Erholung und Futter, und Ihnen selbst und mir rappelt ja auch der Hunger im Magen.“

„Ja wohl, fiel Heinrich ein, und streichelte die schönen Pferde, — die guten, lieben Füße müssen Futter haben

„Wir sollten sie deswegen in das nächste Wirthshaus; was aber mich anbelangt, so bin ich wahrlich noch so satt, als wenn ich vom Mittagsmahle erst aufgestanden wäre, und ich will daher in-
 „dessen, bis die guten Thiere da ihren Antheil zu sich genommen
 „und zur Heimreise sich gestärkt haben, einen kleinen Spaziergang
 „in jene schattige Lindenallee vornehmen.“

So satt aber, wie Heinrich, schien der Stallmeister nicht zu seyn; denn man sah ihn bald darauf ein artiges Stück Hammelbraten, das mit der wieder angefüllten Schnapsflasche so ziemlich besenktet wurde, zu sich nehmen. Der dickleibige Effer konnte es auch gar nicht begreifen, wie man nach einer vollendeten Reise von 6 Stunden noch sagen könnte, daß man keinen Appetit fühle. Vielleicht hatte er aber auch noch nie die innige Sättigung gefühlt, wie unser Graf Heinrich, die aus dem belohnenden, erfreuenden Bewußtseyn einer wohlthunenden Handlung auf Kosten eines sich selbst entzogenen Lieblingswunsches in die frohe Brust überzufließen pflegt. Ganz selig fühlte sich Graf Heinrich, und eine freudige Begeisterung, die sein Inneres vorher noch nie gefühlt, sein Geist noch nie in so hohem Maße gelöst hatte, gab seinem offenen Angesichte eine edle Röthe.

Nach einigen Stunden wurden die Goldfische wieder der Kutsche vorgespannt, und rasch ging es nun der Heimath zu. Die Sonne war bereits schon vor einer Stunde untergegangen, und freundlich schimmerte am hellen Himmel der Mond; die lieblichen Töne der besiedelten Sänger verstummten, und feierlich und still wurde es ringsumher, wie in einem heiligen Tempel Gottes. Auch in Heinrichs freudgefüllter Brust wurde es so ruhig, und das Bewußtseyn einer vollbrachten Edelthat maßte alles um ihn her noch schöner und erhebender. In dieser höchst seligen Gemüthsstimmung näherte er sich dem väterlichen Landhause; er war zu Fuß durch einen Seitenweg vorangeeilt, und lenkte seine Schritte dem schönen Garten zu, in welchem, wie er wußte, sein Vater gewöhnlich Abends zu verweilen pflegte.

Dieser empfing ihn hier etwas verwundert, als er ohne das Pferd die Kutsche erblickte; aber, ein Himmel voll unnennbarer Seligkeit zeigte sich in seinem Angesichte, segnend breitete er seine Hände über den edlen Sohn, über den Liebling der Tugend und

feines Herzens, als dieser ihm den ganzen Vorkell auszahlte. Mit den Blicken des vollsten Beifalls über die gute Verwendung des anvertrauten Geldes, auf Kosten eines entzagten Wunsches und zum Wohle leidender Mitmenschen, mit den Blicken zärtlicher Vaterliebe sagte er:

„Du hast meiner und deiner würdig gehandelt, mein Sohn! Es bleibt stets eine der schönsten Handlungen, die schon ein jugendliches Herz hienieden ausüben kann, wenn es sich stilllich, stark genug fühlt, die Befriedigung eigener Bedürfnisse und Wünsche der Bereitung des Wohles unserer Mitbrüder aufopfern zu können. Gott segne dich!“

Wie glücklich macht Edelmuth Aeltern und Kinder!

8. Ein junger, reicher Genuesser, Namens Bossani, verließ sein Vaterland, um die vornehmsten Städte Italiens zu besuchen. In Livorno, in der Provinz Pisa im Großherzogthum Toscana, hielt er sich eine Zeit lang auf, um diese Stadt zu besuchen. Er wurde daselbst sehr gerührt, als er eine Anzahl gefangener Türken erblickte, welche die Einwohner auf der See gefangen oder gelaufen hatten, und sie zu ihren Diensten gebrauchten. Obwohl sie dieselben nicht mit größerer Strenge behandelten, als welche die Türken gegen die Christensclaven ausübten. Bossani, dem ihr Unglück nahe ging, machte Einigen kleine Geschenke, und bezeugte Allen sein Mittheiden.

Nach einigen Tagen bemerkte er, daß einer von diesen Unglücklichen seinem Fenster gegenüber stehen blieb; er trug eine schwere Bürde, wankte matt einher, und ließ sich endlich, um auszuruhen, traurig auf den Boden nieder, wo er Niemand gewahr ward. Seine Miene hatte etwas Anziehendes, man las darin Schwermuth und Ergebung. Bossanis gutes Herz fühlte sich bewegt, er verbarg sich hinter seinen Vorhang, damit er durch diesen Anblick desto länger gerührt würde. Das bestürzte Gesicht des Türken, seine Seufzer, einige Thränen, die ihm entfielen, ließen ihn glauben, daß das Schicksal desselben trauriger sey, als das Schicksal anderer seines Gleichen, oder daß er in einem Stande geboren seyn müsse, der es ihm viel empfindlicher mache. Bossani ging nun zu dem Türken hinunter, und

nachdem er ihn beschenkt hatte, fragte er ihn: auf welche Art er in die Sklaverei gerathen sey?

Der Türke, welcher Halib hieß, fing an, in einem ziemlich ruhigen Tone zu erzählen. Es ging daraus hervor, daß er nicht aus einem ganz niedern Stande war, und daß ihn ein unglücklicher Zufall in die Hände der Christen überliefert habe. Der Genueser drang auf eine zärtliche Art in ihn, sich weiter zu erklären. Da eröffnete sich mit Gewalt sein Herz: ein Vater in den letzten Zügen, eine heißgeliebte Gattin, vier liebenswürdige Kinder und ein ansehnliches Vermögen, welches er mit seiner Freiheit verloren hatte, alle diese Unglücksfälle stellten sich seinem Gedächtnisse auf einmal vor, und die Erzählung, die er dem jungen Genueser davon machte, rührte diesen bis zu Thränen. Auf einer Reise zu seinem sterbenden Vater war er gefangen und hierauf an einen Kaufmann zu Livorno verkauft worden.

Bossani beschenkte ihn wieder, und wünschte ihm ein besseres Schicksal. Allein sein Edelmuth trieb ihn an, da er ruhiger die Erzählung des Unglücklichen überlegte, noch mehr zu thun. Er erkundigte sich, wie hoch sich das Lösegeld belaufen werde; glaubte, solches bezahlen zu können, wenn er seinem Vergnügen etwas abbräche, und wandte sich nun, ohne einen Augenblick zu verlieren, mit so gutem Erfolge an den Kaufmann, daß er für die Summe von 140 Dukaten die Freiheit dieses Türken erhielt. Er behielt sich das Vergnügen vor, dem Gefangenen diese frohe Botschaft selbst anzukündigen. Mit Entzücken hörte sie der Türke an, küßte ihm tausendmal seine Füße, nannte ihn seinen Retter und Befreier, und betheuerte: seine erste Sorge soll seyn, wenn er wieder nach Hause käme, ihm zu Livorno oder Genua das Lösegeld zehnfach zurückbezahlen zu lassen.

„Nein,“ — sagte der Genueser — „ich habe Ihnen ohne Eigennutz gedient, und ich bin genug dafür belohnt. Wenn Sie sich aber zu einiger Erkenntlichkeit für verbunden erachten, so bitte ich Sie, üben Sie solche in Ihrem Vaterlande gegen einen von den unglücklichen Christen aus, die daselbst in jenem Zustand seufzen, aus welchem Sie jetzt erlöst sind. Bemühen

Sie sich, Einen anzufuchen, der Ihre Aufmerksamkeit verdient, und begegnen Sie ihm so, wie Sie mir begegnen würden!“

Der Türke machte sich unter tausend Versicherungen dazu anheischig, und verließ Ivorno unter vielen Segenswünschen, die er über seinen edelmüthigen Wohlthäter aussprach.

Die Saat des Guten, welche der junge Genueser ausstreute, sollte ihm Segen bringen; so hatte die weise Vorsehung beschlossen, welche nicht selten den Edelmutb hienieden schon belohnt.

Vossani, welcher seine Reise fortsetzte, kam endlich auch nach Venedig. Hier fesselte die Richte eines Correspondenten seines Vaters sein Herz so, daß er sich entschloß, sie zu heirathen. Sie war die Tochter eines Maltbeser Kaufmanns, der wieder nach seiner Insel zurückgegangen war, nachdem er sie zu seinem Bruder nach Venedig gebracht hatte. Da die Parthie für ihn selbst sehr vorthailhaft war, so schrieb er nach Genua, bat, wie es sich Kindern geziemt, seinen Vater um die Einwilligung, erhielt diese, und entschloß sich, mit Einwilligung des Oheims seiner Braut, die Hochzeit zu Maltba zu feiern.

Alle drei gingen mit den süßesten Hoffnungen zu Schiffe. Ein günstiger Wind brachte sie bis in die Nähe von Maltba. Sie sahen den Hafen schon vor sich, als ein türkischer Corsar, der seinen Raub suchte, auf ihr Schiff fiel, und es ohne Widerstand wegnahm. Sie wurden sogleich nach Smyrna geführt, wo die Ketten der Türken und ein elendes Leben ihrer warteten. Man führte sie bald, mit Ketten belastet, an den Ort, wo die Sclaven verkauft wurden. Man kann sich ihre Traurigkeit und ihre Thränen in diesen Umständen leicht vorstellen. Verschiedene Türken kamen, sie zu kaufen, und das junge Mädchen wurde zuerst weggeführt. Vossanis Bestürzung in dieser kläglichen Lage läßt sich nicht beschreiben. In wenigen Tagen sein Vermögen; seine Freiheit, seine Braut zu verlieren: — das heißt, auf einmal solche Schläge empfinden, wovon jeder für sich als das grausamste Unglück angesehen werden kann. Man denke sich noch, daß der Türke, welcher die junge Maltbeserin kaufte selbst ein junger Mensch war, der auf den ersten Anblick began.

bert von ihr zu seyn schen, und sich gleichsam im Triumphe mit einer so schönen Beute hinweg begab.

Der Genueser überließ sich beinahe der Verzweiflung, als er selbst von einem Türken gekauft wurde, der mit seinem Wuchse und seiner Jugend zufrieden war. Die Muhamedaner behandeln die Christen-Sclaven nicht besser, als ihre Pferde, und kaum so gut. Der junge Mensch, welcher in der Niedergeschlagenheit den Kopf hängen ließ, mußte erwarten, daß man ihn denselben auf eine raube Art in die Höhe stoßen würde, um sein Gesicht recht zu betrachten. Indessen begnügte sich doch der Türke, der seine Gestalt untersuchte, nur damit, daß er ihm mit vieler Sanftmuth das Kinn in die Höhe hob. Und ein einziger Blick gab ihm in diesem Sclaven seinen Erretter von Livorno zu erkennen. Es war derselbe Türke, welchen der junge Genueser vor vier Monaten befreit hatte. Das Erstaunen benahm ihm Anfangs die Sprache. Er traute seinen eigenen Augen nicht, er hob wohl zwanzigmal seine Hände gen Himmel empor. Endlich warf er sich, mit einem von Zärtlichkeit und Freude ganz erfüllten Herzen, in einer unaussprechlichen Regung der Dankbarkeit vor den Augen aller Anwesenden zu den Füßen seines Wohlthäters. Er rief, indem er ihn umarmte: „O der beste unter allen Christen! o der großmüthigste unter allen Menschen! So setzt mich denn der Himmel in den Stand, daß ich Ihnen selbst mein Vermögen, mein Leben und Alles, was ich Kostbares habe, anbieten kann! Alles gehört Ihnen. Kommen Sie, seyen Sie mein Herr zu Smyrna, ich bin ihr Sclave, so wie ich der des Kaufmanns zu Livorno war!“

Diese Aeußerungen setzten alle Türken in Erstaunen. So gerührt der Genueser auch war, so ging seine erste Sorge doch nicht auf sich. „Ich treffe Sie an, sagte er, — und das ist ein großes Glück für mich; aber Freiheit und Leben sind mir kein Geschenk mehr, wenn Sie nicht auch ein Mittel finden, mir meine Braut wieder zu schaffen. Einer von Ihren jungen Türken hat sie von mir weggeführt.“

Der Türke eilte fort, um Erkundigung einzuziehen, und kam vergnügter zurück, als er weggegangen war. Froh rief er dem schwermüthigen Jüngling entgegen: „Nichts ist uns zu,

wünschen übrig; ich kann Ihnen nicht allein die Freiheit, sondern auch das wieder geben, was Ihrem Herzen das Theuerste ist.“ Halib's ältester Sohn kam sodann mit der Braut zurück, die er selbst zum Dienste seiner Mutter gekauft hatte. Mit welcher Bonne sanken sich nun die fürchterlich Getrennten in die Arme! Der alte Halib weinte Freudenthränen.

Uebrigens war der glückliche Kauf, welchen der Sohn gemacht hatte, die Ursache, daß auch Halib auf den Markt ging. Denn als sein Sohn die Christen-Sclavin nach Hause brachte, fragte der Vater: ob nicht noch andere Christen zu verkaufen da wären, in der Absicht, einige zu befreien, wie er es zu Livorno versprochen hatte.

Man fand auch mit leichter Mühe den venetianischen Kaufmann, und der Türke Halib bezahlte auch für ihn die Auslösung. Halib besorgte nun ihre Rückkehr nach Malttha; er entließ sie mit großen Geschenken, und mit der Befräftigung des Sagés: daß derjenige, der edel gehandelt und Wohlthaten ausgeübt hat, eine Saat ausstreue, die früh oder spät sichere Früchte bringt.

Die Geretteten verließen nun Asten, und Alle genossen in ihrem Vaterlande eine Glückseligkeit, die um so lebhafter empfunden ward, weil sie auf große Widerwärtigkeiten folgte.

So wurde durch einen Türken der Edelmuth eines christlichen Jünglings belohnt.

*

Wohlthun ist ein gesegneter Garten, und Barmherzigkeit wird ewig leben. Sir. 40. 17. — Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, daß thut ihnen auch. Matth. 7. 12. Vergesst nicht, wohlthätig zu seyn, und mitzutheilen; denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Hebr. 13. 16. Geben ist seliger, als Nehmen. Apostelgesch. 20. 35.

Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten. Spr. Sal. 19. 17. — Mit eben dem Maaße, mit welchem ihr messet, wird man euch wieder messen. Luk. 6. 38.

Die edler Liebe Saat
 Unermüdet tren hiernieden;
 Auch die kleinste Edeltbat
 Kehrt der Seele süßen Frieden.
 'Lieb' und Dank ist hier dein Lohn,
 Segen eink' vor Gottes Thron.

E h r e r b i e t u n g.

Jedem Menschen sind wir Achtung schuldig, schon deswegen, weil jeder Gottes Ebenbild ist. Ganz besonders aber sollen Kinder Jenen mit Ehrerbietung begegnen, die ihre Wohlthäter sind, und dieß durch ein solches Benehmen zeigen, aus welchem Der, der ihnen Gutes erwiesen hat, sehen kann, daß sie die Abhängigkeit von ihm erkennen, und die an ihm bemerkte Vollkommenheit der Gesinnungen gebüßig zu schätzen wissen. Das Bestreben, durch äußere Handlungen seine große Achtung gegen Jemanden auszudrücken, heißt Ehrerbietung. Ein Kind, welches seine Aeltern als seine größten Wohlthäter in diesem Leben erkennt, gibt ihnen daher alle Beweise hoher Achtung, vermeidet sorgfältig jede Geringschätzung in Betragen, in Fragen oder Antworten, und hat seine Freude daran, wenn es im Hause und außer demselben immer durch äußere Handlungen das Gefühl seiner Achtung vor ihnen zu erkennen geben kann.

I. Sey ehrerbietig gegen deine Aeltern.

1. Unter den vier heiligen Spielen, welche einst in Griechenland statt fanden, waren die olympischen die feierlichsten, größten und berühmtesten, welche als Rational-Feierlichkeit die verschiedenen Rationalstämme aufs Genäueste vereinigten. Sie hatten ihren Namen von dem geheiligten Orte Olympia in Elis, wo sie gefeiert wurden, oder auch dem Jupiter Olympius, der hier einen berühmten Tempel hatte. Sie wurden von 4 zu 4 Jahren gehalten, und von allen Orten und Enden Griechenlands strömten Menschen herbei, besonders, da man hier oft alte Bekannte und

Waffenfreunde wieder fand, die Wettkämpfe und Spiele überhaupt aber alle Herzen der Griechen anzogen. Anfangs waren es nur solche Spiele, bei welchen man Stärke und Gewandtheit des Körpers zeigen konnte, oder Turnübungen, wie man es in neuerer Zeit nannte, als Faustkämpfe, Wettlaufen, Ringen, Lanzen und Springen, Tragen, Werfen mit tellergroßen metallenen Scheiben; später aber hielt man auch Wettkämpfe des Geistes und Wises, und Dichter, Redner und Geschichtschreiber lasen hier ihre Werke vor; selbst in der Tonkunst wurden Wettstreite gehalten. Der Preis des Sieges in jeder Art der Spiele war ein Kranz von den Zweigen des Delbaumes, ein Kranz, den man in Griechenland höher hielt, als Geld und Gut. Die Ehre belohnte, nicht das Gold. Man nannte die Namen der Sieger laut vor der Versammlung, und sie zogen, prächtig gekleidet, mit Palmzweigen in den Händen unter Gesang, Flötenspiel und Zimbeln einher. Aus ihrer Vaterstadt zogen ihnen die Mitbürger mit Lob- und Freudengesängen entgegen, trugen sie bisweilen eine Streife auf den Händen, führten sie feierlich in die Stadt oder den Wohnort ein, und ihre Bildsäulen wurden in der Stadt Olympia aufgestellt.

Diagoras, ein edler Grieche aus Rhodus, der einst selbst einen Siegerkranz errungen hatte, brachte in seinem Greisenalter zwei seiner Söhne zu den Spielen. Sie kämpften, und gewannen beide den Siegerkranz. Freude glänzte auf dem Angesichte ihres ehrwürdigen Vaters, und die Nachbarn drückten theilnehmend dem wackeren Greisen die Hand.

Alein seine beiden Söhne, welche von Jugend an mit inniger Achtung und Liebe ihrem Vater begegnet waren, fühlten sich zwar des errungenen Preises wegen sehr beehrt und beglückt; es schwebte aber in jenem feierlichen Augenblicke Alles lebendig vor ihrer Seele, was der Vater zeitlebens ihnen Gutes erwiesen, mit welcher edlen Gesinnung er sie stets behandelt hatte; und beide boten sich die Hand, gingen auf ihren Vater zu, setzten die Siegeskränze auf dessen Haupt, und umarmten ihn mit Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Ein außerordentlicher Jubel verbreitete sich sogleich auf dem Kampfplatze; alle Griechen waren über diese schöne Handlung

Kindlicher Ehrerbietung sehr erfreut, und da nun die Söhne den Vater unter dem versammelten Volke auf ihren Schultern umhertrugen, warf Alles dem glücklichen Greisen Blumen zu, und Einige riefen: „Stirb, Diagoras, du hast nun nichts mehr zu wünschen!“

Diese Begebenheiten alle, besonders aber die rührenden Beweise der Ehrerbietung, welche seine Söhne öffentlich ihm gaben, wirkten so sehr auf den guten Vater, daß er dem Entzücken unterlag, und wirklich starb. Alle Griechen aber segneten die edlen Söhne, die den Vater so glücklich gemacht hatten; und diesen Segen hatten sie auch verdient.

2. Solon, der Gesetzgeber Athens, wurde von dem reichen Erbsus, dem letzten Könige von Lydien, sehr geschätzt. Erbsus besaß so viele Reichtümer, die er vorzüglich aus Bergwerken und dem Goldsande des Flusses Pactolus gezogen haben soll, als vor ihm kein König besessen hatte. Solon hielt sich einige Zeit am Hofe dieses Königs auf, und als er dessen Schätze und Kuchtkammer gesehen hatte, fragte ihn Erbsus: wen er für glücklich halte? Der König that die Frage in der sicheren Erwartung, daß Solon ihn selbst nennen würde. Allein Solon antwortete: „Für wahrhaft glücklich halte ich Cleobis und Biton, die zwei Brüder, welche ein Muster der Ehrerbietung sind, die man Ältern schuldig ist; denn als ihre Mutter, die eine Priesterin ist, an einem hohen Feste sich nach dem Tempel der Juno begeben wollte, und die Ochsen, die sie gewöhnlich dahin zogen, zu lange ausblieben, spannten sie sich selbst vor den Wagen, und zogen ihre geliebte Mutter zwei Meilen weit, bis zum Tempel, fort. Alle Mütter wünschten, voll Verwunderung und Entzücken, ihr darüber Glück, daß sie solche brave Söhne zur Welt gebracht hätte!“

So pries selbst einer der größten und weisesten Gesetzgeber der Vorzeit jene Kinder glücklich, die mit Hochachtung den Ältern begegnen, und diese durch alle Merkmale äußerlich zu erkennen geben.

3. Ferdinand II., der in der Mitte des 12ten Jahrhunderts das Königreich Leon, jetzt eine spanische Provinz, be-

herrschte, liebte seinen Sohn Alphons IX. so sehr, daß er vom Throne stieg, und denselben, ungeachtet seiner Weigerung, an seine Stelle setzte. Alphons verdiente auch diese große Liebe; denn er lebte, so zu sagen, ganz und allein für seinen Vater, und betrug sich gegen ihn immer so, wie es einem guten Sohne geziemt. Immer war er um ihn, und er verließ ihn nur dann, wenn die Besorgung der Angelegenheiten des Staates es forderte. Wenn er sich genöthiget fand, gegen die Feinde der Christen zu Felde zu ziehen, so ging er nie aus dem Palaste, ohne sich den Segen seines Vaters zu erbitten, und kehrte er dann zurück, so führte ihn sein Herz vor Allem zu den Füßen seines theueren Vaters hin. War Alphons nicht bei seinem alten Vater, so brauchte er die Vorflucht, Leute bei ihm zu lassen, deren Eifer und Treue er genau kannte. Oft stand er des Nachts auf, um selbst zu sehen, ob sein Vater schlafe oder ob er etwa durch eine ihm zugestossene Unpäßlichkeit in seiner Ruhe gestört worden seyn möchte. In seines Vaters Gegenwart setzte er sich nicht eher nieder, als bis er die Erlaubniß dazu erhalten hatte.

Einst erhielt Alphons einen glänzenden Sieg über die Mauren, das ein Volk war, der muhamedanischen Religion zugethan, und in Spanien einst eingewandert. Ferdinand fühlte ein großes Verlangen, seinem Sohne entgegen zu gehen, theils um über den jungen Helden seine väterlichen Segnungen mit Thränen der Freude zu ergießen, theils auch ihm den frohen Anblick zu verschaffen, daß sein Vater eine solche Gesundheit genieße, als es sein Alter nur immer erlaube. Der gute Greis verlangte durchaus, daß man ihn in einer Sänfte, ungeachtet seiner Schwächlichkeit und gegen die Vorstellungen derer, die ihm ergeben waren, seinem Sohne entgegen tragen sollte. Seine Diener äußerten: „Sie wissen es, gnädigster Fürst! daß der König ausdrücklich befohlen hat, für Ihre Erhaltung zu wachen!“ Sie suchten ihn zurückzuhalten; Ferdinand aber sagte: „Meine Lieben! daß ich meinen Sohn als »Sieger umarmen kann, wird mir sicher alle meine Jünglingskräfte wieder geben. Versagt mir das nicht, und ich werde »glauben, daß ihr mir den wichtigsten Dienst geleistet habet, <

— Ferdinand ging also seinem Sohne entgegen, und kaum erblickte ihn Alphons, als er vom Pferde stieg, und in seines Vaters Arme eilte, von dem man ihn nicht trennen konnte. »O wenn mein Sieg mir große Freude verursacht, so ist es, weil er mir durch die Liebkosungen meines Vaters belohnt wird!« rief er aus, und folgte der Gänste Ferdinands zu Fuße nach. Vergebens suchte der Vater ihn dazu zu vermögen, daß er sich wieder auf sein Pferd setzen sollte; vergebens stellte er ihm vor, es sey nicht schicklich, daß er, während sein ganzes Gefolge zu Pferde sitze, allein zu Fuße gehe. »Diese sind nicht Ihre Söhne!« erwiderte Alphons mit kindlicher Ehrerbietung, und ließ sich nicht abweisen. Als sie vor dem Pallaste angekommen waren, nahm er seinen Vater in die Arme, und trug ihn in sein Zimmer. »Mein Vater!« sagte er zu ihm, »Sie wissen wohl, wie weit Ihre Liebe zu mir geht; aber wie weit die meinige zu Ihnen reiche, das wissen Sie nicht; Sie schränkt sich noch lange nicht darauf ein, daß ich Sie zu Fuße begleite, ich beneidete sogar Ihre Diener, welche die Gänste trugen, um des Dienstes willen, den Sie Ihnen dadurch erwiesen. Mehr als einmal gerieth ich in Versuchung, Sie stille stehen zu heißen, und Sie auf meinen Schultern fortzutragen.« Der gerührte Vater konnte nur durch Freuden-Thränen antworten. Nicht lange genoß Alphons noch die Freude, seinen Vater zu besitzen; denn er wurde in eine andere Welt gerufen, und Alphons erwies selbst noch der Leiche des geliebten Vaters alle Ehrerbietung, indem er ihr in Trauerkleidern, mit fliegenden Haaren, mit gebeugtem Haupte und betrübtem Herzen folgte.

Alphons war ein Sohn, des königlichen Purpurs werth!

4. Frühzeitig verlor Iselin, nachheriger Rathschreiber in Basel, seinen Vater, den er sehr liebte. Seine Mutter, eine vortreffliche Frau, die den größten Antheil an der Bildung seines Geistes und der Veredlung seines Herzens hatte, liebte er mit aller Ehrerbietung bis an ihr Ende. Wenn er auch viele Besuche von Freunden und Bekannten hatte, oder von einer Menge Geschäfte überladen war, so gab er sich doch alle Mühe, täglich wenigstens eine halbe Stunde zu ge-

winnen, um sie bei seiner geliebten Mutter zuzubringen. Bei ihr erholte er sich von seinen Anstrengungen; bei ihr war ihm allein wohl. Oft nahm er seine vertrauten Freunde mit sich, führte sie zu seiner Mutter, und gab ihr dann in Gegenwart jener alle Beweise seiner Hochachtung und kindlicher Ehrerbietung. Dieses edle Benehmen als ehrerbietiger Sohn gewann ihm die Achtung und Verehrung aller guten Menschen; denn wer seine Aeltern innig liebt und ehrt, verdient wieder Liebe und Ehre.

5. Das gute Kind erweist seinen Aeltern alle Ehrerbietung, wenn es auch eine hohe Stelle bekleidet, und zu großen Würden gelangt ist.

Thomas Morus war im Jahre 1480 zu London geboren und studirte zu Orfort. Wissenschaft und Tugend suchte er von Jugend auf, und er fand auch beide. Ungern ging er an den Hof, wo er sich viel Ansehen, und endlich das Amt eines Kanzlers im Herzogthum Lancaster erwarb. So sehr er aber in der allgemeinen Achtung und im Zutrauen seines Fürsten stieg, so war er doch nicht so pflichtvergessen, im Glücke seinen Aeltern die gebührende Ehrerbietung zu versagen. Er war gelehrt, aber auch gottesfürchtig, tugendhaft und gerecht. Als er die Stelle eines Großkanzlers verwaltete, war sein Vater, Sir Johann, einer von den ältesten Richtern auf der königlichen Bank, und es war ein sehr ungewöhnlicher Anblick in Westminster-Hall, daß man zwei so wichtige Stellen zu gleicher Zeit mit einem Vater und dessen Sohn besetzt sah. Rührend war aber der Anblick, wenn das Gericht der königlichen Bank seine Sitzung hielt, und der Kanzler in die Gerichtsstube kam, so ging er allzeit vorher in dieses Gericht, kniete da vor seinem ehrwürdigen Vater in Gegenwart Aller nieder, und bat um seinen Segen. Während dieses geschah, wurde manches Auge der Richter feucht. Wenn es sich zutrug, daß sie einander bei den Versammlungen zu Lincolns Inn begegneten, bot Thomas Morus allezeit seinem Vater den Vortritt an, obgleich dieser, in Ansehung der hohen Würde seines Sohnes, es immer zu vermeiden suchte. Dieser edle Mann und Sohn verlor auf ungerechte Art unter König Hein-

rich VIII. am 6ten July 1535 auf dem Blutgerüste sein Leben, weil er eine unselige Leidenschaft des Königs nicht billigen, und keinen unerlaubten Eid leisten konnte.

6. Der Rittmeister Kurzbagen vom ehemaligen Zietthenschen, dann Göding'schen Leibhusaren-Regiment war eines an der mecklenburgischen Gränze ansässigen märkischen Landmanns Sohn, und hatte sich zu seinem Posten nur durch persönliches Verdienst hinauf gehoben. Bei seiner Rückkunft auf dem siebenjährigen Kriege marschirte er als Rittmeister und Chef einer Schwadron in Parchim wieder ein, wo er ehemals als gemeiner Husar gestanden hatte. Seine beiden Aeltern, gemeine Landleute, nach mecklenburgischer Sitte gekleidet, erwarteten ihn auf dem Markte. Sobald Kurzbagen sie sah, sprang er vom Pferde, übergab seinem Lieutenant die Schwadron, und umarmte öffentlich seine Aeltern. Nachher behielt er sie lebenslang bei sich, und ließ sie stets an seiner Tafel sitzen, wenn auch Besuch von angesehenen Personen da war. Kleinliche, niedrig denkende Menschen bemerkten dies, und murrten so laut darüber, daß es zu den Ohren des Generals Zietthen kam. Was that dieser große General? Glaubt ihr wohl, er werde das Benehmen Kurzbagens gegen seine Aeltern mißbilliget haben? — Nein, er that, was jeder große, wackere Mann an seiner Stelle gethan haben würde; er besuchte Kurzbagen, sagte ihm, daß er alle Officiere seiner Garnison zu sich einladen sollte, und fragte dann den guten Rittmeister an der Tafel: „Wo sind denn Ihre würdigen Aeltern? Lassen Sie sie gleich herkommen, und wegen meiner ja nicht von der Tafel wegbleiben!“ Nun ging Zietthen selbst hin, holte die ehrwürdigen Alten, setzte sich in ihre Mitte, drückte dem alten Vater traulich die Hand, und stand dann mit den Worten, das gefüllte Glas in der Hand, auf: „Auf, meine Herrn! Auf das Wohl dieser würdigen Aeltern, der braven Aeltern eines braven und verdienstvollen Sohnes!“

Ihr könnt euch vorstellen, liebe Kinder, wie sehr das Beispiel eines so berühmten Mannes, wie General Zietthen, der selbst so herrliche Beispiele kindlicher Ehrerbietung und Liebe gegen seine alte Mutter gegeben hatte, auf jene Menschen in

der Gesellschaft gewirkt haben muß, die vorher über den edlen Sohn und sein liebevolles, ehrerbietiges Betragen gegen seine Aeltern die Nase rümpften. Sie schämten sich ihrer bösen Urtheile. Wenn Kurzhagens Aeltern sich nicht alle Mühe gegeben hätten, ihren Sohn etwas lernen zu lassen und ihm Liebe zur Tugend und Rechtschaffenheit einzufößen, glaubet ihr wohl, daß aus ihm der von Jedermann hochgeachtete, brave Mann und dankbare, ehrerbietige Sohn geworden wäre, der er wirklich war? Wenn ihr einst das schöne Schauspiel von Engel: der dankbare Sohn, lesen solltet, so erinnert euch, daß es Kurzhagens Geschichte ist.

Friedrich der Einzige hatte Kurzhagen, welcher indessen Ritter des Verdienstordens geworden war, einst zur Tafel einladen lassen. Hier fragte er ihn nun, vermuthlich, um seine Gesinnungen zu prüfen: „Von welchem Hause stammen Sie ab, lieber Kurzhagen?“ — „Von gar keinem, Euer Majestät!“ erwiderte der Rittmeister; „gemeine Landleute sind meine Aeltern, und ich möchte sie um keine andern Aeltern in der Welt vertauschen.“ — „Das heißt edel gedacht!“ sprach der große Monarch, und eine Freudenähre floss über seine Wangen. „Wehe dem, der klein genug denkt, sich seiner Aeltern und Verwandten zu schämen; er ist dann kein edler Mann und kann auch keiner werden!“

Fürsten und Große ehren Jenen, der seinen Aeltern mit Ehrerbietung dann auch noch begegnet, wenn er in Ansehen steht, sie aber arm sind.

7. Nicht minder rührend ist es, von Kindern zu wissen, daß sie sich ihrer unglücklichen Aeltern nicht schämten, sondern diesen auch im Elende mit Achtung und Ehrerbietung begegneten.

In einem Städtchen im B — schen lebte ein Wittwer, der früher ein ziemliches Vermögen besaß, und recht gut hätte bestehen können, wenn er in seinem Handwerke fleißig gearbeitet hätte. Allein böse Gesellen zogen ihn von der Arbeit und seinem Hause weg, und Tage lang saß er dann im Wirthshause, trank und spielte so lange, bis sein Vermögen durchgebracht war. Seine einzige Tochter, Josepha, bat den Va-

ter oft mit Thränen, er möchte doch zu Hause bleiben und seinem Handwerke wohl vorstehen, indem sonst nur Untergang ihrer warte. Die gute Tochter weinte, bat umsonst; so groß ist die Macht des bösen Beispiels und der Gewohnheit, daß selbst die Thränen eines unschuldigen Kindes den Verführten nicht mehr für die Tugend zu gewinnen vermögen. Der Bürger gerieth zuletzt in Schulden, aus welchen er sich nicht mehr herauszuwinden wußte; und gesellte sich dann zu einer Bande von Falschmüngern, gab sein wenig Silber den Betüglern gar hin, in der Erwartung, eine reiche Ausbeute zu erhalten. Allein, das Maaß seiner Vergehungen war voll; die Bande wurde aufgehoben, verhört, gerichtet und zu zwanzigjähriger schwerer Zuchthausstrafe verurtheilt.

Wie schmerzlich war dies fürchterliche Urtheil der guten Josepha, die nun, nach dem Verluste ihres Vermögens, ihres väterlichen Hauses, welches zur Bezahlung der Gläubiger und Gerichtskosten verkauft wurde, auch noch den Vater verlieren sollte! Gerne hätte sie ihn mit der Arbeit ihrer Hände ernährt: allein die Gerechtigkeit forderte Strafe für den Frevel. So sehr auch ihr Vater gefehlt hatte, so tief er gesunken war, so vergaß Josepha doch nicht, daß er ihr Vater auch im Unglücke sey, erinnerte sich der frühern Jahre mit kindlicher Dankbarkeit, und führte sich zu Gemüthe, wie viel er ihr Gutes gethan hatte. Sie bat, vor seiner Wegführung in das Straßhaus ihn noch einmal sehen und sprechen zu dürfen, was ihr auch bewilliget wurde. Sie fiel dem in Ketten geschlagenen unglücklichen Vater in die Arme, weinte bittere Thränen, dankte ihm für Alles Gute, und sprach ihm manches Wort des Trostes zu. Unter dem herzlichsten Bedauern wurde der Unglückliche dann an einem Morgen früh in das Straßhaus abgeführt, und Josepha, die arme, verlassene Waise, ging an jenem Morgen in eine Kirche, betete mit kindlicher Ergebung zum liebevollsten Vater aller Menschen um Verzeihung für ihren Vater, um Trost für sich, und bat Gott recht kindlich, daß nun er ihr Vater seyn, und sie nicht auf die Wege des Verderbens gelangen lassen möchte. Und Gott erhörte sie: denn eine vornehme Herrschaft hörte von Josephas Unglücke,

und nahm sie in ihr Haus als Dienerin auf. Obwohl sie damals erst 15 Jahre alt und etwas schwächlich war, so verrichtete sie doch die ihr aufgetragenen Arbeiten mit solcher Werthständigkeit und Ausdauer, daß sie sich die vollste Achtung und Liebe ihrer Herrschaft erwarb.

Nach sechs Jahren machte die Herrschaft eine Reise, bei welcher Josepha sie begleitete. Der Weg führte sie durch jene Stadt, in welcher ihr Vater gefangen saß. Welche Gefühle ihr Herz bewegten, als Josepha die Thürme jener Stadt sah, und dachte: dort liegt mein armer, unglücklicher Vater! — das kann ich euch nicht beschreiben. Eine Thräne nach der andern rann aus ihren Augen, und die liebevolle Herrschaft ahnte die Ursache der heftigen Bewegungen, die Josepha verricht; sie sprachen ihr Muth und Trost ein, und erlaubten ihr, ihren Vater besuchen zu dürfen, wenn sie es verlange. Die Sonne wollte eben untergehen, als sie durch die Thore der Stadt fuhren; die letzten Strahlen derselben brachen sich an den großen Häusern, und verbreiteten einen sanften Schimmer über sie. Der Gasthof war erreicht, man stieg ab, und der Bediente der Herrschaft brachte mit Josepha das Gepäck derselben, die unterdessen in den Gasthof eingetreten war, in Sicherheit. Da sagte der Bediente, welcher Franz hieß: „Höre, Josepha! Du wirfst doch deiner Herrschaft die Schande nicht anthon, und deinen Vater hier im Zuchthause besuchen; was müßten die Menschen denken, wenn sie erführen, daß dein Vater ein Verbrecher wäre?“ — Thränen strömten bei dieser harten Rede über Josephas Wangen; sie fand kein Wort, dem gefühllosen Diener zu antworten. Da vernahm man die Straße herauf ein Rausen von Ketten, und es bewegte sich ein langer Zug durch dieselbe, an dessen Spitze Soldaten, wohl bewaffnet, einbergingen. Es waren die unglücklichen Verbrecher, welche aus dem Zuchthause bisweilen gelassen wurden, um auf der Straße zu arbeiten. Schauerlich war es, diese Unglücklichen, mit Ketten an Händen und Füßen, still und lautlos, nur vom Gerassel der Ketten begleitet, die Straße durchziehen zu sehen. Josepha erblaßte, so sehr hatte sie der schreckliche Anblick ergriffen. „Ist wohl mein armer Vater auch

dabei!“ dachte sie, und spähte mit scharfem Auge in den erst bleichten Gesichtern der Gefetteten. Da sah sie am Ende des Zuges — ihren Vater bleich und elend einhergehen. Sie faßte sich, ging ihm entgegen, reichte ihm die Hand, indem sie unter bittern Thränen dieselbe küßte und sagte: «Gott grüße euch, lieber Vater!» Der Unglückliche staunte, ließ vor Schmerz und Freude einen Schrei, daß alle Umstehenden erschrecken, und in diesem Augenblicke lagen sich Vater und Tochter, stumm und in Thränen, in den Armen. Kein Auge blieb trocken, selbst der harte Franz und die noch härtern Gefangen-Hüter waren tief bewegt. «O wie freut es mich, rief Josepha, daß ich euch wieder sehe! Darf ich euch besuchen?» — Der Vater konnte nur die Hand ihr drücken, nicht antworten; ein Soldat, der Anführer, sagte Josephen, daß es wohl erlaubt seyn dürfte, wenn sie bei der Obrigkeit darum bitte. Sie schieden; der schauerliche Zug bewegte sich wieder vorwärts, und lange sah Josepha ihm nach, bis er hinter einer Straßenecke sich verlor.

Die Herrschaft hatte alles aus den Fenstern des Gasthofes mit angesehen, und die gute Frau errieth leicht, wer jener Gefangene gewesen sey. Sie sprach Josephen Trost zu, und der Herr sagte zu ihr: «Josepha! ich ehre dich; denn ich sehe, daß du nicht zu den niedrig denkenden Menschen gehörst, welche ihrer unglücklichen Aeltern sich schämen. Du hast selbst dem in Ketten geschlagenen, unglücklichen Vater öffentlich Beweise gegeben, daß das Gefühl der Dankbarkeit und Ehrfurcht in dir noch lebe; du bist mein gutes Kind, und ich werde für dich sorgen, und auch für deinen Vater mich verwenden.»

Und wirklich nahm der Herr am andern Morgen Josephen bei der Hand, und sagte ihr, daß auch er ihren Vater besuchen werde. Ach! es war ein schwerer Gang, den Josepha machte. Sie erhielten Einlaß, und bald schloß der Kerkermeister das Gefängniß auf, in welchem der Vater war. Erlosset mir, liebe Kinder, euch die Scene zu beschreiben, als Vater und Tochter an diesem schauerlichen Orte sich wieder sahen, und wechselweise sich zu trösten suchten; tief bewegt waren der

Herr und der Kerkermeister. Wohl eine halbe Stunde war Josepha bei dem Vater, und wußte ihn so zu trösten, daß er ruhiger wurde. Der Herr aber erkundigte sich bei dem Kerkermeister, wie sich dieser Gefangene betrage, und erfuhr, daß er einer der stillsten und ordentlichsten sey, und allen andern ein gutes Beispiel gebe. Und da legte der gute Herr eine beträchtliche Summe Geldes in die Hand des Vorstehers, indem er ihn bat, dafür etwas bessere Kost, ein Bett u. d. gl. dem Unglücklichen anzuschaffen, was jener auch zu thun versprach und wirklich that. Josepha schied von ihrem Vater, küßte ihm mit Ehrerbietung noch einmal die Hand, und sprach ihm Worte religiösen Trostes ins Herz. Sie umarmte ihn noch einmal, dankte ihm für alles früher empfangene Gute, tröstete ihn mit kindlicher Liebe und — ging wieder durch die schauerlichen Hallen des Straffhauses dem Gasthose zu. Mehrere Tage war sie tief bewegt, bis endlich die Zeit jene tiefen Eindrücke des Schmerzens und der Freude wieder heilte. Sie sah ihren Vater nicht mehr; Kummer hatte sein Herz zernagt, und er starb ein halbes Jahr nach dem Besuche seiner guten Tochter.

Wie viele Kinder würden, wie Josepha, gehandelt haben! Möchte doch kein Kind vergessen, daß es Ehrerbietung auch dann noch seinen Aeltern schuldig sey, wenn diese in Elend gesunken und unglücklich sind.

8. Auf dem Graben in Wien kehrten Züchtlinge das Pflaster. Ein wohlgebildeter junger Mensch kam die Straße herauf, nahte sich einem Züchtlinge, und küßte ihm mit Ehrfurcht die Hand. Dieses sah der Staatsrath, Baron von Kressel, aus einem Fenster, ließ den jungen Menschen zu sich holen, und sagte ihm: «Junger Mensch! es ist durchaus unschicklich, einem Verbrecher auf öffentlicher Straße die Hand zu küssen.» — Der Jüngling war zwar etwas bestürzt; aber schnell faßte er sich, und erwiderte mit bewegter Stimme: «Verehrtester Herr! dieser Verbrecher ist mein Vater!» — Diese schöne Handlung kindlicher Ehrerbietung rührte den Staatsrath von Kressel, und er erzählte dem Kaiser den ganzen Vorgang. Der Kaiser freute sich eines solchen edlen Sohnes, und gab Befehl, dem jungen Menschen, welcher Krap-

penberger hieß, das erste ledig werdende Stipendium zu erteilen.

Dieser brave Sohn beschämt so viele Söhne und Töchter, welche sich, wenn sie groß geworden sind, über die Pflichten gegen ihre Aeltern hinaussetzen, oder, wenn sie vornehmer, reicher oder gelehrter, als ihre Aeltern sind, sich derselben gar schämen, und in deren Unglücke sie vergessen und verlassen.

*

Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache andackern, und die jungen Adler fressen. Spruch. Sal. 30. 17: — Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme; denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder. Spotte deines Vaters Gebrechen nicht, denn es ist dir keine Ehre; denn den Vater ehren, ist deine eigene Ehre, und deine Mutter verachten, ist deine eigene Schande. Sir. 3. 9 — 13. — Du sollst Vater und Mutter ehren. Matth. 15. 4.

Mein liebes Kind, du mußt recht ernstlich dich befeigen,
Den Aeltern Ehrerbietung immer zu beweisen;
Wenn Liebe gegen sie und Ehrfurcht in dir wohnt,
So wirst du sicher hier, und jenseits einst belohnt.

Unsere heilige Religion sagt uns: daß wir jedermann ehren und schätzen, und jedem Ehre erweisen sollen, dem Ehre gebührt. Röm. 13. 7. Neben den Aeltern verdient besonders das Alter die Achtung der Kinder und aller Menschen. Graue Haare sind eine Krone der Ehre, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden wird; mit Ehrfurcht muß man ihnen begegnen, denn aller Achtung und Ehre ist das Alter werth.

Wie schändlich ist es von bösen Kindern, wenn sie keine Achtung vor alten Leuten haben, ja vielleicht gar so verworfen sind, daß sie ihrer spotten! Liebe Kinder, begegnet doch dem

Alter mit Achtung und Ehrerbietigkeit; alte Leute waren schon lange da, ehe ihr waret, und waren schon lange vorher, was ihr jetzt seyd, und lange schon, was ihr mit der Zeit erst werden müsset. Wenn ihr erfahrener Rath nicht wäre, ginge es manchen Menschen sehr böse; ihre Lehren sind aller Beachtung werth; von ihnen könnet ihr Weisheit, die Lehre des Verstandes und ein untadelhaftes Betragen lernen, so wie wahre Klugheit und die Kunst, zur Zeit der Noth eine schickliche Antwort zu geben. Wie wehe muß es den alten Leuten thun, wenn böse Kinder ihre Gebrechlichkeiten zum Gegenstande ihres Spottes machen! Ein gutes Kind wird diese Schande nie über sich kommen lassen. Wenn ihr Haupt zittert, so zittert es von der Last, die es schon lange getragen hat. Wenn euere Kräfte zunehmen, so nehmen die ibrigen ab, und sie nehmen darum ab, weil sie viel gearbeitet, und für Viele sehr viel Gutes gethan haben. Euere Pflicht ist es, des Alters Gebrechlichkeiten mit Achtung zu behandeln, durch ehrerbietiges Benehmen der Alten Leben zu versüßen, ihre Freude und Stütze zu seyn. Gott straft böse Kinder, welche das Alter verhöhnen, wie ihr aus der biblischen Geschichte wisset, wo Bären jene bösen Knaben zerrissen, welche den alten Elifäus verspotteten. IV. Buch der Könige, 2. 24. Auf allen Kindern aber, welche das Alter ehren, ruht Gottes Auge mit Wohlgefallen, und solche werden auch ein glückliches Alter erlangen. Darum begegnet allezeit dem Alter mit Ehrfurcht und Liebe.

II. Sey ehrerbietig gegen das Alter.

1. Ein berühmter römischer Schriftsteller, Aulus Gellius, welcher unter Hadrian und den Antoninen lebte, und wegen seiner mannigfaltigen Kenntnisse und seiner schönen Schreibart sehr in Ansehen stand, schreibt: Bei den ältesten Römern stand weder eine hohe Geburt und Abstammung, noch Reichthum in so großem Ansehen, als das Alter. Die Alten wurden von den jüngsten Personen wie Aeltern, ja fast wie Götter, geehrt, und überall galten sie am meisten. Von Gastmählern wurden sie durch junge Leute nach Hause zurückbegleit-

ret, welche Sitte die Römer den Lacedämoniern abgelernt haben sollen. Nach den Albaner hielten die Alten in hohen Ehren.

Herodot, der älteste auf uns gekommene griechische Geschichtschreiber, geboren zu Halicarnass in Carien 484 Jahre vor Christi Geburt, schreibt von den Egyptiern: Darin kommen sie mit den Lacedämoniern überein, daß die jüngern den ältern Personen aus dem Wege gehen, und wenn ein Alter kommt, die Jünglinge von ihren Sitzen aufstehen.

Nirgend ist das Alter höher geehrt worden, als bei den Spartanern oder Lacedämoniern, einem der mächtigsten Völker des alten Griechenlands. Daher sagte auch der berühmte lacedämonische Feldherr Lysander, welcher den peloponnesischen Krieg durch die Eroberung von Athen beendigte: daß das Alter an keinem Orte mit so vieler Ehre wohne, als zu Sparta, und daß es gut sey, daselbst alt zu werden. Man findet in der alten Geschichte folgende schöne Erzählung, welche ein Beweis ist, wie die Lacedämonier ihre Kinder mit inniger Hochachtung gegen das Alter zu erfüllen, und sie anzuhalten suchten, ihm alle Zeichen der Achtung und Ehrfurcht zu geben.

Einst suchte ein Greis bei den olympischen Spielen, wo die Griechen von allen Stämmen versammelt waren, einen Platz, und niemand wollte weichen. Er ging durch die Reihen der Alten und Jünglinge, ohne daß sich Jemand bereit gezeigt hätte, ihm einen Platz abzutreten. Als er aber an den Ort kam, wo die Lacedämonier saßen, standen alle junge Leute ehrerbietig auf. Darüber erhob sich nun ein allgemeines Freudengeschrei, und der erfreute Greis tief aus: „Ihr Götter! Alle Griechen kennen die Tugend; aber nur die Lacedämonier üben sie aus!“

2. „Morgen ist ein großes Pferde-Rennen!“ — So hallte es durch alle Straßen eines **schen Städtchens, und überall bemerkte man Menschen, die mit den dazu gehörigen Vorberreitungen beschäftigt waren. Hier kam ein Wagen mit Fremden, dort kam eine Gesellschaft reisender Musiker; hier trug ein Diener Kannen und Gläser, um sie zu reinigen, dort ritt oben ein Kampflustiger auf einem schönen Pferde zum Thore.

herein. Ueberall war Leben und Regsamkeit, und Jedermann sah dem kommenden Tage mit großer Sehnsucht entgegen.

Der Morgen graute, und Alles war beschäftigt, Alles freute sich um so mehr, als der Himmel rein und die Witterung sehr günstig war. Unter Muffl zogen die zum Rennen bestimmten Pferde und Reiter auf die Rennbahn, wo sich bereits eine große Menge Menschen versammelt hatte. Auch Caroline A**, die Tochter eines angesehenen Bürgers jenes Städtchens, war in Begleitung einer Verwandten voll Freude auf die Rennbahn gegangen, um dem herrlichen Feste zuzusehen. Sie hatte einen sehr guten Standpunkt, von welchem aus sie die ganze Bahn leicht übersehen konnte. Pausen und Trompeten gaben das Zeichen zum Anfange des Festes, und die Pferde setzten sich, von flinken Reitern angeführt, in Bereitschaft; die weite Bahn zu durchfliegen. Da sah Caroline hinter sich eine alte, gut gekleidete Frau, welche sich alle Mühe gab, etwas zu sehen, aber wegen dem Gedränge und der tieferen Lage ihrer Stellung gar nichts sehen konnte. Caroline hätte zwar für ihr Leben gerne die flüchtigen Renner gesehen; allein in diesem Augenblicke schwebte ihr nur die schöne Lehre vor der Seele: Ehre das Alter! Sogleich wich sie von ihrem Platze, rief der alten Frau, und bat sie recht anständig, ihren Platz einzunehmen. Die gute Frau wollte Carolinen nicht ihrer Freude berauben; allein diese bat so angelegentlich, daß endlich die Frau einwilligte, und Caroline ihren schönen Platz freiwillig abtrat. Bei einigen Leuten, welche in der Nachbarschaft standen, erregte diese Handlung Befremden, und Viele sagten laut: das hätte ich nicht gethan, und den guten Platz mit einem schlechten verwechselt. Wer kann denn auch so thöricht seyn! Caroline aber kehrte sich nicht an diese Reden, sondern dachte bei sich: ich habe nur meine Pflicht gethan, und dem Alter die ihm schulbige Ehre furcht bezeigt; gerne will ich selbst nichts oder nur wenig sehen, wenn nur die gute alte Frau Freude hat!

Wer freut sich nicht ob Carolinens edler Denks und Handlungsweise! Zwar gab sie sich alle Mühe, etwas von der Rennbahn zu sehen, allein vergebens, und schon war das zweite Zeichen mit Trompeten und Pausen geben. Da kam ein vornehm

gekleideter Bedienter, der sich durch die benachbarte Menschenmasse gedrängt hatte, und ersuchte Carolinen, mit ihm zu seiner Herrschaft zu gehen. Caroline wußte nicht, was dies bedeuete; der Bediente aber hatte sie schon am Arme ergriffen, und durch die Menge sich mit ihr gedrungen bis zu einem schönen, hohen Gestelle, auf welchem Herrschaften saßen.

Eine vornehme Dame kam Carolinen entgegen, führte sie die Stiege hinan und sagte: „Mein liebes Kind! ich habe wohl bemerkt, daß du einer Frau deinen Platz abgetreten hast; du hast schön gehandelt, daß du dem Alter Beweise der Achtung und Ehrerbietigkeit gegeben hast. Bleibe nun bei mir, hier kannst du Alles sehen!“ Dieses liebevolle Benehmen der Dame erregte in Carolinen große Freude, und sie fand darin, nebst dem Zeugniß ihres guten Gewissens, den Lohn für ihre schöne Handlung. Sie sah die Pferde der Sieger vorbeisprengen, und dachte: wenn ich meine Bahn, die schöne Bahn der Tugend, auch durchlaufe, so wird auch mir Lohn zu Theil werden von Jenem, der uns einen guten Lauf zu vollenden befohlen hat! Und froh verließ sie nach geendigtem Feste den Schauplatz, wo gute Menschen Zeugen ihres edlen Herzens waren.

3. Ein junger Fürst ging einst mit seinem Gefolge auf die Jagd; Alles war froh und munter, und manch schönes Jagdlied ertönte, von muntern Hörnern begleitet. Da traf der Jagdzug auf einen alten Mann, der eine schwere Holzwehle auf seinem Rücken trug. Der ungewohnte Anblick erschreckte den Alten so, daß die Bürde das Ubergewicht bekam, und ihn zu Boden riß.

Ein Jüngling, welcher im Gefolge des Fürsten war, sah, daß der Alte sich nicht allein aufrichten konnte. Von Mitleid ergriffen, sprang er schnell vom Pferde, und eilte dem Unglücklichen zu Hülfe. Er sah, daß derselbe sich durch den Fall beschädigt hatte; deßhalb gab er ihm Geld, und befahl seinem Reitknechte, den Verwundeten auf sein Pferd zu setzen, und ihn zu einem Chirurgen zu bringen, damit die Wunden desselben gehörig verbunden würden. Nachdem er dieses angeordnet, eilte er wieder in die Nähe des Fürsten, der unterdessen mit seinem Gefolge weiter geritten war. Als er bei demselben

ankam, rief ihm einer von den Hölflingen zu: „Sie sollten sich schämen, daß Sie den Fürsten verlassen, und sich mit einem alten Kerl in Lumpen abgegeben haben!“

„Warum sollte ich mich schämen, erwiderte der menschenfreundliche Jüngling, da ich gethan habe, was die Menschlichkeit und die Religion von uns fordern? Nur derjenige hat Ursache, sich zu schämen, der dieses zu thun unterläßt.“

Der Fürst gab dieser Aeußerung seinen vollen Beifall, und schenkte von diesem Tage an dem edlen jungen Manne seine besondere Gunst und sein volles Vertrauen.

Wie manche Städte beschämt das edle Benehmen dieses Jünglings, welche im Schooße des Ueberflusses die Alten und Armen vergessen, und sogar ihrer noch spotten! Gehört dies zur wahren Bildung eines Menschen? —

4. Ein russischer Fürst kam einst zu dem berühmten Landarzte Michael Schuppach von Langnau im Emmenthale, um ihn in einer Krankheit zu Rathe zu ziehen. Eine Tochter von seltener Schönheit und noch sehr jung begleitete ihn. Es trat ein Greis mit schneeweißen Haaren in das Zimmer; ehrerbietig ging Schuppach ihm entgegen und grüßte ihn freundlich.

Ein junger französischer Edelmann, den nur die Neugierde hieher getrieben hatte, wandte sich gegen die anwesenden Frauenzimmer, und sagte mit spöttischem Lächeln: «Ich wette zwölf Louisd'ors, daß keine von Ihnen diesen alten Schweizer umarmen wird.»

„Johann! — ruft sogleich die schöne russische Fürstentochter, — hole mir einen Teller.“ Johann bringt denselben; sie legt die zwölf Louisd'ors darauf, und schickt ihn dem französischen Edelmann, um seiner angetragenen Wette ein Genüge zu thun. Dieser durfte nun nicht zurückgehen, und legte sehr betroffen seine zwölf Louisd'ors auch auf den Teller. Die freundliche Russin geht hierauf zu dem schneeweißen Alten.

«Ehrwürdiger Alter! — sagte sie — erlaubt, daß ich Euch nach der Sitte meines Landes grüße! Mit diesen Worten küßte sie ihn auf beide Wangen, und, — überreichte ihm den Teller, indem sie sagte: Dies gehört Euch, guter alter Vater! Nehmet es als ein Andenken von mir an, damit Ihr in Euerem schönen

Schweizerlande wissen möget, daß auch die russischen Mädchen es für hohe Pflicht halten, das Alter zu ehren und ihm lieblich zu begegnen."

Mit Thränen im Auge wollte der gute Alte danken, fand aber keine Worte, und nur die Thränen waren die Dolmetscher seines Herzens. Alle Anwesenden bewunderten die Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit dieses edlen Mädchens; nur der fürwichtige, ungezogene Franzose schlich sich beschämt davon.

5. Folgende Erzählung beweist, daß Ehrfurcht und Liebe gegen das Alter die Achtung guter Menschen gewinne, und eine eble Gesinnung gegen dasselbe der Grund zum eigenen Glücke werden könne.

In Elguth, einem kleinen Dörfchen an der böhmischen Gränze, waren die Leute einst so arm, daß sie nicht einmal einen Lehrer für ihre Kinder halten konnten. Die Kinder mußten daher in ein benachbartes Dorf, welches eine halbe Stunde davon liegt, in die Schule gehen. Unter diesen war ein Knabe, Namens Benjamin Kassel, welcher die Schule so gerne besuchte, daß er selbst dann nie gerne zu Hause blieb, wenn es auch wirklich schlechter Weg oder sehr übles Wetter war: daher sich auch die übrigen Kinder aus dem Dorfe täglich bei ihm versammelten, und mit ihm in Gesellschaft nach Hanndorf wanderten.

Ihr könnt daraus ersehen, liebe Kinder, wie ein gutes Beispiel auf andere Menschen einwirken und sie zum Guten ermuntern kann.

Einmal fanden die Kinder unterwegs einen alten armen Mann unter einem Baume sitzen, der am Abend vorher aus Mattigkeit das Dorf nicht mehr hatte erreichen können, sondern sich auf die Erde hatte hinlegen und so die Nacht zubringen müssen. Benjamin erbarmte sich des hilflosen Alten, ging auf ihn zu, und bot ihm freundlich einen guten Morgen. Der Greis konnte vor Mattigkeit kaum antworten. Mit warmer Theilnahme fragte ihn Benjamin, wie es ihm ergangen sey, und der Alte erzählte ihm unter Vergießung vieler Thränen, wie elend er die verflossene Nacht zugebracht hatte. Benjamin griff schnell in seine Tasche, nahm sein Frühstück heraus, und gab es dem Alten; ging dann zu einem nicht weit davon fließenden Bache, schöpfte

mit seinem Gute Wasser heraus, und brachte es dem kraftlosen Manne. Dieser trank, und nachdem er sich gestärkt fühlte, blickte er dankbar gen Himmel, und bat Gott um Segen für diesen mitleidigen Knaben. Unterdessen ging Benjamin fort nach seiner Schule, freute sich, dem guten Alten etwas Gutes haben erweisen zu können, der Alte aber blieb sitzen.

Nach einiger Zeit kam Herr von Platen, der Gutsherr von Elguth, und hatte seinen einzigen Sohn bei sich, welcher dem Hülfbedürftigen ein Almosen reichte, und ihn fragte, woher er sey, und wohin er wolle. Der Alte erzählte ihm, daß er nach Bernstadt zu seiner Tochter habe gehen und daselbst seine noch wenigen Tage zubringen wollen; daß er aber wegen Schwäche seines Alters krank geworden und an dieser Stelle kraftlos dahin gesunken sey, und die ganze Nacht hülflos dages legen habe; er hätte auch ohne Zweifel hier sterben müssen, wenn sich nicht unter den vorübergehenden Schulkindern ein Knabe seiner erbarmt, und ihn mit einem kleinen Frühstück und einem Trunk Wasser erquickt hätte. Der Herr des Dorfes, ein edelthörender Mann, ließ durch seinen Bedienten den Alten nach dem Edelhofe führen, und ihn durch den Verwalter pflegen, bis er völlig hergestellt war. Der Edelmann aber ging sogleich nach Haindorf in das Schulhaus, und fragte nach dem Knaben, der so mitleidig gegen den am Wege stehenden Greis gewesen wäre. Die Kinder riefen alle: „Es war Benjamin, des Verwalters Sohn aus Elguth.“ —

„Guter Knabe, bist du der barmherzige Samariter, der sich die Noth des armen, alten Mannes zu Herzen gehen ließ? Ich will dir diese gute That nach meinen Kräften vergelten: du sollst von heute an der Gesellschafter meines Sohnes seyn, und durch meine Unterstützung alles dasjenige lernen, wozu du dich in der Folge zu ernähren gedenkst.“

So sprach der Edelmann zu Benjamin, und nahm ihn auch noch an demselben Tage zu sich, und ließ ihn zugleich mit seinem Sohne unterrichten. Als Benjamin fünfzehn Jahre alt war, bat er seinen Wohlthäter, daß er ihn die Apothekerkunst erlernen lassen möchte; dieser Redliche erfüllte seine Bitte, und brachte ihn bei einem Apotheker zu Prag in die

Lehre. Nach zurückgelegten Lehrjahren ging er, um sich in seinen Wissenschaften weiter auszubilden, auf Reisen, fand auch überall sein Fortkommen, und nachdem er sechs Jahre im Auslande zugebracht hatte, kehrte er zu seinem vormahligen Lehrherrn zurück, der ihn sehr lieb gewonnen hatte. Und diese Liebe zu dem guten Benjamin nahm immer mehr zu, und trug alles zum vollendeten Glücke desselben bei. Als der Lehrherr, der weder Frau noch Kinder oder Anverwandte hatte, bald hernach mit Tod abging, zeigte es sich bei Eröffnung des Testaments, daß er seinen Freund Benjamin Kassel zum einzigen Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt hatte, so daß er vom Hause und dessen auswärtigem Landgute Besitz nehmen sollte. Da von keiner Seite Einwendungen gemacht werden konnten, so erkannte man ihn für den rechtmäßigen Erben, und er sah sich nun auf einmal in die besten Umstände versetzt. Nun nahm er noch seine alte Mutter, welche schon 10 Jahre als Wittwe lebte, nebst seinen beiden Schwestern zu sich, wählte sich eine brave und verständige Gattin, und lebte sehr glücklich.

Wäre Benjamin so glücklich geworden, wenn er nicht jenem alten Mann mit Achtung und Liebe begegnet wäre? Sehet, wie wahr des Herrn und Erlösers Wort ist: wer einem von den Gerिंगsten auch nur einen Trunk frischen Wassers gibt, wahrlich! ich sage euch, dem wird es nicht unbelohnt bleiben. Matth. 10. 42.

*

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren. III. Mos. 19. 32. — Verachte das Alter nicht, denn wir gedenken auch alt zu werden. Sir. 8. 7. — Graue Haare sind eine Krone der Ehre, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden werden. Sprüchw. 16. 31. — Erweist Jedem Achtung. 1. Petr. 2. 17. — Einen Alten rede nicht mit Härte an. I. Tim. 5. 1.

Ein Kind muß stets das Alter ehren, schätzen,
Die Achtung gegen dieses nie verlehen.
Wer einem armen Alten wehe thut,

Den hält gewiß kein Mensch für brav und gut.
 Bist du dem Alter ehrfurchtsvoll begegnen,
 Milthätig seyn, wird Gott dich sicher segnen.
 Siehe auch den Artikel Achtung.

E h r l i c h k e i t.

Von jedem Menschen wird erfordert, daß er eine solche Beschaffenheit seines Gemüthes habe, wodurch die Gesinnungen seines Herzens immer seinen Worten und Handlungen entsprechen, und aller Betrug gegen den Nächsten entfernt ist; besonders aber, daß jeder gewissenhaft in Ansehung des Eigenthums Anderer sey, und sich dasselbe auf keine unerlaubte Art eigen mache. Diese Eigenschaft nennt man Ehrlichkeit. Wer also ehrlich seyn will, hält überall und allezeit streng auf Recht und Billigkeit, geht in keinem Stücke, um seines Vortheils willen davon ab, lebt immer treu in seinem Berufe, und weicht im Handel und Wandel nie vom gerechten Wege.

Ehrlichkeit zieht das Vertrauen und die Achtung der Menschen sich zu, und das Sprichwort sagt: ehrlich währt am längsten. Wer aber von der Ehrlichkeit sich los sagt, sein Glück im Betrug sucht, wird unglücklich. Sein Blick ist scheu, sein Gemüth fassungslos, immer nagt heimlicher Gram an seinem Herzen, und groß ist die Unruhe seines Gewissens.

Bestrebet euch daher ehrlich zu seyn und zu bleiben; dieß ist eine Pflicht, welche die Gerechtigkeit Allen auferlegt, ohne deren Ausübung der Mensch seine Würde nie behauptet, sondern nur Schande sich zuzieht. Suchet um so mehr Ehrlichkeit, da sie ziemlich selten zu seyn scheint, und selbst Solche, die in mancher Beziehung lobenswerth erscheinen, doch sich erlauben, manches sich anzueignen, was nach Vernunft und Gewissen nicht ihnen gebührt. Doch ist Ehrlichkeit noch nicht gänzlich aus der menschlichen Gesellschaft entfernt, und ich will euch zur Ermunterung solche Handlungen guter Kinder erzählen; welche von hoher Ehrlichkeit und Redlichkeit Zeugniß geben.

1. Der Tröddler Bengel R * * verlor am 10. Januar 1811 seine Briefftasche mit 292 fl. Bankzettel. Er gab sich alle Mühe, sie wieder zu erhalten, aber Niemand wollte sie gefunden haben. Da ging Franz Greifel, ein braver Schusterslehrlinge, in einem Auftrage seines Meisters über eine Straße, und fand die Briefftasche. Wie mancher hätte sich im Stillen dieses Fundes gefreut, und sich mit dem Gelde gute Tage bereitet, besonders in einer so großen Stadt, wie Wien: aber Franz dachte, als er die Briefftasche aufgehoben und darin die Bankzettel gesehen hatte, sogleich an den Spruch, den er in der Schule erlernt hatte:

Gesund'nes darfst du nicht verhehlen;
Denn es ist fremdes Eigenthum
Die es nicht wieder geben, stehlen,
Und haben vor Gott keinen Ruhm.

Schnell eilte nun Franz nach Hause, gab die gefundene Briefftasche seinem Meister, und bat ihn, den Eigenthümer aufzusuchen. Dieser fand sich auch bald, und erhielt sein Eigenthum wieder zurück. Was diese schöne Handlung aber noch mehr erhöhte, ist, daß Franz sehr arm und eine vater- und mutterlose Waise war. Was wird wohl der Meister von diesem braven Jünglinge gehalten haben?

2. Marie war die Tochter eines Hirten, der sie sehr christlich erzog, und besonders streng darauf sah, daß sie immer ehrlich denke und handle. Einst zerbrach Marie, als sie ganz allein zu Hause war, aus Unvorsichtigkeit den einzigen noch ganzen Topf ihrer Mutter. Sie erschrad sehr ob diesem Unglücke, und wußte sich nun nicht anders zu helfen, als daß sie in das nächste Haus eilte, wo man ihr schon manche Wohlthat erwiesen hatte, und dort Hülfe suchte. Man bedauerte das gute Kind, ermahnte es, in Zukunft vorsichtiger zu seyn, und gab ihr so viel Geld, daß sie dafür einen neuen Topf kaufen konnte. Wer war nun froher, als das arme, bekümmerte Mädchen! Wie würde sich ihre arme Mutter, wenn sie nach Hause gekommen seyn und den Unfall erfahren haben würde, bekümmert haben, da sie, bei ihrer Dürftigkeit, eines jeden Pfennigs bedurfte! Marie eilte nun, fröhlich und munter, zum

Töpfer, und kaufte einen neuen Topf. Da aber derselbe nicht so viel kostete, als man ihr gegeben hatte, so lief sie eiligst zu ihren Wohlthätern, mit den Worten: „Ich habe den Topf wohlfeiler bekommen; hier ist das übrige Geld.“

Die Ehrlichkeit des armen Mädchens rührte die, welche ihr das Geld gegeben hatten, so sehr, daß sie nicht nur das, was sie heraus bekam, nicht annahmen, sondern sie noch belobten, und sie auch ermunterten, immer ehrlich zu bleiben.

3. Claude Rougemont (Klod Ruchmohn) war ein ehrlicher Hirte zu Brienne in Champagne (Champain), einer französischen Landschaft, die ihres köstlichen Weines wegen berühmt ist. Sein Nebengeschäft war das der Hirten jener Gegend, die Bereitung der Flintensteine, die bis jetzt noch immer ein Geheimniß seyn soll.

Einst saß er eines Abends im Sommer unter einem Baume, ohnweit der Landstraße, auf seiner Schalmey ein Abendlied blasend. Sein treuer Schäferhund ruhte an seiner Seite, und vor ihm weidete friedlich die Heerde im Grase. Da kam die Straße von Brienne ein Handwerksbursche daher gewandert, und ging unfreundlich, ohne zu grüßen, vorüber. Nach einer Weile brach auch Claude auf, seine Schafe zur Stadt zu führen; sein Hund trieb auf ein gegebenes Zeichen die Zerstreuten zusammen, und er schritt langsam auf der Landstraße hinter dem Zuge her. Plötzlich sah er hier etwas Glänzendes liegen, hob es auf, und fand eine große Briefftasche mit funkelndem Schlosse. Neugierig öffnete er dieses mit dem daran hängenden Schlüssel, und entdeckte darin, außer mehreren anderen Brieffschaften, auch einen Wechsel von 200 Thalern, in Straßburg zahlbar. Aus der dabei liegenden Kundschaft ersah er zugleich den Namen des Besitzers, eines protestantischen Seidenwebergesellen, Namens Franz Wildrose aus Colmar im Elsaße, wo Straßburg die Hauptstadt ist, gebürtig. Da lachte Claude bei sich, und dachte: „Was gilt's, die hat sicher jener wandernde Handwerksgefelle hier verloren! Zwar ist er kein Katholik und noch dazu recht unhöflich, sagte mir nicht einmal guten Abend; aber ich will ihm doch nicht sein Eigenthum vorenthalten; ehrlich seyn ist gar so schön.“ — Sogleich gab er seinem Hunde den

nöthigen Wink zur Bewachung der Heerde, und wollte eben, als diese den Schritt eingestellt hatte, sich auf den Weg machen, als er Jemanden die Landstraße herauf in raschem Laufe sich entgegen kommen sah. Es war eben der Gesell, dem er nachzugehen im Begriffe war. »Habet Ihr nicht eine Briefftasche gefunden, guter Freund?« rief ihm dieser fast ganz erschöpft schon von ferne zu. Wie ist euer Name? — fragte ihn der Hirt. »Franz Wildrose« — rief dieser außer Athem und ganz ängstlich. Claude schritt dem Beängstigten entgegen, und gab ihm die Briefftasche sammt ihrem Inhalte, wie er sie gefunden hatte. Der Fremde, außer sich vor Freude, nahm die Briefftasche, öffnete sie, und nahm aus einem Seitentäschchen einen goldenen Ring, den er dem ehrlichen Hirten reichte. »Behaltet euern Ring« — sagte der Hirt — »Ihr habt schon durch euere Angst viel gelitten, und seyd nun durch eueren Rücklauf sicher um eine Meile verspätet. Wir arme Hirten halten es für Schuldigkeit, Jedem, besonders Reisenden, Dienste zu leisten! und was einmal unsere Pflicht ist, dafür muß man keine besondere Entschädigung annehmen. Aber eine Lehre, guter Freund, möget ihr von einem einfachen Hirten wohl annehmen, die darin besteht: grüßt andere ehrliche Leute, denen Ihr begegnet, in Zukunft; Ihr könnt nicht wissen, ob dieselben Euch nicht einst Dienste zu leisten vermögen.«

Der Fremde schämte sich, drückte dem ehrlichen Hirten die Hand, und bat um Verzeihung wegen seiner Grobheit. Darauf zeigte Claude dem Wanderer einen Feldweg, und sagte: der wird Euch noch vor einbrechender Nacht sicher in die Herberge bringen, wenn Ihr hurtig lauft. »Euren Namen, braver Hirt, muß ich vorher wissen, sagte der Fremde, um meinen Landsleuten sagen und beweisen zu können, daß auch in Frankreich ehrliche Hirten wohnen« — »Ich heiße Claude Rougemont, erwiderte der Hirt, bin ein rechtgläubiger Katholik, und wohne zu Brienne in der Straße la vide Nicoline, und nun geleit' Euch der Himmel!«

Wildrose nahm von dem Hirten einen herzlichen Abschied, tief bewegt, und nie vergaß er denselben und seine Lehre: auch

den Geringssten zu achten, weil auch der Geringsste zu nutzen vermag, wenn wir gleich durch Bildung ihm weit voraus sind.

4. Johanna Ecuyer war ein Bauernmädchen von Notre Dame de Vertus in Frankreich. Sie nährte sich von der Arbeit ihrer Hände, und zur Fastenzeit durch einen kleinen Handel mit Kraut, Zwiebeln und anderen Küchengewächsen. Wenn man sie fragte, ob ihre Waare gut sey; so sagte sie treuherzig und ehrlich: „Ich stehe dafür, daß dieses oder jenes Gemüse gut sey.“ Niemals bediente sie sich einer Lüge, oder einer übertriebenen Belobung ihrer Waaren, um größeren Gewinn zu machen, wie dieß gewöhnlich unehrliche Handelsleute zu thun pflegen.

Einmal verkaufte sie in Paris einer Damen Zwiebeln. Schon war sie ihrer Heimath wieder nahe, als es ihr einfiel, daß jene Dame die Zwiebeln gekauft hätte, um dieselben für den Winter aufzubewahren. Weil nun jene Zwiebeln nicht ausdauernd waren, ging sie sogleich nach Paris zurück, und sagte der ihr bekannten Dame, daß sich die erkauften Zwiebeln nicht lange aufbewahren ließen. Als Johanna vernahm, daß die Dame wirklich nur in dieser Absicht sie gekauft hätte, gab sie derselben das Geld zurück, und nahm die Zwiebeln wieder in ihren Korb. So hätten gewiß die wenigsten Händler gethan, weil die meisten froh sind, wenn sie ihrer Waaren sich entlediget haben, unbekümmert, ob es auf ehrliche oder unehrliche Weise geschehen sey.

Johanna lebte sehr einfach; Brod, Käse und Wasser war ihre ganze Mittagkost: aber von dem, was sie aus ihrem Handel erübrigte, kaufte sie immer Fleisch, und dieses nicht für sich, sondern bald für eine Kranke, die arm war, bald für eine Wöchnerin, welcher sie die Suppe mit dem Fleisch brachte. Im ganzen Dorfe war sie wegen ihrer Ehrlichkeit und Mildthatigkeit allgemein beliebt. Sehr fleißig besuchte sie an Sonn- und Feiertagen die christliche Lehre, und als sie alt und krank wurde, geriethen die vornehmeren Bewohner des Dorfes wirklich über das Glück in Streit, sie in ihr Haus aufnehmen zu dürfen. Die Allgemeine Achtung vor ihr zeigte sich am Tage ihrer Beerdigung; denn die Kirche war an jenem mit weit mehr Men-

schon angefüllt, als bei den größten Feyerlichkeiten. Und Johanna war nur — ein Bauernmädchen! —

5. In Paris, so wie in anderen großen Städten, ist es Sitte, daß sich kleine Jungen, mit einem Stühlchen und Schubhürstchen versehen, an den Straßenecken und vor den Thüren großer Palläste aufhalten, um den Vorübergehenden die Schuhe zu putzen, und dadurch einige Kreuzer zu verdienen. In Frankreichs Hauptstadt sind diese wandernden Schuhputzer größtentheils Savojarden.

Richard, ein armer kleiner Junge von 12 Jahren, hatte seine Werkstätte an der Thüre des Polizeipallastes aufgeschlagen.

Einst kam ein vornehm gekleideter Mann, welcher sich die Schuhe putzen ließ. Nach vollendeter Arbeit erhielt Richard von ihm ein Stück Geld in die Hand gedrückt, und dann ging der Herr in den Pallast. Richard betrachtete das Geschenk, und bemerkte mit Erstaunen, daß es ein Goldstück war. Er begriff sogleich, daß sich der Herr geirrt haben mußte, und beschloß, ihm das Geld zurückzugeben. Es kostete ihn viele Mühe, den fremden Herrn in dem ungeheuren Hause aufzufinden; doch gelang es ihm endlich, und er stellte ihm das Goldstück wieder zu, indem er freundlich, und mit der den Savojarden ganz eigenen Offenherzigkeit und weichen Sprache sagte, daß sich der Herr wohl geirrt haben werde.

Der Herr, welcher ein sehr reicher Engländer war, wurde über die Ehrlichkeit des Knaben so gerührt, daß er ihm nicht nur das Goldstück ließ, sondern ihm den Antrag machte, ihn zu sich zu nehmen. Richard nahm den Antrag mit Freuden an, schenkte sein Stühlchen und seine Bürsten einem armen Freunde, und folgte seinem neuen Herrn. Dieser nahm ihn mit sich nach England, und nachher auf mehrere Reisen in fremde Länder. Er ließ ihn gut unterrichten, und nach einigen Jahren kam Richard als ein gebildeter und wohlhabender Mann in sein Vaterland zurück.

Ehrlichkeit ist ein sicherer Wegweiser durch jedes Land, und führt nicht selten zum Glück.

6. Ein Mädchen von 11 Jahren, die Tochter eines armen Bauers, wurde in die benachbarte Stadt geschickt, um

dort Eyer zu verkaufen. Sie that dies, und wickelte das dafür gelöste Geld in ein kleines Tuch. Nicht weit von dem Dorfe, in welchem sie zu Hause war, wollte sie das Geld noch einmal nachzählen; sie griff in den Korb, den sie am Arme trug, aber — das Tuch mit dem Gelde war verschwunden. Ach! der Verlust einer ganzen Schiffsladung kann für den Eigenthümer derselben nicht niederschlagender seyn, als für das arme Mädchen der Verlust weniger Groschen! Da ihre Mutter äußerst arm, dazu etwas jähzornig war, so kannte ihre Angst keine Grenzen. Sie glaubte daher am besten zu thun, wenn sie wieder umkehrte, um das Verlorene entweder selbst zu finden, oder eine redliche Seele zu treffen, die es gefunden und es ihr wieder geben würde. Weinend trat sie den Rückweg an, und schon hatte sie beinahe alle Hoffnung aufgegeben, das Verlorene wieder aufzufinden, als ihr ein Herr zu Pferde begegnete, und sie fragte, warum sie denn so bitterlich weine. Kaum konnte sie ihm vor Weinen das große Unglück, das sie getroffen, erzählen.

„Sey ruhig, liebes Kind, sagte der Reiter; ich habe dein Tüchlein unweit der Stadt gefunden.“ Bei diesen Worten zog er ein schönes seidenes Rastuch aus der Tasche, und hielt es ihr hin. „Hier, nimm es!“ fuhr er fort.

„Ach du lieber Gott, rief das noch immer weinende Mädchen, wie käme ich zu einem so schönen Tuche! Das meinige ist nur wenige Kreuzer werth. Ach, wäre nur kein Geld darin gewesen, ich würde mich wenig darum kümmern; aber das Geld sollte meine Aeltern und mich auf ein paar Tage nähren.“ — „Run, so ist's dieses gewiß, versetzte der freundliche Herr; ich habz es herausgenommen, und zu meinem übrigen Gelde gethan.“ Dann zog er einen Dukaten hervor, wickelte ihn in das Tuch, und reichte es dem Mädchen mit den Worten: „Hier hast du alles, was du verloren. Nimm es, gutes Mädchen!“ Allein das Mädchen betheuerte es hoch und theuer, daß weder Tuch noch Geld ihr gehöre, sie wolle auch nicht unehrlich seyn, und weinte noch mehr, als es ihr der Finder nicht glauben wollte. Da sie durchaus nicht dahin zu bringen war, beide Stücke für ihr Eigenthum zu erkennen, sagte endlich der freundliche Mann: „Run, weil du denn nichts von diesem als dein erkennen willst,

so wirst du doch wenigstens dieses Tüchlein hier als das deinige erkennen! Hieranf zog er das ihrige, welches er wirklich auf der Straße gefunden hatte, aus der Tasche, und warf es ihr zu. Ihre Freude hatte keine Gränzen, als sie ihr Tüchlein wieder erblickte, sie rief dem redlichen Finder tausend Dank zu, und wollte sich freudig auf den Heimweg machen. Allein der Mann, der sie gleich anfänglich lieb gewonnen hatte, da er ihr redliches Herz erkannte, zwang sie, auch sein Tuch mit dem Duclaten anzunehmen. „Dieses, sprach er, verdienst du deiner Ehrlichkeit wegen. Hättest du gesagt, es wäre das seidene, das ich dir zeigte, dein Eigenthum, so hättest du weder das eine, noch das andere, bekommen, weil du gelogen hättest. Bleib' immer so ehrlich, und es wird dir immer gut gehen, den Ehrlichkeit wird am Ende doch belohnt.“ Er gab dem Pferde die Sporn, und flog davon.

Niemand vermag die Freude des guten Mädchens zu beschreiben. Wäre einem andern eine Million zu Theil geworden, sie würde ihn nicht mehr gefreut haben, als dieses Geschenk das arme Mädchen. Sie kam mehr nach Hause geflogen als gegangen, denn sie glaubte, nicht früh genug der Mutter die freudenvolle Nachricht mittheilen zu können. Auch diese dankte Gott mit Thränen für das großmüthige Geschenk, segnete den edlen Geber und drückte das Kind an ihr Herz, weil es sich nicht durch die Hoffnung eines reichen Gewinnes habe verleiten lassen, die Wahrheit zu verläugnen und unehelich zu werden. Ein glückliches Loos ward ihr auch in der Folge zu Theil; denn ehrlich währt am längsten.

7. Der eilfjährige Schüler Franz K** eilte freudig von der besuchten Pfarrschule zum heiligen Geist in München nach Hause. Der Knabe hatte volle Ursache, sich zu freuen, weil er zwei Stücke in der Rocktasche mit sich heim trug, worüber, wie er wußte, die gute Mutter sich herzlich mit ihm freuen würde: ein neuemünztes Sechserstück, das ihm der Schulinspector deswegen geschenkt hatte, weil er unter allen Mitschülern am besten in der Prüfung über den Beichtunterricht bestanden war, und überdieß noch ein schönes Billet, mit der Aufschrift: dem jugendlichen Fleiße.

Franz war außer dem Thore dem Adelmanschen Kaffeehause nahe gekommen, in dessen Nähe der Fußpfad links in die Vorstadt St. Anna führt. Da sah der Knabe einen hell blinkenden Stein vor sich im Sande liegen. Franz hob denselben auf, und gewahrte nun an dem gefundenen Gegenstande eine feine strahlende Einfassung und die Form eines Uhrschlüssels. Ob' er noch das Ganze recht betrachtet hatte, war auch schon Jacob, der Sobu eines mit Franzens Mutter im nämlichen Hause wohnenden Israeliten, an der Seite des Betrachtenden.

„I — Fränzle — laß guh, was hast du denn?“ forschte neugierig der Judenknabe.

„So viel ich sehe, entgegnete Franz, ist es ein Uhrschlüssel, den ich so eben fand. Die Einfassung ist sehr schön, wohl gar Gold; den Stein kenn' ich deswegen nicht, weil ich noch keinen von derlei Art und Farbe gesehen habe.“

„Du güldener Glücksjunge du!“ rief Jacob hastig aus — „es ist Gold, und bei meiner ehrlichen Seel', von nicht geringem Gehalt, als 16 Karat. Der Stein aber, — ja der ist sechsmal soviel werth, als die Einfassung, — ja wohl; es ist der hellste Amethyst, den ich noch je begucken konnte. Da hast du einen fetten Fang gemacht für heute.“

„Fang?“ fragte Franz, indem er mit scharfem Blicke den geldgierigen Judenknaben maß; „wie meinst du das?“

„Wie du's als ein geschaidter Junge nehmen wirst,“ fiel Jakob ein. „Deine Mutter ist ein blutarmes Weib, so viel ich weiß, und der kostbare Schlüssel kommt dir und ihr als ein köstlicher Fang. Komm mit mir, Fränzle, zu meinem Meti, komm! Der kauft, wie du weißt, Gold- und Silber, zeug, Ringe, Dosen und was immer nur einigen Werth hat, und zahlt redlich und baar. Komm nur gleich mit mir, wir haben ja ohnehin einen Weg.“

„Davor behüte mich Gott!“ rief Franz aus, und ein glühendes Roth bedeckte die Wangen des über Jakobs bödsartige Zumuthung entrüsteten Knaben. „Der Fund gehört auf die Polizei, denn was nicht mein ist, kann ich mit Recht und gutem Gewissen mir auch nicht zueignen, und wer so schlecht denkt, daß er Gefundenes verkaufen und das hieraus erlöste Geld als sein

Eigenthum ansehen kann, der ist nicht viel besser, als ein heimlicher Dieb."

So dachte und sprach der wackere Christenknabe, und wollte so eben nach dem nahen Hartthor umlenken, als er an der Pfort eines hohen, schönen Gebäudes zwei vornehm gekleidete Herren von denen jeder mehrere goldene Gehänge an der Uhrkette hatte in eifrigen Gesprächen begriffen, stehen sah. „Von diesen beiden Herren könnte wohl Einer den schönen Uhrschlüssel da verloren haben“ — dachte Franz, und näherte mit abgezogener Mühe sich denselben, doch so, daß eine Entfernung von einigen Schritten den sittlichen Zustand aussprach.

Einer der beiden Herren, welcher, den vielen Ordensbändern nach, die er auf seiner linken Brust auf dem dunkelblauen Ueberrocke trug, der Vornehmere zu seyn schien, bemerkte den da stehenden Knaben, zog eine schwere Geldbörse hervor, aus welcher er einige Münzstücke nahm. Und hierauf sehr freundlich zu dem Knaben sagte: „Komm, Junge, hier hast du etwas; aber verwend' es gut, und lerne fleißig.“

„Gnädiger Herr!“ erwiderte etwas beschämt, aber mit einer höflichen Verbeugung, der Kleine: „betteln darf und will ich nicht, weil es weder erlaubt, noch anständig ist. Ich komme bloß, Sie zu bitten, daß Sie gütig in Ihrem Uhrgehänge nachsehen wollen, ob Sie nicht diesen Schlüssel da, denn ich so eben fand, verloren haben. Es würde mich ungemein freuen, wenn ich des Fundes bald los werden, und den Weg nach dem Polizeihause ersparen könnte.“

Der vornehme Herr sah kaum den Schlüssel, als er denselben sogleich als sein Eigenthum, und in dem aufgegangenen untern Uhrketten-Ringe die Möglichkeit erkannte, wie er ihn habe verlieren können.

„Den Schlüssel hab' ich wirklich verloren, lieber Junge!“ sprach der Herr. „Es ist recht brav von dir, daß du deswegen Nachfrage hieltst. Sieh, liebes Kind — und nimm hier eine kleine Belohnung. Handle stets rechtschaffen und ehrlich, und es wird ein wackerer Mann aus dir werden.“

Franz nahm das für den übergebenen Uhrschlüssel erhaltene Geldgeschenk, küßte dem menschenfreundlichen Geber recht höf-

lich die Hand, dankte herzlich, und entfernte sich, froh, daß er das fremde Gut nach Pflicht und Gewissen wieder dem rechtmäßigen Eigenthümer übergeben, und eine ehrliche Handlung begangen habe. Noch aber hatte er nicht 30 Schritte vorwärts gethan, als er das erhaltene Geschenk besah, hierüber sich erstaunte, und schnell wieder zu dem vornehmen Herrn zurückeilte, der noch immer mit dem andern Herrn sprechend an der hohen Hauspforte stand.

„Gnädiger Herr!“ fing der Kleine an, — „vergeben Sie gütig; ich muß Sie noch einmal mit einer Bitte belästigen. Was Sie mir gaben, ist, nach der Medaille, die mein seliger Vater trug, zu urtheilen, ein Goldstück. Sie haben sich vielleicht vergriffen, und ich stelle das Erhaltene wieder in Ihre gütige Hand zurück.“

Die beiden Herren betrachteten nicht ohne sichtbares Erstaunen den eben so braven als artigen Knaben. „Lieber Junge!“ fing der mit Orden behangene Herr an — „ich habe mich nicht vergriffen. Das Goldstück gehört dir; es ist billig, daß ich dich mit Gold belohne, der mir einen goldwerthen Verlust mit großer Ehrlichkeit zurückgab. Sag’ mir einmal, braver Knabe, wie heißt du denn?“

„Ich nenne mich Franz K*,“ entgegnete der Befragte, und bin der Sohn eines Cheveaux-Legers (Schwoleschers), der in der Schlacht bei Esmühl blieb.“

Der Herr. Ich kannte deinen Vater, lieber Franz! Er war ein braver, ausgezeichnete Soldat. Lebt deine Mutter noch?

Franz. O ja, gnädiger Herr! Daß Sie meinen Vater kannten, und ihm den Lobspruch beilegen, daß er brav und tapfer war, freut mich sehr, und ich danke nun recht schön für das reichliche Geschenk, worüber die Mutter sich nicht wenig freuen wird.

Der Herr. Wo wohnt die Mutter denn? Ich will bald zu euch kommen; vielleicht, daß ich etwas für euch thun kann.

Franz. In der Isar-Vorstadt Nr. 241, über 4 Stiegen, gnädiger Herr! O — das würde der Mutter und mir

eine große Ehr' und Freude seyn, wenn ein so vornehmer und guter Herr in unser enges Dachstübchen eintreten möchte.

Der Herr. Gewiß, lieber Franz! Ich komme, du darfst dich darauf verlassen. Du kommst aus der Schule, hast Schreibgeräthe bei dir. Zeichne mir auf ein Fleckchen Papier eure Hausnummer auf.

Der Knabe that es in freudiger Hast, und küßte gerührt und mit Anstande den beiden Herrn die Hand. In wenigen Minuten war der frohe, dreifach beschenkte Knabe bei der Mutter im engen Dachstübchen. «Mutter, liebe Herzensmutter!» rief er, nachdem er Alles erzählt hatte, aus — «sieh nur einmal, auf dem Gold» wie auf dem Silberstücke ist das freundliche Portrait des guten Königs Max und um den Rand herum auch sein Name. Ach! wenn wir nur das schöne Goldstück, wie die goldene Metaille des Waters dort, behalten könnten. Ich hätte meine einzige Freude daran, das darfst du glauben, Mutter!»

«Kind! entgegnete die Mutter, — das wird sich wohl nicht leicht machen lassen; der Miethzins ist vor der Thüre, und ich bin Gott und dem fremden Herrn tausend Dank schuldig, daß ich aus einer Verlegenheit gezogen bin, worüber ich mich seit mehreren Wochen sehr grämte.»

«Ja wohl, — fiel Franz ein — den Zins müssen wir zahlen, Mütterchen! denn der Hausherr rechnet darauf, weil er auch viele Ausgaben hat. Nu — vergib mir, Mutter, es war nicht so gemeint.» So entschuldigte sich Franz, und die Mutter ließ ihr feuchtes Auge auf dem etwas verlegenen Antlitz des Kleinen ruhen, der nun hastig sich über das Spinnrad hermachte, worauf er außer den Unterrichtsstunden immer recht fleißig zu spinnen pflegte.

Des andern Tages saßen Mutter und Sohn an dem spärlich währendem Spinnrädchen, als Sporntritte die schmale Treppe herauf tönten, und zur Thüre herein ein vornehmer Officier in reich gekrüfter Uniform eintrat. Franz erkannte schnell in demselben seinen Wohlthäter, und die erstaunte Mutter den edlen, heldenmüthigen Kavallerie-General, Grafen von Seydewitz.

Der edle Menschenfreund wehrte allen Ehrfurchtsbezeugungen der dankgerührten Soldatenfamilie dadurch ab, daß er sie zum Tischlein hinführte, wo an einem Gypsabgusse des erlauchten und guten Königs Max Joseph die goldene Medaille des für König und Vaterland im Kampfe gefallenen Reiters R** hing.

„Gutes Weib!“ — begann der General, — „euer Mann war ein braver, ausgezeichnete Soldat. Daran hab' ich gestern noch, als ich Euern wackern Jungen kennen lernte, E. Majestät den König erinnert. Der gerührte Monarch legt monatlich 10 fl. Unterstützung Euerer Pension bei. Für den Jungen da, der brav zu werden scheint, wie es sein Vater war, will ich noch besonders zu sorgen suchen. Ich spreche schon öfters bei Euch ein, und habe vorläufig bei dem Hausherrn unten einen jährlichen Mietzins entrichtet. Lebet wohl — wir sehen uns öfters.“

Der scheidende, hochedle Menschenfreund verbat sich Dank und Begleitung; aber als er fort war, da sanken Mutter und Sohn gerührt und weinend auf die Kniee, um herzlich zu beten für das Wohlsayn des guten Landesvaters, so wie für jenes des mildthätigen Grafen von Seydewitz.

Hätte Franz so unehrlich und böse gedacht, wie der Zudenknahe Jakob, so wäre er nicht durch einen Wohlthäter glücklich geworden.

8. In Wien trug sich einst folgende Geschichte zu. — Ein armer Schreiber verlor einen ihm zur Besorgung übergebenen Paß mit Bankzetteln für 4000 Gulden. Bankzettel sind eine Art Schuldscheine, welche im Handel und Wandel wie baares Geld gebraucht werden. Fast gerieth der arme Mensch in Verzweiflung; aber er faßte sich, ging zu seinem Herrn, und trug ihm offen sein Unglück vor. Der Herr glaubte, er habe die Zettel nicht verloren, sondern wolle sie für sich behalten, weil er gar so arm war, und ließ daher den unglücklichen Diener von der Obrigkeit gefangen setzen. Aber in dem Augenblicke brachte ein junges Dienstmädchen, Namens Johanne, den Paß, welchen sie gefunden hatte, auf das Amtshaus. Man wollte ihr 100 Gulden geben; aber sie nahm sie nicht an. Man

bot ihr darauf nur 30 fl., endlich nur 5 fl. an; allein sie nahm durchaus nichts und sagte: „Ich habe bloß als ehrlicher Mensch meine Schuldigkeit gethan, und verdiene keine Belohnung.“

Als Kaiser Joseph II. diese Begebenheit erfuhr und zugleich hörte, daß dieses Mädchen mit einem Fahnenschmidt versprochen sey, so überschickte er ihr eine Aussteuer zur Heirath, welche 300 Ducaten werth war. So lohnte ein Kaiser eines armen Mädchens Ehrlichkeit.

9. Als Herzog Ernst August von Braunschweig in Venedig war, bat ihn ein armer Knabe um ein Almosen. «Ich habe kein klein Geld!» sagte der Fürst. Der Knabe erbot sich hinzugehen, und ein Goldstück wechseln zu lassen. Herzog Ernst August lächelte über das sonderbare Anerbieten, gab dem Knaben einen Ducaten, dachte aber nicht, daß er wieder kommen würde, und ging weiter auf seinem Spaziergange. Der ehrliche Knabe aber eilte ihm bald nach, und brachte die eingewechselte kleine Münze. Der Herzog war gerührt und erstaunt über des Kindes Ehrlichkeit, und sagte offen zu dem Knaben, daß er dies von ihm, in einer so großen Stadt, nicht erwartet hätte. „Ich that ja nichts,“ — sagte der Knabe verwundert, „als daß ich hielt, was ich versprach; und dies sollen alle Menschen thun. Denn auf dem Todtbette noch sagte mir mein Vater: Halte immer, was du versprichst; dies ist der Weg zur Ehrlichkeit, und wenn du ehrlich bist, so darfst du gewiß nicht als Bettler sterben.“ —

Diese Rede rührte den Herzog sehr, und er ließ ihm nicht nur alles Geld, sondern nahm ihn mit sich, ließ ihn erziehen, und beförderte ihn mit der Zeit zu den ansehnlichsten Ehrenstellen. Graf Nikkonelly — so hieß nachher dieser rechtschaffene Arme, — hatte in Braunschweig ein großes Haus gebaut, wo er außerhalb über allen Fenstern und innerhalb über allen Kaminen einen solchen Hut, wie er als Bettelknabe einst einen getragen, in Stein hauen ließ. Er hatte es gethan, sich selbst und Andere an seinen ehemaligen armseligen Zustand zu erinnern. Ehrlichkeit erwirbt uns immer Freunde, und hat

schon manchem Menschen in großem Unglücke wieder empor geholfen.

10. Anton Perkonig, ein braver Jüngling und Rothgerbergeselle von Guttensein in Unter-Kärnthén, wanderte im Juny 1812 mit seinem Bündel aus dem väterlichem Hause in die Fremde. Auf dem Wege von Klagenfurt nach Völkermarkt fand er auf der Straße einen Geldsack, in welchem 550 fl. Conventionsmünze sich befanden. Diesen Sack hatte der Knecht eines Bürgers aus dem Markte Kappel durch sträfliche Nachlässigkeit von dem Wagen verloren. Der ehrliche Anton lehrte auf der Stelle um, und trug, obwohl er schon mit seinem gewichtigen Reisebündel beladen war, diesen schweren Fund eine halbe Stunde Wegs nach Klagenfurt zurück. Hier übergab er den ganzen Geldsack dem Magistrate, mit der Bitte, den Eigenthümer ausfindig zu machen, und ihm das Gefundene zurückzustellen, welches auch nach einigen Nachforschungen bewirkt wurde. Diese edle Handlung der Ehrlichkeit muß uns mit innigem Vergnügen und mit aller Achtung gegen den wackeren Finder erfüllen.

Lasset euch doch recht angelegen seyn, liebe Kinder, durch Ehrlichkeit Gott, dem Herrn, wohlgefällig zu werden; denn wir werden Alle vor dem Richtersthule Christi erscheinen müssen, damit Jeder empfangen, nach dem, wie er im Leben gehandelt hat, es sey gut, oder böse.

11. Ein sehr dürftig studirender Jüngling befand sich einst in Kopenhagen, wo er den Wissenschaften sich ergab, in sehr unglücklichen Verhältnissen, indem er nichts mehr, um zu leben, hatte. Er entschloß sich, den Etatsrath Gram daselbst, der unter Dänemarks Gelehrten und Menschenfreunden einen vorzüglichen Namen hat, um eine Beisteuer zur Fortsetzung seiner Studien anzusuchen. Der wohlthätige Mann gibt dem armen Jünglinge einen Bankozettel, in der Meinung, er sey von zehn Thalern.

Als der arme Student nach Hause kam, und den Zettel ansah, fand er, daß er hundert Thaler werth war. Allein, lieber wollte er arm, aber ehrlich seyn, als von einem ungerechten Gute sich ernähren, von seinem Gewissen aber ge-

quält werden. Augenblicklich eilte er zu seinem Wohltäter zurück, gibt ihm den Zettel und sagt, daß es vermuthlich ein Versehen gewesen sey. Der Staatsrath Gram freute sich des wackeren Jünglings und sagte: «Behaltet ihn nur, Ihr seyd ein ehrlicher Mensch!» —

Wie viele würden in ähnlicher Lage eben so handeln? —

12. Wilhelm, der letzte Herzog von Celle, hatte eine Reise nach Paris gemacht. Bei'm Einsteigen in den Wagen, um seine Rückreise anzutreten, näherte sich ihm ein Knabe, und bat ihn mit wehmüthiger Stimme demüthig um ein Almosen. Es war eine rauhe, nasse und unfreundliche Witterung. Der Knabe war nur mit Lumpen dürrig bedeckt, ohne Schuhe und Strümpfe; der Hunger sah aus allen seinen Zügen, und dabei zitterte er vor Frost. Ein solcher Anblick, der selbst das erstarrte Herz eines Geizigen erweicht haben würde, machte einen tiefen Eindruck auf den edlen Herzog, sein ganzes Mitleid erwachte. Er zog die Börse, und gab dem Hilfsbedürftigen, statt einer kleinen Gabe, einen Louisd'or. Der Knabe verneigte sich ehrerbietig; als er aber das Geschenk näher betrachtete, und darin ein Goldstück erkannte, sagte er: «Sie haben sich gewiß geirrt, gnädiger Herr! Es ist ja eine Goldmünze, so viel gibt man einem Bettelknaben nicht.» Bei diesen Worten reichte er den Louis'dor dem Herzoge wieder hin. Dieser versetzte lächelnd und froh gelaunt über diese treuherzige Aeußerung des Knaben: „Wenn es dir zu viel ist, so gib mir darauf heraus.“ Er stieg nun in den Wagen, und dieser rollte schnell über das Pflaster.

Raum hatte der Herzog die Barrieren von Paris hinter sich, wo das Gewühl der großen Stadt und das Gerassel der Räder auf den harten Steinen ein Gespräch unmöglich machte, so sagte er zu dem neben ihm sitzenden Oberhofmeister, immer mit dem zerlumpten Kinde beschäftigt: „Es thut mir leid, daß ich mich nicht näher nach dem armen Knaben erkundigt habe. Sicher wär' es gut, wenn man sich seiner werththätig annähme. Nicht bloß, weil er so elend und verhungert ausseh, und in zerrissene Lumpen gehüllt war; ich wollte wohl darauf schwören, unter diesen Lumpen schlägt ein sehr gutes, unverdorbenes Herz.

In seiner traurigen Lage hätte er unbedenklich von dem erhaltenen Couss'd'or schweigen können, den er für einen Mißgriff hielt; aber sein lebendiges Gefühl für Ehrlichkeit siegte über den Eigennuß, der in seinen bedrängten Umständen tausend Entschuldigungen finden mußte.» — „Ich dachte eben auch an den Knaben, Euer Durchlaucht,“ — erwiderte der Oberhofmeister, — „sein Benehmen hat mich tief gerührt. Hätte ich ihn eher gesehen, oder wüßte ich nur, wo man ihn in Paris auffinden könnte, so würde ich euere Durchlaucht recht dringend bitten, für ihn zu sorgen. Ein Beispiel von einer solchen Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit ist mir noch nicht vorgekommen. Jetzt können Euer Durchlaucht leider nichts für ihn thun, so sehr ich dies auch wünschte; erlauben Sie mir aber bei dieser Gelegenheit, Sie zu bitten, wenn eine edle Aufwallung Ihres menschensfreundlichen Herzens Sie in der Folge zu ähnlichen Wohlthaten gegen Hülfbedürftige auffordern sollte, den ersten Eindruck nicht unbenützt vorüber gehen zu lassen. Es ist ein so seliges Gefühl, Bedrängten beizustehen, wenn man dazu im Stande ist, daß man jede Veranlassung ergreifen muß, selbst wenn man auch hundert Undankbare macht.»

« Sie haben ganz in meiner Seele gelesen, » — gab der Fürst zur Antwort, — „und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich damit nicht zögern will. Ich bin ganz unzufrieden mit mir, daß ich mich des Knaben nicht gleich mehr angenommen habe. Solche Eile hatte es mit unserer Reise nicht.»

Während dieser und ähnlicher Gespräche hatte der Herzog mit seinem Begleiter eine gute französische Meile zurückgelegt, da hörte man den Ruf hinter dem forteilenden Wagen: « Halt! halt! um Gotteswillen, ich kann nicht weiter! Halt! halt! » — Der Herzog vernahm dieses ängstliche Geschrei, und befahl dem Kutscher, anzuhalten. Ganz außer Athem näherte sich der Knabe nun dem Kutschenschlage, mit weit vorgestreckter Rechten; in welcher er ein Papier hielt. Der Herzog war sehr erfreut, den Knaben wieder zu sehen, und noch ehe er ihm die Frage vorlegen konnte, weshalb er ihm so weit nachgelaufen sey, sagte der Knabe: « Hier, gnädiger Herr, ist das Verlangte auf das Goldstück! — Ich bin recht gelaufen, um Sie wieder einzuholen.

— Ach, vielleicht wären Sie nie wieder nach Paris gekommen, und ich hätte Sie wider meinen Willen um das Ubrige gebracht! — Gott segne Ihnen, was Sie an mir gethan haben, und gebe Ihnen eine glückliche Reise! — Der Knabe hielt dabei das Papier mit dem Gelde immer in die Höhe.

«Was fällt dir ein?» — unterbrach ihn der Herzog, — «das Goldstück habe ich dir ja geschenkt, denn du scheinst es zu bedürfen, um deine Wäsche zu bedecken; wenn dies aber auch nicht der Fall wäre, ich kann zehnmal so viel an einen Armen geben, ohne dadurch etwas zu entbehren.»

«Nein, gnädiger Herr! alle meine Wohlthäter wissen, daß ich niemals mehr, als einen Sol (Suh) von dem behalte, was sie mir schenken. Wenn Sie das Uebrige durchaus nicht zurück haben wollen, so geb ich's Andern, die noch ärmer sind und wohl gar gebrechlich. — Freilich einen bessern Anzug hätte ich längst gern gehabt. Ich habe den lieben Gott schon seit einem ganzen Jahre angefleht, er möchte ein mitleidiges Herz erwecken, mir einen solchen zu schenken, und ich zweifle nicht, daß ich ihn erhalte, ehe es ganz Winter wird.»

Dem Herzog traten Thränen der süßesten Wehmuth in die Augen, und seine Rührung stieg noch höher, als er von dem Knaben erfuhr, wie er, gleich nach der scherzhaften Antwort des Herzogs, in die nächste Wechselbude geeilt, den Louisd'or umgewechselt, nur einen Sol für sich behalten, das Uebrige aber in das Papier gewickelt habe, um es seinem Wohlthäter wieder zu geben.

«Höre, mein Sohn, wie heißt du? — fragte der Herzog. — «Riquinelli!» — «Willst du mit mir nach Deutschland reisen, mir ehrlich und treu dienen, so sollst du nie mehr Hunger und Durst leiden, auch eine neue Kleidung erhalten.» — «Ach ja, ja! gnädiger Herr; wo könnt ich's wohl besser haben, als bei Ihnen, der Sie so freundlich mit einem armen Kinde sprechen? Wenn Sie mich aber mitnehmen, ich zu essen und zu trinken und auch ein neues Kleid bekomme, so brauche ich um so weniger Geld. Daher nehmen Sie doch das hier!» Er hielt dem Herzog noch immer das Papier mit dem für den

Louisb'or erhaltenen Silbermünze hin, bis dieser ihm gebot, es einzustecken.

Der Herzog ließ den Knaben hierauf zu sich in den Wagen steigen. Auf der nächsten Station wurde vorläufig dafür gesorgt, ihn reinlicher und anständiger zu kleiden. Von der ersten Station an erhielt er einen Platz in einem Beiwagen des Herzogs. Auf der ganzen Reise entwickelte sich des Knaben natürlicher Verstand, Gutmüthigkeit und Naivität, je mehr Vertrauen er zu dem Herzog faßte, da er erst später erfuhr, wer sein Wohlthäter sey. In Celle angekommen, übergab der Herzog den Knaben der Leitung und dem Unterrichte rechtschaffener und verständiger Lehrer. Dieser belohnte die Großmuth seines menschenfreundlichen Wohlthäters dadurch, daß er sich sehr lernbegierig und fleißig bezeugte, auch sich stets so bescheiden und sitzsam betrug, daß er nur sehr selten Veranlassung zu einer Klage gab. Seine Talente entwickelten sich immer mehr, und als er sich hinlängliche Kenntnisse erworben hatte, um mit Nutzen eine Universität beziehen zu können, vollendete der Herzog sein angefangenes Werk der Menschenliebe dadurch, daß er Riquinelli studieren ließ. Er erhielt in der Folge eine ehrenvolle und einträgliche Stelle, und stieg nach und nach immer höher, so daß er zuletzt zum wirklichen Geheimen-Rath ernannt wurde, und auch in diesem Wirkungskreise sprechende Beweise ablegte, daß in allen Verhältnissen des Lebens, und in dem verführerischen Schimmer eines Glücks, worauf er nie hätte Ansprüche machen können, der ehrliche und redliche Sinn nicht aus seinem Herzen gewichen war, durch den er einst, unter göttlichem Beistande, so wunderbar in dem Herzoge einen Retter aus seiner Bedrängniß gefunden hatte.

Ehrlich währt am längsten, sagt das Sprüchwort, das so richtig als alt ist. Geschichte und Alltagsverfahrung stimmen ein; möchtet ihr ihre Winke wohl beachten.

*

Trage Sorge für einen guten Namen; denn dieser dauert dir länger, als tausend kostbare und große Schätze. Ein

gutes Leben hat seine gewisse Zahl an Tagen; ein guter Name dauert aber ewig. Sir. 41. 15 — 16. — Zeiget durch einen rechtschaffenen Wandel euere Werke mit bescheidener Weisheit. Jak. 3. 15. — Das sey unser Ruhm, das Zeugniß unseres Gewissens, daß wir in Gott gefälliger Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit in der Welt gewandelt haben. II. Corinth, 1. 12. — Meidet allen Schein des Bösen. I. Thess. 5. 22.

Immer ehrlich, treu und redlich seyn,
Kinder! trägt gewiß am meisten ein.
Ehrlichkeit wird jedes Unrecht scheu'n,
Treu in Allem, auch im Kleinsten, seyn.

E i g e n t h u m.

Alles, was ein Mensch durch die Güte Gottes und durch seinen eigenen Fleiß im Verufe an zeitlichen Gütern oder Vermögen besitzt, und worüber er beliebig verfügen kann, nennt man Eigenthum. Jedem ist dieses nöthig, damit er die vernünftigen Zwecke seines Lebens erreichen kann. Keiner aber darf den Andern hindern, sich Eigenthum auf erlaubte Art zu erwerben; Keiner darf den Nächsten in dem erworbenen Eigenthume stören oder beschädigen; dies wäre unchristlich, und gegen den ausdrücklichen Willen Gottes, so wie gegen die Gerechtigkeit und Liebe, die wir dem Nächsten schuldig sind. Es beruht ja das Wohl jedes Einzelnen und des ganzen Menschengeschlechtes darauf, daß das Eigenthum sicher sey. Denket euch einmal, liebe Kinder, daß es erlaubt wäre, dem Mitmenschen z. B. die Früchte zu entreißen, welche dieser erzeugte, so würde dann entweder die Erde, welche unter dieser Bedingung niemand anbauen wollte, bald wieder zu einer unermesslichen Wüste werden, oder ein beständiger Krieg würde die Menschen wieder in die ehemalige Barbarei zurückführen.

Achtet also jedes fremde Eigenthum; stört Niemanden im Besitze desselben; es ist so der Wille Gottes, und

die Forderung der ganzen Menschheit. Mit Liebe begegnet jedem Menschen, in Liebe enthaltet euch alles dessen, was seinem Eigenthum Schaden verursachen könnte. Auch nicht das Geringste verderbet Andern, und nicht die größte Noth soll euch bewegen, an dem Eigenthum anderer euch zu vergreifen; vielmehr lebt zufrieden mit dem, was Gottes Güte euch gab, und sichert das Gut anderer, und suchet, wo möglich, es noch in bessern Stand zu bringen.

1. Im Jahre 1768 war der Dauphin Ludwig von Frankreich mit den Prinzen, seinen Brüdern, auf der Jagd. Auf einmal hörte man von ferne das Zeichen, daß ein Hirsch erlegt worden sey. Die Prinzen waren voll Ungeduld, und konnten kaum erwarten, den gefallenem Hirschen zu sehen. Sie riefen also dem Kutscher zu, daß er recht schnell fahren möchte. Dieser hieb auf die Pferde, und damit er desto eher an den Ort käme, wollte er über ein frisch besäetes Feld jagen. Dieß sah der Kronprinz und rief aus dem Wagen: »Halt! Nehmt einen andern Weg! Das Feld gehört nicht uns zu, und also dürfen wir es auch nicht verderben!« —

Sein Bruder, der Graf von Artois, konnte sich nicht enthalten, seine Bewunderung über eine so edelmüthige Gesinnung auszudrücken; er sah den Kronprinz voll Zärtlichkeit an, und rief mit Entzücken aus: »O wie glücklich kann sich Frankreich schätzen, daß es einen so gerechten Kronprinzen hat!«

2. In Wien mußte einst ein Schornsteinfeger-Junge in dem Hause einer Prinzessin den Schornstein fegen. Er stieg, nach vollendeter Arbeit, durch den Kamin herab, fand einen besondern Ausgang durch ein geheimes Thürchen, und war plöglich ganz allein in einem prächtigen Zimmer. Da sah er nun auf einem Tische mehrere goldene Ringe mit Edelsteinen, und eine schöne goldene Uhr. Neugierig sah er alles an, besonders nahm er die Uhr in die Hand. Es erwachte in ihm die böse Begierde, die Uhr zu nehmen; er dachte bei sich also:

»Nimm die Uhr nur mit, die Prinzessin ist reich genug. — Du bist ein armer Junge, kannst dir damit helfen, und ein glücklicher Mensch werden. Aber — da würde ich ja ein Dieb, und im Katechismus steht: Du sollst nicht stehlen; und die

Diebe kommen nicht in den Himmel, ich will die Uhr nicht. Aber du möchtest die Uhr doch gerne haben; denn da würdest du auf einmal reich, und müßtest nicht mehr die Kamine fegen. Wer weiß es, daß du die Uhr mitgenommen hast? — Aber wenn mich auch Niemand sieht, so sieht mich doch Gott, und er weiß dann, daß ich ein Dieb bin, und das böse Gewissen würde mich mein Leben lang nicht wieder ruhig werden lassen.«

So sprach er zu sich selbst. Lange stand er da, und konnte sich nicht entschließen, ob er seiner bösen Begierde, oder dem Katechismus und der Stimme seines Gewissens folgen soll. Endlich aber siegte das Bessere in ihm, und er sprach laut: »Nein, nein, das ist fremdes Eigenthum, ich darf die Uhr nicht nehmen, ich will sie nicht!« — Und nun legte er sie wieder an ihren Ort, stieg durch den Kamin hinauf, und ging von seiner Arbeit nach Hause.

Allein, nicht lange war er zu Hause, als ein Bedienter der Prinzessin kam, und ihn aufforderte, mit ihm zu gehen. Wie erschraak da der arme Junge! Er hatte zwar nicht Böses gethan; aber sein Gewissen machte ihm doch einige Vorwürfe, und mit betrübtem Herzen machte er den schweren Gang zu der Prinzessin. »Lieber Junge, — sagte diese — du hast heute einen schweren Kampf gehabt; aber danke Gott, daß du der Stimme deines Gewissens und der Lehre des Katechismus gefolgt bist. Fremdes Eigenthum muß man immer achten. Fahre fort, Gott zu fürchten, wo du auch seiest, und rechtschaffen zu leben. Ich habe Alles gesehen und gehört, was du gethan und gesagt hast, obwohl ich von dir nicht bemerkt wurde. Ich werde nun für dich sorgen, und dich gehörig erziehen lassen!«

Der arme Junge stand noch immer bestürzt da, und wußte kein Wort zu sagen. Nur in seinem Innern hörte er die Stimme: danke Gott, daß du dich nicht an fremdem Eigenthum veründigt hast; Unglück wäre dein Lohn gewesen! Er erhielt eine gute Erziehung, und wurde in der Folge ein mackerer Mann. Wäre dies geschehen, wenn er sich an der Uhr vergriffen hätte? —

5. Am dritten Februar 1830, als die Kälte den höchsten Grad in jenem harten Winter erreicht hatte, ging Barbara J**, ein armes Mädchen aus einem Dorfe, in die benachbarte

Stadt, um Schwefelholz zu verkaufen, und einiges Brod aus dem Erlös für sich und die armen Geschwister zu kaufen. Das Mädchen zitterte am ganzen Leibe vor Frost, und zudem hatte es sehr schlechte, zerrissene Kleider, und die nackten Füße sahen ihm aus den durchlöcherten Strümpfen. Sein Frühstück an jenem kalten Morgen bestand auch nur aus einigen Erdäpfeln. Es ging von Haus zu Haus; aber es wurde ihm wenig abgekauft, höchstens erhielt es von mitleidigen Menschen ein Stückchen Brod.

Da kam es auch in ein Haus, wo zu ebener Erde ein Kleiderhändler wohnte. Es klopfte an der Thüre, welche halb offen stand, an, und ging in die Stube, um seine Schwefelholzchen anzubieten. Niemand war im Zimmer sichtbar, und überall lagen warme Kleider, Strümpfe u. dgl. »Wie würde ich mich freuen, dachte das arme Mädchen, wenn ich ein Paar von diesen Strümpfen, und einen guten Rock hätte! — Soll ich nicht ein Paar nehmen, es sieht mich Niemand? — Leicht könnte ich zur Thüre hinaus kommen, von Niemanden bemerkt, und es wäre mir eine große Wohlthat. Man würde den Verlust gewiß nicht bemerken. — Allein, kann mich meine Armuth und die Noth entschuldigen, wenn ich eine schlechte Handlung begehe? Es ist so schändlich, wenn man fremdes Eigenthum nicht achtet, und stiehlt. Nein, lieber will ich frieren, als Unrecht thun, und meinen lieben Vater im Himmel beleidigen. Ich habe ja in der Schule den schönen Spruch gelernt:

Wo ich bin, und was ich thu',
Sieht mir Gott, mein Vater, zu.

Und Barbara wandte schnell ihren Blick von den Kleidern, und ging zur Thüre hinaus auf die Straße.

Der Sieg, den sie über ihre unheilige Begierde errungen hatte, machte sie einige Zeit die scharfe Kälte vergessen, welche durch einen schneidenden Wind noch vergrößert wurde. Doch sollte ihre redliche Gesinnung nicht unbelohnt bleiben. Eine vornehme Frau sah das arme Mädchen, öffnete das Fenster, und rief, daß es hinauf kommen möchte. Barbara glaubte, etwas verkaufen zu können, und eilte zu der Frau. »Armes

Kind — sagte diese — du bist recht gering für diese Kälte gekleidet! Du zitterst ja am ganzen Leibe. Komm, setze dich nieder, und erwärme dich; du sollst gleich etwas warme Speise bekommen!“ Barbara wußte nicht, wie dieß Alles kam, und setzte sich unwillkürlich nieder. Die Wärme des Zimmers that ihr so wohl, und bald kam die Magd des Hauses mit Kaffee und Brod. Das Mädchen getraute sich kaum, von der Güte jener Frau Gebrauch zu machen und zu essen; aber die große Menschenfreundlichkeit und Liebe, mit welcher sie von der Frau behandelt wurde, löste ihr Muth ein, und sie genoß das Gericht, während die Frau sich entfernt hatte. Bald aber kam diese, und brachte mehrere abgetragene, aber noch gute Kleider. „Liebes Kind! — sagte die gute Frau — da du entblößt von warmen Kleidern bist, und ich dich für ein ehrliches, gutes Kind halte, so will ich dir jetzt ein wenig zu Hülfe kommen. Nimm diese Kleider, trage sie nach Hause, und verarbeite sie zu deinem Gebrauche. Vergiß aber nie, was ich dir sage: Habe Gott immer vor Augen, und lebe christlich, rechtschaffen und ehrlich; dann wird dir Gott immer helfen. Lieber arm seyn, aber ehrlich und christlich, als reich, aber böse und unchristlich!“

Barbara hörte aufmerksam der menschenfreundlichen Frau zu, und nahm ihre Worte recht zu Herzen. Mit weinenden Augen dankte sie, und ging fröhlich nach Hause. Auf dem Wege sagte sie zu sich selbst: „Immer will ich Gott vor Augen und im Herzen haben, und nie an fremdem Eigenthume mich versündigen; dann hilft er mir gewiß, wie heute, und ich habe immer ein gutes Gewissen.“

4. Es geschieht sehr oft, daß böse Menschen Bäume verderben, abreißen, beschädigen. Habt ihr auch schon ernstlich darüber nachgedacht, wie schändlich die Unthat ist, wenn Bäume muthwillig beschädigt werden? Denkt euch die Bäume nur als Dinge, die von Gott geschaffen und künstlicher eingerichtet sind, als das erste Kunstwerk, das je eine Menschenhand verfertigte; wie schändlich muß es euch dann vorkommen, so ein Kunstwerk leichtsinnig und boshaft zu verderben? Denkt euch aber noch dazu, daß die Bäume auch Lebenstrieb

haben, wie weit schändlicher ist es dann, so ein zartes Leben ohne Roth im Wachsthum zu stören oder gar zu vernichten? Denket ferner an den Nutzen der Bäume, muß es euch nicht wieder schändlich vorkommen, etwas so Nützliches zu verderben? Ist es nicht schändlich, die Freuden der Nebenmenschen zu trüben? Oder thun das nicht diejenigen, welche Bäume beschädigen, die ihre Nebenmenschen mit Lust und Mühe herangezogen haben? Ach, wie wenig wird dieß von den bösen Baumschändern bedacht! Sie reißen mit Lust Zweige und Gipfel ab, nehmen die Rinde weg, knicken und zertreten junge Bäumchen, und bedenken nicht, wie sehr sie sich dadurch an ihren Nebenmenschen, und an dem liebevollen, gütigen Schöpfer veründigen. Sogar wilde Völker erkennen die Wahrheit, daß einem jeden Besizer seine Sache gehöre. Ein Baum macht hievon keine Ausnahme. Er gehört Jenem, der ihn pflanzt, aufzieht, unterhält, eben so gut, wie sein Korn, seine Trauben und sonstigen Erzeugnisse. Es macht also Jeder, der einen Baum beschädigt oder zu Grunde richtet, einen strafbaren Eingriff in das Eigenthum eines Nebenmenschen, und ist eben so gut ein Dieb, als jeder andere, der dem Andern eine sonstige Sache entwendet. Der Baum, als Eigenthum eines Andern, muß also unverletzt seyn, wie eines jeden Andern Eigenthum. Es will es Gott und das allgemeine Beste, so wollen es die bürgerlichen Gesetze.

Liebe Kinder! vergeßet nicht, daß ihr dem Eigenthume des Andern alle Achtung schuldig seyd; Baumverderben schadet dem Verderber selbst, weil sein Herz, unempfindlich gegen Furcht und Schande, hart und wild wird, und er sehr leicht sein Gemüth an Verstellung gewöhnt. Er verletzt das Hauptgesetz der Religion, welches heißt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! und sucht seine Freude in der Kränkung seines Nächsten. Er schadet dem gemeinen Wesen, indem er den Fleiß und die Thätigkeit der Bürger hemmt; und der Nachwelt manchen Segen, manche Freude entzieht; er schadet der Familie dessen, dem er Pflanzungen verdoeben hat. Lernet doch den Werth und die Wohlthätigkeit der Bäume kennen und fühlen, liebe Kinder. Pflanzet viele, ja so viele Bäume, als euch euere Lage und Kräfte

gestatten; habet eure Freude daran, sie zu pflegen, um euch und euern Nachkommen durch den Genuß der edlen Gottesgaben das Leben angenehm und süß zu machen, um im Grabe noch den Segen eurerer Nachkommen zu erhalten. Merket euch folgende Erzählung, und fragt euch dann selbst, wie ihr euch gegen die Bäume verhalten sollt.

An einem schönen Frühlingstage gingen zwei Knaben aus der Stadt auf das Land. Sie freuten sich des herrlichen Wetters und der blühenden Natur. Indem sie also wandelten, kamen sie an einem wilden Kirschbäumchen vorüber, das mit Blüthen, wie mit einem weißen Kleide, bedeckt war, so daß man fast kein grünes Blatt daran finden konnte. Der Stamm des Bäumchens aber war schlank, und hatte eine glatte Rinde.

Sieh, sagte Wilhelm, der jüngere Knabe, sieh, welch' ein schönes Bäumchen! Wird es nicht den schönsten Spazierstock geben? Warte ein wenig, lieber Heinrich, bis ich es abgeschnitten habe.

Und du möchtest dieses Bäumchen abschneiden? fragte der wohl unterrichtete, gute Heinrich erstaunt.

Ja, warum denn nicht? erwiderte Wilhelm. Dieß ist ja nur ein wilder Stamm, und hier steht er ohnehin Niemanden zum Nutzen. Die Kirschchen, die er bringt, werden von den Knaben und Vögeln eher genossen, als sie ganz reif sind. Warum sollte ich ihn mir nicht zum Spazierstocke nehmen dürfen, der mir viel Vergnügen machen kann?

Das meinst du nur so, lieber Wilhelm, sagte Heinrich. Aber denke einmal, wie manchen Wanderer erfreut seine Blüthe, und wenn auch die Vögel seine Früchte genießen sollten, möchtest du den Thierchen es nicht gönnen? Was aber die Knaben betrifft, so haben ja auch diese Vergnügen daran, wenn sie die Kirschchen essen dürfen, die so wild wachsen, und um welche sich sonst Niemand bemüht. Wie viele Knaben giebt es nicht, deren Aeltern keine Kirschbäume haben, und die auch kein Geld für Kirschchen ausgeben können, weil sie zu arm sind? Sollten wir ihnen das nun nicht gönnen, wenn sie von einem wilden Baume am Wege sich einige abpflücken?

Das ist wohl wahr, versetzte Wilhelm; aber die Knaben werden das Bäumchen doch verderben, Aeste davon abbrehen, oder es gar zerbrechen. —

Run, sagte der vernünftige Heinrich, was wolltest du denn eben thun? du wolltest es ja auch verderben!

Da besann sich Wilhelm eine Weile; dann sagte er: Ich schäme mich, lieber Heinrich, daß ich etwas so Böses wollte; aber ich will dir sagen, was ich jetzt thun will. Hat das Bäumchen ausgeblühet, und die Zeit ist da, wo man es versetzen kann, so will ich es von hier wegnehmen, und in unseren Garten setzen. Dort lasse ich es dann veredeln, und das ist wohl gut, nicht wahr, Heinrich?

Aber du mußt doch erst die Erlaubniß dazu von den Leuten haben, denen dieser Boden und das Bäumchen gehört, sagte Heinrich.

Darum werde ich fragen, erwiederte Wilhelm.

Und Wilhelm fragte wirklich um diese Erlaubniß, und erhielt sie auch. In seiner Aelteren Garten pflanzte er nun jenen jungen Stamm, ließ ihn veredeln und gehörig beschneiden. Der Baum wuchs üppig heran, und brachte viele und gute Früchte. Noch als Männer standen Wilhelm und Heinrich oft unter diesem Baume, und schauten ihn mit Wohlgefallen an. Einst sagte Wilhelm dabei: Heinrich! du bist der Schutengel dieses Baumes gewesen! Und dessen freute sich Heinrich recht im Herzen.

*

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut. II. Mos. 20. 17. — Alle Ungerechtigkeit ist wie ein zweischneidiges Schwert; unheilbar sind seine Wunden. Sir. 21. 4. — Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen thun, das thut ihnen auch. Matth. 7. 12. — Kein Dieb wird Erbe des göttlichen Reiches werden. I. Kor. 6. 13. — Du sollst die Bäume nicht verderben, von welchen du essen kannst. V. Mos. 20. 19.

Achte fremdes Eigenthum,
Schütze es, es bringt dir Ruhm.

E r h o l u n g.

Wie der Vogel zum Fluge, so ist der Mensch zur Arbeit geboren. Beständige und unausgesetzte Arbeit strengt die Kräfte zu sehr an, und es ist daher nöthig, daß die erschöpften Kräfte wieder hergestellt werden. Das Vergnügen, wodurch der angestrenzte Gebrauch unserer Kräfte einige Zeit unterbrochen und eine Erneuerung derselben bewirkt wird, nennt man Erholung.

Für jeden Menschen ist Erholung unentbehrlich, wenn unter anhaltender Thätigkeit der Geist nicht erschlaffen soll; unentbehrlich zur Stärkung der Leibeskräfte, zur Erhaltung der Gesundheit. Immer angestrenzte Thätigkeit ohne Erholung ist sehr schädlich, und eben so beschwerlich, als eine lange Reise, während welcher man keinen Gasthof antrifft.

Obwohl aber Erholung jedem Menschen sehr nothwendig ist, so gehört doch dazu, daß diese auf eine erlaubte und nützliche Art gesucht, und nicht zu viel Zeit darauf verwendet werde. Das müssen sich Kinder wohl merken, weil es nicht gleich ist, auf welche Art und wie lange man sich erhole. Die Erholung muß wie eine Arznei, zur gehörigen Zeit, gebraucht werden. Darum soll der Mensch die Arbeit zum Vergnügen machen, nicht aber das Vergnügen und die Zerstreuung zur Arbeit. Wer immer spielt, immer sich zerstreut, kann nie ein tüchtiger Arbeiter und wackerer Bürger werden. Hütet euch vor einem großen Fehler, liebe Kinder, vor der Zerstreuungssucht; ihr lebet ja, um zu arbeiten, und nicht, um immer zu spielen und euch Vergnügen zu machen. Dadurch gehen die schönsten und kostbarsten Stunden des Lebens verloren, und am Ende scheuet man sich vor nützlicher Thätigkeit, und wird ein Müßiggänger. Wer nach dem erlaubten und mäßig genossenen Vergnügen wieder freudig und flink an die Arbeit geht, der hat sich erholt, wie sich gebührt.

Suchet besonders in den Erholungsstunden solche Vergnügen, wodurch euer Geist reicher an Erkenntniß, euer Herz besser und edler wird. Geistige Vergnügen sind dauerhafter und reiner als sinnliche, welche hinfällig sind, den Geist erniedrigen, und

oft zu Fehlritten verleiten. Uebet die Kräfte eueres Geistes, und denket immer über das nach, was ihr sehet, höret, thut und erfahret; scheuet Stille und Einsamkeit nicht, sie ist die Mutter der meisten und reinsten Vergnügen. Höret nun, ich will euch von jungen Leuten erzählen, welche reine Erholung suchten.

1. Themistokles wurde zu Athen 478 Jahre vor Christ Geburt geboren, und zeigte schon in früher Jugend eine große Lebhaftigkeit des Geistes. Er wandte seine Erholungstunden nicht zum Spielen und Müßiggange an, sondern er suchte vielmehr sie nützlich zu verwenden. Er setzte in denselben kleine Reden auf, worin er diesen oder jenen seiner Mitschüler anklagte oder vertheidigte.

Zur Erlernung dessen, was bloß angenehm war, hatte er keine Neigung; sein Verstand und sein Gedächtniß schienen nur für gründliche und wichtige Kenntnisse empfänglich; weshalb einst einer seiner Lehrer ihm sagte: »Du wirst dereinst nichts Alltäglichen werden, sondern ein großer Segen oder Fluch des Vaterlandes.« Jemanden, der ihm den Mangel an Kenntnissen in schönen Künsten vorwarf, antwortete er: «Es ist wahr, ich verstehe weder die Harfe, noch die Laute zu spielen; aber ich weiß, wie man aus einem kleinen Staate einen großen machen kann.

Themistokles erwarb sich auch wirklich in der Folge durch seine Klugheit und Einsichten große Verdienste um seine Landsleute, die Athenienser, und um alle Griechen. Als durch die Schlacht bei Marathon der Einfall der Perser in Griechenland zwar zurückgeschlagen war, Themistokles aber voraussah, daß die Feinde den Angriff erneuern würden, suchte er die Athenienser zu bewegen, ihre Seemacht zu vergrößern, und hiezu den Ertrag der Silberbergwerke, den sie sonst unter sich vertheilt hatten, zu verwenden, was ihm auch zugestanden wurde, und nachher in einem Kriege gegen Megina den Atheniensen sehr zu Statten kam. Themistokles erwarb sich das größte Ansehen zu Athen. Als der persische König Xerxes einige Jahre später sich wieder zum Kriege rüstete, und mit einem ungeheuren Heere in Griechenland einfiel, beredete Themistokles die Athe-

nienfer, ihre Weiber und Kinder in sichere Zufluchtsörter zu bringen, die Stadt den Persern zu überlassen, und alle Waffenfähigen auf die Schiffe zu nehmen. Diese Schiffe vereinigten sich mit den Schiffen der übrigen Griechen, und die verbundene griechische Flotte schlug die persische völlig bei der Insel Salamis im September 480 vor Christi Geburt, worauf Xerxes Griechenland verließ, dieses aber von der Unterjochung gerettet wurde. Themistokles verschaffte Athen zuerst einen sichern und geräumigen Hafen, ließ, ungeachtet aller Widersehung der Spartaner, eine starke Mauer um die Stadt führen, und war es wirklich, der den Atheniensern die Obermacht in Griechenland verschaffte. Themistokles war unstreitig einer der größten Männer Griechenlands, was er wohl nie geworden wäre, hätte er seine Jugendzeit nur mit Spiel und Zerstreuung zugebracht.

2. Johanna Gray war die Enkelin Mariens, der Schwester Heinrich VIII. und Gemahlin Silforts, des Sohnes Johann Dudley's, Herzogs von Northumberland, und die älteste Tochter des Herzogs von Suffolk, Heinrich Gray. In früher Jugend fand sie schon ihr größtes Vergnügen darin, die Stunden der Erholung durch Lesen guter Bücher zu benützen.

Als einst Ascham, ein berühmter Mann damaliger Zeit, nach Deutschland reisen, und von Johanna, die zu Broadgate in Leicestershire sich aufhielt, Abschied nehmen wollte, fand er sie, während ihre Aeltern mit dem ganzen Hofstaat, vielen Herren und Damen, im Thiergarten auf der Jagd waren, auf ihrem Zimmer ganz allein. Sie las den *Phaedon*, eine Schrift des großen Weltweisen Plato, in griechischer Sprache, und fand daran ein höheres Vergnügen, als andere Mädchen, wenn sie ein lustiges Märchen lesen. Erstaunt fragte sie Ascham: warum sie den angenehmen Zeitvertreib im Thiergarten versäumt habe? Mit Lächeln erwiderte Johanna: «Das Vergnügen, welches die Andern im Thiergarten genießen, kenne ich hinlänglich. Jenes ist nur ein Schatten gegen das Vergnügen, welches mir das Lesen dieser schönen und geistreichen Schrift gewährt. Ach! die guten Leute haben es niemals erfahren, was ein wahres Vergnügen sey!»

Mein Fräulein, fragte Ascham weiter, — wodurch gelangen Sie zu einer so gründlichen Erkenntniß des wahren Vergnügens und der reinsten Erholung? Man findet wenig Frauenzimmer, sogar wenig Männer, welche ein solches Vergnügen recht zu schätzen und sich nützlich zu erholen wissen.»

Johanna erwiderte ruhig und mit Anstand: »Es ist für mich eine der größten Wohlthaten, die Gott mir erwiesen hat, daß er mir Aeltern gegeben hat, welche strenge gegen mich sind, so wie auch einen liebevollen, gefälligen Lehrer. So lange ich nämlich in Gegenwart meiner Aeltern bin, muß ich Alles so vollkommen als möglich thun. Geschieht dies nicht, da ich noch sehr jung bin, so werde ich empfindlich getadelt, bedroht, oder wohl gar bestraft. Meine größte Freude ist es, zu Herrn Elmers, meinem Hofmeister, zu gehen, welcher mir recht viele Lust zum Lernen macht, und bei welchem die Zeit mir schnell, nützlich und angenehm verstreicht. Holt man mich aus der Lernstunde, so weine ich; denn Alles, was ich außer dem Lernen thue, verursacht mir Unruhe, Ekel und Furcht. Da sind nun meine Bücher immer mein einziges und größtes Vergnügen, und zugleich die nützlichste Erholung. Mit jedem Tage machen sie mir mehr Freude, und gegen das Lesen derselben sind alle andern Lustbarkeiten wirklich wahre Kleinigkeiten und Dinge, die mich nur beunruhigen.»

So sprach dieses edle Mädchen, welches viele ihres Geschlechtes beschämt, die nur in Tändelei und Puz ihr Vergnügen suchen, und wie bunte Schmetterlinge von Freude zu Freude hüpfen, aber dafür arm am Geiste, vernachlässigt in wahrer Bildung bleiben. Wie schön war es, daß Johanna die Strenge ihrer Aeltern für eine Wohlthat hielt, während viele Mädchen unserer Zeit leider nur verdrüßliche Gesichter machen, wenn sie von Aeltern und Lehrern mit Ernst gehalten werden, an der Bildung ihres Geistes und der Verebelung ihres Herzens zu arbeiten.

Es ist zu bedauern, daß diesem herrlichen Mädchen ein so trauriges Loos zu Theil wurde. Sie wurde aus Politik zur Königin erhoben, bekleidete diese Würde aber nur neun Tage;

eine Nebenbuhlerin um den Thron stand gegen sie auf, welche Johanna mit ihrer Schwester in das Gefängniß setzen, und im Jahre 1554 enthaupten ließ. Sie starb in einem Alter von 17 Jahren als das schuldlose Opfer der Herrschsucht ihres Schwiegervaters, und war die dritte Königin, die in England ihr Leben auf dem Blutgerüste endete. Die griechische Sprache war ihr so geläufig, daß sie am Morgen ihres Sterbetages einen griechischen Brief an ihre Schwester, die Gräfin von Pembrock schrieb. Eine Uebersetzung dessen findet sich in Larrey's Geschichte von England.

3. Philippus Neriuss wurde im Jahre 1515 zu Florenz geboren. Schon im Frühlinge seines Lebens gab er Merkmale seiner künftigen großen sittlichen Vollkommenheit. Da er kaum 18 Jahre alt war, wurde er schon von Allen seiner Tugend wegen geliebt. Immer traf er eine kluge Auswahl bei allen seinen Unternehmungen und wußte den Werth aller Dinge sehr wohl zu schätzen. Sein Hauptbestreben ging immer mehr nach geistigen, als sinnlichen Vergnügungen. Seine Aeltern schickten ihn nach Campanien, um dort bei seinem verstorbenen Vetter für sich eine reiche Erbschaft einzuziehen. Allein Philippus, der höhere Güter kannte, that auf dieses irdische Vermögen Verzicht, strebte nach unvergänglichen Schätzen, und reiste nach Rom, um sich dort den freien Künsten und der Gottesgelehrtheit zu weihen. Die Zeit, die ihm nach seinen Studien zur Erholung übrig blieb, weihete er meistens dem Lesen nützlicher, geistvoller Bücher, dem Gebete oder andern gottgefälligen Uebungen. Täglich besuchte er die römischen Spitäler und Krankenhäuser, wo er, der edle Jüngling, den Kranken diente, sie tröstete und durch Almosen erfreute, selbst den Sterbenden liebevoll beistand. Oft ging er unter das gemeine Volk in der Stunde seiner Erholung, und hier bestrebte er sich dann, manchen verdorbenen Menschen durch freundliche Zusprache wieder für Gott und die Tugend zu gewinnen. Konnte er wohl die Zeit seiner Erholung edler und nützlicher verwenden, als damit, daß er suchte, der Wohlthäter und Retter unglücklicher Menschen zu werden? Er stiftete eine Gesellschaft, deren Glieder die Pflicht hatten, die von ihrer Krankheit genesenden und frommen Pilger zu be-

herbergen und zu versorgen. Auch mußten jene Mitglieder einem 40stündigen Gebete in der Kirche St. Salvator beiwohnen.

Endlich trat Philippus in den geistlichen Stand, und seine innige Andacht, sein reiner Eifer für die Sache Gottes und das Wohl der Menschen war außerordentlich. Er stiftete im Jahre 1561 eine neue Gesellschaft, deren Mitglieder der leidenden Menschheit große Dienste leisteten. Philippus starb, nachdem er sein ganzes Leben nur Gutes gewirkt hatte, in einem sehr hohen Alter.

Vergesst nie, liebe Kinder, daß, obwohl ihr Bewohner des Staubes seyd, Gott euch doch zugleich zum Range denkender und geistiger Wesen erhoben habe. Erwäget eure Vorzüge, und gebrauchet sie weise, daß ihr nie bloß als sinnliche Geschöpfe, sondern als geistige und unsterbliche Menschen denket und handelt zu euerem Nutzen und der Menschen Wohl.

4. Roswitha, eigentlich Helena von Rossow, aus einer altadeligen Familie in der Mark Brandenburg, kannte von frühester Jugend an keine größere Freude, als sich von ihrem Pflegerater unterrichten zu lassen, und aus seinem Munde Lehren der Frömmigkeit und Weisheit zu vernehmen, die sie tief in ihr junges Herz einprägte. Nie hatte sie Wohlgefallen an Eitelkeit und weltlichen Lustbarkeiten, und wenn ihre Gespielerinnen sich im Tanzen übten, oder um ihren Schmuck bemüht waren, saß sie an einem stillen Vertchen des Schlosses, und vervollkommnete sich in den schönen Wissenschaften. Bald konnte sie, was zu jener Zeit eine große Seltenheit war, lesen und schreiben; und noch hatte sie ihr 12tes Jahr nicht erreicht, so las, schrieb und sprach sie schon fertig lateinisch, worin sie ein gelehrter Schloßkaplan unterrichtete. Früh zeigte sich in ihr die Liebe zur schönen Dichtkunst, und schon als 15jähriges Mädchen machte sie selbst dichterische Versuche. Ihre Erholung suchte sie im Genuß der freien Natur; da erfüllte sie ihr Gemüth mit gottseligen Gedanken, und in gefühloollen Liedern pries sie die göttliche Allmacht und Liebe. Oft begleitete sie ihr frommer Pflegerater auf ihren einsamen Spaziergängen; dann suchten sie nicht selten ein schön gelegenes Waldplätzchen auf, und sie vernahm dann an der Seite ihres Pflegeraters manche

ermunternde Geschichte aus dem Leben ihrer edlen Vorfäter, aber öfters noch fromme Lehren christlicher Weisheit aus seinem Munde. Sie ging dann in das Nonnenkloster zu Gandersheim, und lebte um das Jahr 980 daselbst, wo sie viele schöne Gedichte bearbeitete.

5. In einem Städtchen am Fuße der schwäbischen Alp lebte ein wackerer Bürger, Namens Johann Orth; er war ein geschickter Schreiner, und trieb sein Handwerk mit allem Fleiße, so daß er sich und den Seinigen einen guten Unterhalt verschaffte, und nebstdem noch durch Sparsamkeit für die Zukunft etwas erübrigte. Er hatte einen Sohn, Maximilian mit Namen, welcher die Schule des Ortes schon besucht, und mit den besten Zeugnissen seine Entlassung erhalten hatte. Nun hielt ihn sein Vater an, auch das Handwerk eines Schreiners zu erlernen, und Maximilian hatte eine rechte Freude daran; denn er betrachtete oft mit Wohlgefallen die schönen, glänzenden, und kostbar eingelegten Tische, Kommode und Sessel seines Vaters, welche wegen der geschmackvollen Arbeit und ihrer Nettigkeit einen guten Abgang fanden.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete der gute Jüngling fleißig und unverdrossen an der Seite seines Vaters, und schlug dann die Feierabendstunde, so wußte er immer etwas, womit er diese angenehm und nützlich zubringen konnte. Hinter dem Hause seines Vaters lag ein hübscher Garten; dahin versügte sich im Frühling und Sommer Maximilian am liebsten. Er hatte daselbst mit Bewilligung seiner Aeltern eine kleine Baumschule angelegt, und pflegte die zarten Bäumchen mit aller Sorgfalt. Immer sah man ihn in Feierstunden daselbst Bäumchen aufbinden, vom Unkraute reinigen, schädliche Ranpen oder Insekten ablesen, die Erde auflockern, oder sonst etwas Nützliches treiben. Es war auch eine rechte Freude, die schönen Bäumchen so schlank und üppig aufwachsen zu sehen. Später setzte ihnen Maximilian Keiser von edlen Obstsorten bei, occulirte oder copulirte die wilden Stämmchen, und in wenigen Jahren sah Maximilian den ganzen Garten voll der schönsten, fruchtbaren Obstbäume. Wie freute er sich, als er einst an einem Sonntage seinen Aeltern in einem reinlichen Körbchen die

Erstlinge mehrerer junger Bäume, kostbare Birnen und Äpfel vor dem Essen auf den Tisch stellen konnte! Wie wohl war es ihm ums Herz, als er bei sich dachte: es ist doch besser, seine Erholungsstunde nützlich zu verwenden, als thörichtes Spielen sich zu ergeben, wobei gewöhnlich die kostbare Zeit verloren geht, und das Herz verdorben wird! Mit Lust und Freude genoss er die herrlichen, selbstgezogenen Früchte, und hatte sich dabei manches ermunternden Lobes seiner guten Aeltern zu erfreuen.

Wenn aber der Winter sein kaltes Kleid über das liebe Gärtchen verbreitet hatte, saß Maximilian nicht müßig beim warmen Ofen, sondern verwendete die Zeit der Erholung eben so nützlich, wie im Frühlinge und Sommer. Immer wußte er sich durch die Güte seines Herrn Pfarrers gute Bücher zu verschaffen, in welchen er fleißig las, seine Kenntnisse erweiterte, und manche schöne, heilsame Lehre daraus schöpfte. „Lieber Maximilian!“ — sagte einst der Herr Pfarrer — „mit Freuden theile ich dir aus meinem Büchervorrathe mit, und ich wünsche herzlich, daß alle Jünglinge und Mädchen die Zeit ihrer Erholung eben so nützlich und angenehm, wie du, verwenden würden; leider glauben die meisten, wenn sie aus der Schule entlassen sind, daß dann nichts weiter für sie zu erlernen sey, als höchstens die Kunstgriffe des Handwerkes. Fahre fort, lieber Maximilian! Wer mit der Zeit gut haushalten kann, wird gewiß einst ein verständiger und nützlicher Bürger.“

Und dieß wurde Maximilian auch wirklich. Wie er zu Hause seine Erholungsstunden nützlich verwendete, that er es auch in der Fremde. Statt bei bösen und sittenlosen Gesellen in der Feiertunde zu seyn, las er in einem guten Buche, oder suchte verständige Menschen auf, die ihm manches Nützliche mittheilten, und dadurch blieb sein Herz von dem Gifte der Verführung sicher; er ersparte manches Stück Geld, das andere Jünglinge am Feierabende in die Schenke tragen, und gewann an Kenntnissen und in der Achtung aller guten und nachschaffenden Menschen. Als er aus der Fremde in seine Vaterstadt zurückkehrte, freute sich Jedermann, den braven,

geschickten, gestitteten Jüngling. War wieder zu sehen. Er wurde in der Folge einer der reichsten und angesehensten Bürger jener Stadt. — Möchten alle Jünglinge und Mädchen befolgen, was jener Pfarrer zu ihm gesagt hatte.

6. Anna Tanguay Le Fevre, oder Tanaquil Faber war eine Tochter des berühmten Tanaquil le Fevre, Professors der Philosophie zu Garmur, wo sie gegen das Ende des Jahres 1657 geboren war. Der Vater unterrichtete ihren Bruder in den Sprachen der Alten; Anna wohnte gewöhnlich freiwillig, und besonders in den Stunden ihrer Erholung, dem Unterrichte bei, und zeigte wirklich mehr Anlage, als ihr Bruder. Es entstand in dem jungen Mädchen eine große Sehnsucht nach einer höhern wissenschaftlichen Bildung, und sie verwendete nun jede Stunde, welche von ihren sonstigen bestimmten Arbeiten ihr übrigblieb, dazu, die Sprachen der Alten zu erlernen. Als der Vater ihren Eifer gewahr wurde, beschloß er, Anna zu den Wissenschaften anzuhaken, und bald machte sie bewunderungswürdige Fortschritte. In wenigen Jahren kam sie so weit, daß der Vater bei seiner Schülerin sich oft selbst in zweifelhaften Fällen Rathes erholte; und hatte es ihm bei mancher Stelle in einem alten Classiker geglückt, in den Sinn derselben eingedrungen zu seyn, so war sie die erste, der er seine Entdeckung mittheilte; ja sie war die Vertraute aller seiner Unternehmungen, und nicht selten traf es sich, daß sie ihren Vater widerlegte. Als er sie so weit gebracht hatte, daß sie die Fabeln des Phädrus und die Combdien des Terenz übersetzen konnte, gab er ihr Unterricht in der griechischen Sprache. Diese hatte so viele Reize für sie, daß sie nicht lange Zeit brauchte, um die Gedichte des Anakreon, des Kallimachus, des Homer und anders verschiedener griechische Theater-Dichter lesen zu können. Sie begnügte sich aber hiemit nicht, sondern sie suchte auch die Schönheiten im Ausdrucke auf, und machte sich dieselben eigen. Auch in der italienischen Sprache machte sie viele Fortschritte. In diesem traulichen Umgange mit ihrem Vater erreichte Anna das 21ste Jahr ihres Alters; doch bald verlor sie ihn, und sie sah sich gezwungen, ihre Geburtsstadt zu verlassen, und sich nach Paris zu wenden, wohin schon der Ruf von ihrer Gelehrsam-

keit gekommen war. Ihr erstes Unternehmen war dies, den Ral-
linrachus, einen berühmten gelehrten Elegien- und Hymnen-
dichter, in einer Uebersetzung zu liefern. Ihre Unternehmung,
einen so schweren Dichter in französischer Sprache zu liefern,
machte Aufsehen, und sie wurde dadurch dem Herzoge von Mon-
taussier bekannt, der die Oberaufsicht über die Erziehung des
Dauphins oder Kronprinzen führte. Auf sein Verlangen mußte
er den Florus, den Aurelius Victor und den Eutropius, rö-
mische Geschichtschreiber, zum Gebrauche des Dauphins heraus-
gehen.

Der Ruhm von Anna Le Fever, zu welchem sie den Grund
durch nützliche Verwendung ihrer Erholungskunden gelegt hatte,
durchdrang nun bald ganz Europa, und Christiane, Königin
von Schweden, eine Freundin der Wissenschaften, in welche sie
selbst eingeweiht war, ließ sie durch den Grafen von Königs-
mark ihrer Hochachtung versichern, und aus verschiedenen Ländern
erhielt sie Briefe von Gelehrten, welche ihre Hochschätzung dars-
in aussprachen.

Erst in späteren Zeit verheiratete sich Anna mit Dacier,
vergaß aber neben der sorgfältigsten Erfüllung ihrer Pflichten als
Hausfrau und Mutter nicht, gelehrte Arbeiten zu liefern. Sie
hat viele, sehr schätzbare gelehrte Arbeiten und Uebersetzungen
geliefert, unter anderen auch gemeinschaftlich mit ihrem Gatten
des Marcus Antonius moralische Betrachtungen und Plutarchs
Lebensbeschreibungen berühmter Männer. Wer die gelehrte
Anna Le Fever kannte, schätzte an ihr nicht nur ihre besonde-
ren Talente, sondern auch ihre männlichen Tugenden: Muth,
Entschlossenheit, Festigkeit, welche sie mit ausnehmender Güte,
Bescheidenheit und Bescheidenheit verband. Mit diesen Tugenden
ging ungeheuchelte Gottesfurcht Hand in Hand, und sie erfüllte
mit aller Gewissenhaftigkeit ihre Pflichten als Christin. Der
Anblick menschlichen Elendes durchschnitt ihre Seele, und sie
suchte zu helfen, wo und wie sie nur konnte. „Es sind ja
nur bloße Menschen, dem Tod ohn unsern Lebensnothdurft-
—“ antwortete sie ihrem Gatten, als er sie ermahnte, ihrer
Beschränkung in Rücksicht auf ihre eigenen häuslichen Umstände
eingeschränkt zu sein. Ihre Barmherzigkeit ging so weit, daß sie nie

unausgefordert sich in wissenschaftliche Gespräche mischte. — So weit brachte es Anna le Fevre durch Eifer und Fleiß, und hob sich auf eine hohe Stufe wissenschaftlicher Bildung, welche Mädchen und Frauen selten erreichen.

*

Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge seyn; aber wisse, daß dich Gott um Alles wird vor Gericht führen. Pred. 11. 9. — Seyd fröhlich, doch mit Gottesfurcht. Sir. 9. 23. — Ein jedes hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde (Arbeit und Erholung). Eccl. 3. 1. — Freuet euch mit den Fröhlichen. Röm. 12. 15. — Ihr möget essen oder trinken, oder sonst etwas thun: thut Alles Gott zu Ehren. I. Kor. 10. 31.

Nach ernster Arbeit, eifrigem Bemühen,
Ist nützliche Erholung dir erlaubt;
Doch muß dich nicht Zerstreuungssucht anziehen,
Da sie die Zeit, die köstliche, dir raubt.

F e i n d e s l i e b e .

Alle Menschen sind zwar Brüder, Glieder eines großen Haushalters, Kinder eines Vaters, Kinder Gottes; allein es lieben sich nicht alle Menschen als Brüder, und Kinder des himmlischen Vaters; vielmehr suchen Viele ihren Mitmenschen das Leben recht sauer zu machen. Solche böse Menschen werden euch oft im Leben begagnen. Jedes Wort, das euch entfällt, jede Miene, die ihr werthet, jede Handlung, die ihr ausübet, werden sie übel auslegen; weil sie euch euren guten Verhältnissen, eurer Zufriedenheit nicht gönnen, werden sie den Frieden eures Herzens zu untergraben suchen. Sie werden euch beschimpfen, verspotten, euch überall zu Schaden suchen, und mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen, wo sie

mit einer Sprache voll Reid und Galle euren untadelhaften Ruf verlegen können. Solche Auswürflinge der menschlichen Gesellschaft nennt man Feinde.

Alein der Christ darf keines Menschen Feind seyn; die Liebe soll die Herzen aller Menschen umschlingen. Durch tausend Bedürfnisse, tausend unentbehrliche, wechselseitige Hülfsleistungen hat uns der himmlische Vater an einander geschlossen; Keiner kann sagen: ich bedarf des Andern nicht. Keiner darf den Feind verachten. In unserer Brust lebt ein Gefühl, das uns laut sagt: Sey liebevoll gegen deine Brüder! Alles, was sie kränken, beleidigen könnte, sey fern von dir.

Wenn aber die Vernunft, das Herz, die Weisheit sagt: Liebe die Menschen, sie sind deine Brüder, so sagt Jesus, der göttliche Stifter unserer heiligen Religion noch mehr. Er sagt: Liebe selbst deine Beleidiger und Feinde; thue Gutes deinen Verfolgern. Welche erhabene, göttliche Lehre! Muß nicht jener Sterbliche der höchsten Stufe der Menschenwürde nahe seyn, der sie ganz erfaßt und ausübt, der sich selbst, jede aufbrausende Leidenschaft, den natürlichen Hang zur Rache erstickt, um — seinem Feinde nicht bloß zu vergeben, sondern ihn auch noch zu lieben, sein Glück, seine Ruhe, sein Vergnügen zu befördern, für ihn zu leben und zu leiden?

Das Bestreben, bei den Beleidigungen des Nebenmenschen, der unrechtmäßiger Weise uns zu schaden sucht, sich zu beherrschen, und weise, gerecht und gütig gegen ihn sich zu betragen, ihm Gutes zu gönnen und zu erzeigen, nennt man Feindesliebe.

Liebe Kinder! Den Feind zu lieben, ist zwar eine schwere Aufgabe; allein sie ist des Christen so würdig. Betrachtet den Feind und Beleidiger als einen Verblendeten, zu dem ihr euch durch die hohe Würde und Bestimmung des Menschen, das große Beispiel Gottes, durch das erhabene Beispiel Jesu verpflichtet fühlen sollt. Gott ist ja so gut, und ertheilt Allen Segen und Wohlthaten. Betrachtet die große Liebe Gottes und unseres Heilandes, die uns dadurch erwies

sen worden, daß durch den Tod des Eingebornen, wir, als Feinde Gottes, sollten gerettet werden. Denket oft an euer eigene Schwachheit, wie sehr ihr euch geneigt findet, Andere zu kränken, wie es euch aber auch freut, wenn Andere euch beschweren ihre Liebe nicht versagen. Fliehet alle Menschen, welche gerne die Beleidigungen Anderer vergrößern, und euer Gemüth gegen sie erhitzen; suchet vielmehr Freunde von safter Denkhungart, und rechnet nie die Rache an Feinden euch zur Ehre, sondern überzeuget euch durch die Beispiele Anderer, daß Vergeltung die schönste Rache sey.

Feindesliebe macht euch Gott ähnlich, der auch seine Feinde liebt; manche Sünde, Unruhe und andere traurige Folge wird dadurch verhütet. Feindesliebe zeugt von Größe des Geistes und von edlen Muth, und bringt Ehre bei edel denkenden Menschen; ja Liebe hat schon oft den Feind gebessert, und ihn zur Erkenntniß gebracht. Liebet also eure Feinde, wie Christus sie geliebt, und sterbend noch für sie gebetet hat, daß ihr Gott immer ähnlicher, und seines Beifalls immer würdiger werden möget.

Höret mit aller Aufmerksamkeit nun die Erzählungen solcher Menschen an, welche ihre Feinde liebten, und ihnen Gutes thaten.

1. Als die Franzosen in Madrid, der Hauptstadt Spaniens im Königreich Neu-Castilien gelegen, einzogen, war auch ein junger Spanier von der Glaubens-Armee unter ihnen. Plötzlich stürzte ein Frauenzimmer mit fliegenden Haaren, bleich und blutbefleckt, von den Stufen eines Tempels herab, und vor dem Glaubens-Krieger rief sie aus:

„Mein Bruder, mein Alphonß!“

Da slog ihr der junge Kriegsgefährte entgegen, drückte sie an sein Herz, und fragte sogleich nach seinem Vater.

„Du sollst ihn sehen“ — antwortete das Mädchen und wischte sich die Thränen ab.

„Auch ich muß weinen“ — versetzte Alphonß; — „Ach, wie süß sind die Zähren, welche die Freude vergießen macht!“

„Was redest du von Freude!“ schrie das spanische Mäd-

ien; — »Auf, komm mit mir.« Und sie suchte ihren Bruder fortzuziehen.

»Wohin führst du mich?« fragte Alphons.

»Zu unserm Vater.«

»Wo ist er? dieß ist ja nicht der Weg, der zu seiner Wohnung führt.« —

»Zu seiner Wohnung? Ach, er ist nicht mehr!« Diese Worte sprach sie im Tone der heftigsten Verzweiflung, und es größten Schmerzes aus.

»Da! ich schaudere!« rief der Jüngling. »Wer konnte seinen alten Vater aus seinem Eigenthume vertreiben? Und die, Schwester!«

»Ungeheuer konnten es, Barbaren!«

»Nede, wo ist er? Ich beschwöre dich bei Gott!«

»Auf dem großen Plage ist er, komm!«

Beide Geschwister eilten fort, und kamen auf dem großen Plage an. Dort lagen noch Leichname, welche die Grausamkeit der Anführer der Glaubens- und Königsfeinde dem Tode opfert hatte. Das zitternde Mädchen deutete auf den Haufen der Geschlachteten, die noch unbegraben hier aufgeschichtet lagen, und sagte: »Hier befindet sich unser Vater! Rache ihm!« Und sie nannte ihm den feigen Mörder ihres Vaters.

Kinder! war das wohl schöne Gesinnung eines Mädchens? Freilich war ihr Schmerz sehr groß; aber auch im größten Schmerze sollen wir nicht vergessen, daß wir Christen sind, welche immer lieben sollen.

Alphons stand eine Weile wie versteinert da; dann hob er seine Blicke zum Himmel, gleichsam dort die Stärke und Beize seiner Rache zu suchen. Seine Schwester lag bereits auf ihren Knien neben dem grausam verstümmelten Körper des Heiligen. Dann rief sie tiefbewegt aus: »Schau ihn hier, den guten Vater!« Der junge Krieger stürzte auf den Leichnam hin, und schwur: »Er soll gerächt werden!« Er heftete seine bleichen Lippen auf die Wangen des entseelten Vaters und dann auf, und es bligte der Degen in seiner Hand.

»Schwester!« rief er aus — »bewahre mir seinen Leichnam; ich eile, ihn zu rächen!«

Der Jüngling war plötzlich kein Mensch mehr; er war wie ein Löwe, der nach dem Blute des Beleidigers mit brennendem Durste schnaubte: denn er sah ja hier den Leichnam seines unmenschlich gemordeten Vaters. Er stürzte fort. Die Soldaten hielten ihn auf; ein Offizier wollte ihn beruhigen, ihm von Ergebung in sein Schicksal, vom Vergessen des Geschehenen, von Verzeihung sprechen.

»Unglückseliger!« rief der Gereizte, — »würdet ihr nicht selbst euren Vater rächen?« »Betrachtet hier den verstümmelten Leib des Meinigen!« Indem er dies sprach, verdoppelte sich seine Wuth. Gleich darauf fiel Alphons dem Offizier zu Füßen, ergriff dessen Hände, küßte sie, bat und verlangte von ihm die Rache als eine Gnade, forderte das Blut seines Feindes als eine Wohlthat. Aber, wie man leicht denken kann, es waren solche Bitten vergeblich; man glaubte schon zu sehen, wie seine Verzweiflung ihn zum Selbstmorde bringen mußte; denn er wiederholte unablässig: »Wenn ich den Mörder nicht tödte, so thue ich mir den Tod an!«

So weit kann der Mensch kommen, wenn er die unheiligen Triebe der sinnlichen Natur nicht durch Vernunft und Religion zu unterdrücken sucht, sondern von ihnen vielmehr sich beherrschen läßt. Die furchtbare Leidenschaft der Rache machte, daß Alphons nicht nur vergaß, was Vernunft und Religion ihm in Bezug auf den Feind, sondern auch was sie ihm selbst vorschrieben, und er wurde ein ohnmächtiger Sklave der Leidenschaft. Doch höret weiter. Die Vorsehung hatte beschlossen, daß bessere Gefühle in Alphons rege werden sollten.

Ein Ordensgeistlicher seiner Nation hörte jenes Geschrei und trat näher. Dieser sah, welche fürchterliche Gefühle und Entschlüsse in des Jünglings Brust kämpften. Der ehrwürdige Mann trat zu Alphons; dieser aber rief ihn zurück, wohl wissend, was er von ihm verlange. Der Priester ließ sich aber nicht abschrecken, und nähete sich ihm abermal, mit dem Rufe: »Bist du ein Christ, Alphons?« Der junge Krieger erhob den Blick, und antwortete: »Ja, der bin ich; aber ich will meinen Vater rächen.« — Da zeigte ihm der Geist-

liche ein Kreuzifix, und sagte: „So tritt dieses hier mit Füßen; der, der daran ausgestreckt hängt, ist gestorben; um uns zu lehren, daß wir den Feinden verzeihen sollen!“ Schweigend zeigte ihm Alphons den Leichnam seines Vaters, indem bittere Thränen über seine Wangen flossen; sein Herz — war weicher geworden. Der Priester erricth seine Gedanken, und setzte schnell hinzu: „Ja, Ja, auch dem Mörder unseres Vaters müssen wir verzeihen!“ Hier schüttelte Alphons verneinend das Haupt; denn dieß schien ihm wirklich zu viel gefordert; allein der ehrwürdige Priester fiel ihm zu Füßen, und rief mit aufgehobenem Kreuzifix: „Um Rache schnaubend deinen Feinden nachzulaufen, mußt du erst über mich, den Diener Christi hinstürzen, mußt du über dieß Kreuz hinschreiten, das dein Vater beim letzten Athemzuge verzeihend küßte!“

Diese Worte ergriffen das ganze Gemüth des jungen Spaniers so sehr, daß er tief erschüttert erkannte, welch schrecklichen Entschluß die Leidenschaft in ihm erweckt hatte; schnell hob er den ehrwürdigen Priester empor, drückte das Kreuzifix an seine Lippen, und fiel dem frommen Ordensmanne in die Arme, während der gezückte Degen seiner Rechten entsank, und er mit bewegter Stimme sagte: „Ich verzeihe, wie Jesus und mein Vater!“ In den Augen aller Umstehenden glänzte die schöne Thräne der Rührung und Freude über diese edle Gesinnung und Handlung des Jünglings.

Liebe Kinder! Möchtet ihr doch nie eure Herzen von unheiliger Leidenschaft beherrschen lassen, sondern gerne verzeihen jedem Beleidiger nach dem Willen und Beispiele unseres göttlichen Erlösers, und euch das Sprüchlein wohl zu Gemüthe führen:

Besser ist es Unrecht dulden,
Als durch Unrecht sich verschulden.
Gern mußt du dem Feind verzeih'n,
Gegen ihn barmherzig seyn.

2. Lorenzo von Medici, der Enkel des großen Cosmus, welcher im 15ten Jahrhundert lebte, schien von der prüfenden Vorsehung ganz dazu ersehen zu seyn, daß er mit gleich hoher Standhaftigkeit, mit ähnlicher Großmuth, wie einst sein

berühmter Krieger, gegen den mord- und raubgierigen Reid seiner Gegner kämpfen sollte. Wie Cosmus, so ging auch Lorenzo um so mehr vom Volke geliebt und verehrt aus dem Kampfe hervor, je schändlicher angelegt und je drohender die Mordpläne waren, die im Palaste des gefürchteten Hauses Pazzi zur Vertilgung der Medicis ausgebrütet wurden. Fürchterlich waren die Mordbolche des verschworenen Adels über Lorenzos Haupte gezückt; aber er war edel und großmüthig genug, bei jeder Gelegenheit in der That zu zeigen, daß er seinen Todfeinden nicht nur vergeben, sondern sogar noch Gutes erweisen konnte.

Die Verschwörung brach am 26ten April 1478 in der Kirche St. Reparata aus, und Lorenzos Diener brachten ihm bald den mit unzähligen Stichen grausam ermordeten geliebten Bruder Giuliano. Unter den Dolchen der unerbittlichen Feinde des Hauses Medicis war er gefallen, der gute, schuldlöse Bruder. Man wollte das Volk, welches den Medicis treu ergeben war, seine Erbitterung durch eine blutige Rache an den Feinden und Mördern des unglücklichen Giuliano fühlen. In Stücke wurden einige der Mörder zerrissen, und überall suchten sie noch mehrere auf. Lorenzo hörte dieß, der noch immer mit weinendem Auge bei der Leiche seines geliebten Bruders stand; aber kaum hatte der erste heftige Schmerz sich etwas abgemildert, so — stand er nicht als Rächer, sondern als großmüthiger Retter seiner Feinde da. Schnell eilte er in den gewaltsam aufgesprengten Saal des Rathshauses, wo die Mordlust sich schon thätig zeigte. Er bat inne zu halten; aber sein Bemühen war vergebens, die vor Rachsucht schraubende Volksmasse von ferneren Mordscenen abzuhalten. Fürchterlich brüllten die Rasenden, — als ein ganz besonderer Umstand auf einmal die rauhen Gemüther der empörten florentinischen Bürger besänftigte, und dem Gräuel Einhalt that. Lorenzos Gattin hatte von Allem gehört; sie fühlte sich stark genug, in der drohenden Gefahr den edlen Entschluß zu fassen, entweder sich und ihren Kinder den Gemahl und Vater zu retten, oder an seiner Seite zu sterben.

In dieser Absicht riß sie schnell den kleinen, noch nicht 2 Jahre alten Giuliano aus dem Bettchen, wo er sanft ent-

klammert war. Sie zog ihn an ihr treues Mutterherz, um dadurch den Kleinen, der ob der plötzlichen Störung bitterlich weinte, zu beruhigen. Mit dem linken Arme faßte sie die sanfte Bianca, ein Mädchen, welches erst dem lebenden Sommer entgegen reifte, aber ganz den reinen Abdruck der Milde in dem arten Antlitz einnehmender Kindheit trug. So gegen ihre und ihres Lorenzo's Feinde bewaffnet, und ihre ältern zwei Söhne, Pietro und Giovanni an beiden Seiten, — so war sie eble Frau, durch die dichten, aufrührerischen Haufen des Volkes sich drängend, in das Innere des lärmvollen Rathshauses gekommen, und stand nun, im Wechsel der heftigsten Empfindungen, an der Seite ihres geliebten Gatten. Aber die Schreckensnachricht von der nahen Todesgefahr ihres Lorenzo's, das schnelle Heraneilen, das heftige Drängen durch die Volksmassen, Alles dieses hatte so mächtig auf sie gewirkt, hatte ihre Kraft zu ihr erschöpft, als daß sie noch zu stehen vermögend gewesen wäre. Sie sank in die Arme einer edlen Frau, Namens Donita de' Beluzzi, die aus inniger Theilnahme ihr in dem hohen Saal gefolgt war.

Lorenzo war aus dem reinen Antriebe, seinen Feinden das Leben zu erhalten, in einen solchen Eifer versetzt, daß er der laukenden Gattin nur die zwei Kinder abnehmen, und sie der Sorge idrer Begleiterin empfehlen konnte. Schnell hatte er jenen edlen Entschluß gefaßt. Die aus den Armen der erschöpften Gemahlin in seine eigenen gefaßten, schuldlosen Kinder sollten mit der einnehmenden Kraft ihrer Kindlichkeit von den eritterten Einwohnern von Florenz das nun erzwungen, was vor einigen Augenblicken alle seine angewandte Beredsamkeit, jedes Uebergewicht des amtlichen Ansehens nicht erreichen konnte. Er tritt vor seine Gegner, die theils schon entseelt daliegen, theils noch mit dem Tode ringen, und hält den aufgebrachten Florentinern das Theuerste entgegen, was er hatte, seine Kinder, um jene zu besänftigen.

Während nun der kleine Giuliano, schüchtern gemacht durch die rauhen Gesichtszüge und drohenden Gebärden der bewaffneten Männer, sein Gesichtchen an den Hals des lieben Vaters zurückbog, schien eine höhere Kraft sich über das sonst

so sanfte Gemüth der kleinen Bianca auszugießen; denn bittend streckte sie jetzt die kleinen Händchen den Bewaffneten entgegen, und bemühte sich, zu sprechen. Und die Männer alle, im Innern tief erschüttert, wie schon halb entwaffnet und wieder etwas menschlich gemacht, stehen da, wenden keinen Blick auf die in den Ecken des Saals vor Todesfurcht erbleichenden Verschworenen, sondern sehen einzig nur das sanft stehende, das mit gefalteten Händchen bittende Mädchen an, aus dessen Munde eine sanfte Ermahnung kindlicher Unschuld ertönte.

Lorenzo erhob nun sein Wort, und kräftig sprach er, befeelt von rein christlicher Liebe: »Bürger und Freunde! wollt ihr mir und den Meinigen wirklich beweisen, daß ihr wackere Bürger und meine Freunde seyd, so höret auf, dieses Haus des Friedens mit Blut und Mord zu entweihen. Ich weiß und kenne keinen Feind mehr, seit ich, von euch errettet, jene, welche in thörichtem Wahne meine Gegner waren, unfähig gemacht sehe, mir und den Meinigen zu schaden. Verfolgt und mit dem Tode von euch bedroht, sind sie ja doch meine Mitmenschen und als schutzlos selbst jene bedauernswürdige menschliche Wesen, die ich als Mensch und als Christ schätzen und gegen eure Angriffe vertheidigen muß. Sehet die Waffen, die ich zu diesem Schutze wähle. Sie machen meinen größten irdischen Reichtum, meine theuerste Habe, mein Alles auf dieser Welt aus. Betrachtet sie; es sind meine theueren Kinder. Ich halte sie euch entgegen, und nur über ihre Leichname, über meinen Körper müßet ihr schreiten, wenn ihr noch nicht genug gemordet, und euren Durst nach Menschenblut noch nicht gestillt habet.«

Also sprach Lorenzo, und die Menschen, zu denen er solche Worte gesprochen hatte, mußten ganz aufhören Menschen zu seyn, wenn diese Rede, die eigene Stellung, die er nun annahm, indem er die Feinde mit seinem eigenen Körper, und jenen seiner schuldlosen Kinder deckte, — wenn so etwas die Rache begehrenden Florentiner nicht in fernerer Ausübung ihres grausamen Vorhabens einzuhalten vermocht hätte. Was sie aber auf einmal völlig entwaffnete, was gleich sanften Saitentönen ihre erbitterten Gemüther berührte, und die rauhen Rä-

der schnell wieder zu fühlenden Menschen umwandelte, das waren die herzlichen, zührenden Worte, mit welchen sich nun die kleine Bianca, das schuldlose Kind, an die Männer mit sanft bittenden Händchen und flehendem Blicke zu wenden begann.

»Ach, ihr liebe Männer! — so redete das liebliche Kind — ich bitte euch, wie mein guter Vater, um Gottes und der heil. Jungfrau willen, leget die schrecklichen Waffen ab, und höret auf, zu morden. Gehet nur, wie blaß und zitternd die Männer vor euch stehen! Habt Erbarmen mit ihnen, daß auch Gott einst sich Euer erbarme. Schonet ihres Lebens, seyd Menschen, seyd Christen!«

Diese Worte, aus dem liebevollen Herzen eines engelreinen Kindes gekommen, rührten die Männer; mit den Waffen senkten sich auch ihre Augen zu Boden, und sie schienen es gar nicht mehr zu wagen, dem holden Kinde, das so rührend um Menschlichkeit bat, ins schuldreine Angesicht zu schauen.

Forenjo benutzte diesen günstigen Zeitpunkt dazu, daß er das Wort wieder auffaßte, und den Befehl ertheilte, seine Feinde in einen sicheren Verwahrungsort abzuführen. Er hatte, mit Bianca's Hülfe, sie dem augenscheinlichen Tode entrisen, und er war edel und großmüthig genug, bald hierauf die in der Rathsversammlung über alle Pazzi's und Mitverschworenen ausgesprochene Todesstrafe in eine lebenslängliche Verweisung und Amts-Entsetzung zu verwandeln; Alles aber das Leben zu retten, vermochte er nicht. Ja er ging in der Großmuth so weit, daß er vielen der Verwiesenen, die wenig oder gar kein Vermögen hatten, heimlich und unter fremdem Namen reichliches Reisegeld schickte. So erfüllte er die schönste der Pflichten, die große Pflicht, selbst seinen Feinden zu verzeihen, und ihnen Hülfe zu erweisen.

Wen von euch, liebe Kinder, rührt nicht das Benehmen der kleinen Bianca, welche mit christlicher Liebe für das Leben der Feinde ihres geliebten Vaters um Schonung bat? Seyd Christen, liebe Kinder, und verzeihet jedem Feinde in reiner, thätiger, christlicher Liebe.

in die letzten, unglücklichen Lebenstage des theuren Gefangenen zu bringen. Da sank eines Abends mit dem letzten Strahle der scheidernden Sonne auch das letzte, matte Lebensfunklein des guten Vaters, und die entseelte Körperschülle des ehrwürdigen Alten lag erkaltet in den Armen des edlen Sohnes, welcher laut den ertitterten, unerseßlichen Vorlaut beweinte. Stumm stand er am Grabe seines Vaters noch wenigen Stunden; aber er verließ dasselbe bald, von edlen Entschlüssen befeelt, um seine Schritte auf die 6 Stunden von jenem Bergschloß getragene schwedische Residenzstadt zu lenken. Alles, was dieser einzige Nachkömmling des einst so sehr begüterten Berdenschen Hauses aus dem Nachlasse seines seligen Vaters theils in der Tasche seines abgenützten Rockes, theils unter demselben auf der rechten Brustseite trug, waren einige übrig gebliebene Thaler, nebst einem in Leder gebundenen Gebetbuche und zweien offenen Briefen, die sein Vater kurz vor seinem Ableben noch an einen Jugendfreund und einstigen Amtskollegen geschrieben hatte.

Es war schon spät am Abende, als Magnus die Residenzstadt betrat. Dessen ungeachtet wollte er noch den geheimen Sekretair Siöblat aufsuchen, an den er mit den beiden wichtigen Briefen angewiesen war. Der Jüngling wußte jedoch die Wohnung dieses Beamten nicht, und wendete sich jetzt an einen ziemlich bejahrten Mann, der nach seiner Kleidung am königlichen Hofe angestellt war. Er faßte den fragenden Jüngling scharf ins Auge, und es war, als wenn er sich schnell besänne, und durch eine eben so schnell angenommene Freundlichkeit die Schärfe des ersten Blickes mildern wollte. Noch freundlicher aber war der Fremde, als der offenerzige Jüngling ihm Einsicht in die Briefe gönnte. Das Durchlesen derselben ging nicht ohne eine deutliche Erblässung des Gesichts vor sich; der Alte gab sich jedoch zu gleicher Zeit alle nur erdenkliche Mühe, diese Blässe zu beseitigen, behielt die Papiere in der einen Hand, und reichte die andere dem etwas betroffenen Magnus mit den Worten: „Herr von Berden! wie freut es mich, Euch zu begrüßen und zu vermelden, daß ein glückliches Ungefähr Euch zu dem rechten

Mann geführt habe. Ich bin der beste Freund des Sekretärs Sjöblat, gehe so eben zu ihm, und es ist mir in der That äußerst angenehm, Euer Führer zu werden.“

Dem guten Jüngling war es ganz unheimlich ums Herz, als er diese Worte vernahm. Je mehr er mit seinen klaren Augen die verzerrten Gesichtsmienen des Fremden abmaß, desto weniger konnte er Vertrauen zu dem verschmigt aussehenden Maime fassen. Mit allem trockenen Ernste forderte der Jüngling von sehr im Wegweiser die ihm übergebenen Briefe, und dieser hielt es der öffentlichen Straße wegen, wo noch manches Menschengesicht sich zeigte, nicht für gut, dieselbe zu verweigern.

Man kam einem Gartenhause nahe, welches 2 Stock hoch war, und von andern Wohngebäuden entfernt lag. Verdens Führer öffnete und schloß sehr sorgfältig hinter sich und dem Eingeführten die Thüre ab. Unsern Jüngling bestrebte dieser Umstand nicht wenig. „Es ist nur der Vorsorge wegen,“ zischelte jetzt mit hohler Stimme der Alte, lächelte recht bissig, und kehrte sich jetzt zu einem ankommenden Bedienten, dem er einige Worte heimlich ins Ohr flüsterte. Verdens Verdacht stieg immer höher. Der Bediente eilte in ein Zimmer ab, woraus er jedoch bald wieder mit einer Lellampe zurückkam, und nun mit derselben vorleuchtend die Treppe betrat.

Magnus nahm hier billigen Anstand, zu folgen: denn er bemerkte nur zu sehr, daß er wohl nicht in dem Hause des genannten Sekretärs, sondern in jenem eines Mannes wäre, der nach Allem, was der Anschein bisher zu erkennen gegeben hatte, sicher keine gute Absichten mit ihm haben könne. Der fromme, kräftige Jüngling verließ sich doch auf die Kraft seines Körpers und auf die Macht eines reinen Bewußtseyns, und trat ins geöffnete Zimmer, worin aber weder ein Sekretär Sjöblat in Person zu sehen, noch auch die Wahrscheinlichkeit da war, daß man einen Mann dieses Namens und Standes hieher zu rufen gesonnen sey. Auch hier wird jetzt die Thüre abgeschlossen, und die Bösewichter traten nun in enthüllter Gestalt hervor, indem sie mit einander dem guten Magnus die Briefe abzufordern und im Weigerungsfalle mit gewaltsamer Abnahme derselben zu dro-

ben anfangen. Der edle, standhafte Jüngling wußte nun gänzlich, woran er war, weigerte sich jedoch fest und mit ernster Stimme der Herausgabe der Papiere. Da drangen Herr und Diener mit hervorgezogenen Dolchen auf Magnus ein. Dieser aber hatte sich bereits auf jeden Angriff vorbereitet, und mit Gewalt fuhr er rasch, wie eine Wetterwolken-Flamme, dem mordsüchtigen grauen Schwächling unter den Arm, daß er wie ein Flederwisch auf den Boden stürzte. Zwar ließ es inzwischen der Diener nicht an schändlicher Beihilfe zur Ausführung des mörderischen Bösenstücks ermangeln; die gütige Vorsicht fügte es aber, daß ein gewaltiger Dolchstich an dem festen Einbände des Gebetbuches mit einer solchen Kraft abglittschte, daß die Spitze des Mordgewehres absprang. Auch dieser Schuft ward nun zu Boden gekhlendert.

«Elende!» — so donnerte jetzt Verden den ergraute Sündern ins Ohr, — euer Leben steht in meiner Hand; aber ich mag sie wahrlich nicht mit eurem Schuftenblute beflecken. Gottes strafende Hand wird, wenn ihr euch nicht bessert, über kurz oder lang seine Zuchttruthe über euch kommen lassen. Schnell herab mit den Schlüssel, damit ich nicht mehr länger mit euch diese Luft hier athme, die eure lasterhafte Gegenwart nur verpestet.»

Mit zitternder Hand reichten die schändlichen Verbrecher die abgeforderten Schlüssel ab; Verden schloß auf, eilte ins Freie, und nahm in einer unansehnlichen Stadtherberge sein Nachtquartier, wo er ruhig auf einem harten Lager einschlief. Tags darauf erforschte er mit leichter Mühe die Wohnung des Sekretärs Stöblat, der die Briefe des seligen Jugendfreundes mit hoher Freude empfing, und den Ueberbringer derselben persönlich bei dem weisen Reichskanzler Grafen von Orenstierne aufführte. Dieser sah nun deutlich das ganze Bubenstück ein, wodurch der Präsekt Verden gestürzt worden war. Die schändlichen Gegner desselben hatten nämlich den ersten Sekretär des geheimen Rathes dahin zu bringen gewußt, daß dieser zu einer Zeit, wo gehäufte Geschäfte sich drängten, solche Papiere demselben zur Unterschrift vorlegte, welche mit den Mittheilungen der schändlichsten Landesverrätherei überschrieben waren.

Dieses hatte der Präfect selbst eingestanden, aber immer mit edler Standhaftigkeit betheuert, daß er weder den Inhalt der Briefe distirkt, noch auch nur oberflächlich durchgesehen habe. Die schändlichen Betrüger und Mörder des schuldlos pervertirten und unschuldig gestorbenen Ehrenmannes von Werden, wurden in augenblickliche Haft genommen, und das strenge Recht fällte über sie die Todesstrafe des Galgenst.

Magnus von Werden wurde wieder in sein Adels- und Güterbesitzungs-Rechte eingesetzt. „Wie vergelt ich würdig deiner kindlichen Treue und Tugend, edler Jüngling, die du an der Seite deines unschuldigen, wackeren Vaters, in der freiwillig mit ihm getheilten Gefangenschaft, so beispiellos schön bewähret hast?“ — So sprach eines Tages Graf Drensterna zu Magnus von Werden. — „Bitte dir ein Geschenk von mir aus; damit ich doch im Namen der belohnenden Gerechtigkeit weniger dein und deines verewigten Vaters Schuldner bleibe.“

Und Magnus von Werden, der edle, großmüthige Jüngling, küßte mit innigem Dankgefühl die Hand des gütigen Reichsobertwalters, und sprach:

„Gnädigster Herr! Eure Gnade ist mir das kostbarste Geschenk; weil Ihr aber mir einen sichtbaren Beweis derselben geben wollt, und mich dazu aufgefordert habet, zu sagen, was ich wünsche, so will ich mir die Freiheit nehmen, Ich bitte, — um Gnade für das Leben der fünf Verbrecher, welche nach wenigen Stunden schon zur Richtstätte abgeführt werden sollen.“

Drensterna, der edle Greis, glaubte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen, als er des edelmüthigen Jünglings Bitte vernahm. Mit bewundernden Blicken maß der Reichskanzler stumm einige Sekunden hindurch den großmüthigen Jüngling, der seinen und seines Vaters Feinden verzieh und sich deren Leben zur Gnade ausbat; dann schloß er ihn in seine Arme, küßte ihn auf die Stirne, und sprach tiefbewegt: „Du hast die schönste der Tugenden ausgeübt, großmüthiger Jüngling! Du hast den Feinden verziehen. Gottes reichster Segen ruhe auf deinen kommenden Lebenstagen.“

Die Todesstrafe der Verbrecher wurde in 10jährige Gefängnißstrafe vermindert. Das ganze Schwedenland, welches die herrliche That unsers Magnus erfuhr, verehrte und segnete einen Fingling, der mit Recht zu den edelsten Menschen jedes Zeitalters gezählt werden kann, und seinem ausgeübten Tugendwerke eine noch höhere Krone unsterblichen Glanzes dadurch aufzusetzen suchte, daß er bald hierauf einen bedeutenden Theil seines erhaltenen väterlichen Vermögens zur lebenslänglichen Unterstützung der Frauen und Kinder der in Festungs-Arrest abgeführten Sträflinge verwendete. Wer, wie Magnus von Werden, so seine Feinde zu lieben, und ihnen noch Gutes zu thun vermag, der ist ein wahrer Christ, und werth der höchsten Gnade Gottes und aller Achtung und Liebe der Menschen.

4. Verena Wähler war die Tochter eines sehr braven und bemittelten Ländmannes in Schwaben, und ein gutherziges Mädchen, das besonders seine Freude daran hatte, die ihr der Schicksal gegebenen schönen Lehren auch im Leben zu erfüllen. „Wie gut! Keiner es doch die geistlichen und weltlichen Lehrer, die so viel Heilsames lehren“ — dachte sie oft bei sich selbst; — „weß ist Alles nur zu unserem Heile; darum handelt auch Jeder thöricht, der die schönen Grundsätze sich nicht eigen macht, und darnach lebt.“ Kein Mensch war im Dorfe, der Verena nicht liebte, und Jedermann begnügte ihr auch wegen ihrer Freundlichkeit und Sittsamkeit mit aller Achtung.

Einst legte sie im Frühling ein ziemlich großes Gartenbeet an, welches der Vater ihr geschenkt hatte, um Blumen, oder sonst etwas Angenehmes darauf zu pflanzen. Verena hatte auch von einem Vetter aus einem benachbarten Städtchen verschickte Samen zu vielen schönen Blumen erhalten. Sie säte, und alles ging herrlich auf. Mit eifriger Hand versetzte sie die Garten-Pflänzchen, und bald prangte das Beet zu Verenas großer Lust mit vielen und schönen Blumen, und mehrere noch erwartete sie in stiller Hoffnung.

Als Verena einst am Abende eines Samstags ihr Tageswerk vollendet hatte, dachte sie in ihr Gärtchen zu gehen,

dieselbst ihr Abendgebet zu verrichten, und sich dann der frisch aufgegangenen lieblichen Blumen zu erfreuen. Sie war, so fleißig, so brav die Woche hindurch gewesen, und konnte nun mit einem edlen Bewußtseyn den Schluß feiern. Sie trat in das Gärtchen, schaute rings umher, aber — Himmel, was sah sie! Ihr Gartenbeet war ganz frisch zertreten, die schönsten Blumen abgerissen oder zerstört, und im Garten umher sehr boshaft zerstreut. Wie versteknert stand Verena da, und Thränen bitterer Wehmuth rollten ihr über die Wangen beim Anblicke ihrer zerstörten Blumen und Freuden.

„Wie habe ich mich um euch so sorgfältig bekümmert, ihr liebe Pflänzchen! was habe ich von euch erwartet, wie viel Freude habt ihr mir gemacht!“ — So rief das betrübte gute Mädchen schluchzend aus, und wischte sich die Thränen aus den Augen. All ihre Freuden, all ihre Hoffnungen hatte eine freche böse Hand vernichtet.

Noch stand Verena mit gesenkten Händen da, als sie im Sande die frischen Fußtritte des Frevlers bemerkte, welche zur Gartenbede führten, die etwas hoch war; sie dachte nun, den Fußtritten nachzuspüren und zu sehen, welchen Weg der Frevler genommen hatte. Als sie sich nun in das Gartengäßchen begeben hatte, und von demselben die nahen Felder über sah, bemerkte sie ganz nahe an der Gartenbede einen schmutzigen Betteljungen, der recht verwildert und roh aus sah, und eben im Begriffe war, eine Hand voll aus Verenas Garten geraubter Blumen zu zerreißen. Länger konnte Verena sich nicht enthalten, und sie rief: „Böser Bube! wie habe ich dich beleidiget, und doch hast du mir feindselig mein liebes Gärtchen verdorben!“ — Erschrocken fuhr der Betteljunge auf, und nahm die Flucht.

Mit betrübtem Herzen ging Verena nach Hause; ihre Mutter sah es ihr gleich an, daß sie geweint habe, und fragte nach der Ursache. „Mein schönes Gärtchen wurde mir von einem bösen Menschen verdorben“ — sagte Verena, und weiter brachte man nichts von ihr heraus. Was hilft es mir, dachte das gute Mädchen, wenn ich den Beleidiger anbebe;

ich weiß nicht, wer und wo er ist, und dann ist doch meine Freude einmal dahin.

Am nächsten Tage darauf, es war gerade Sonntag, saß Berena bei ihrem Vater in der Stube, und las nach der christlichen Lehre in der biblischen Geschichte, wie Jacob seinem Bruder Esau entgegen kam, den er so sehr beleidigt hatte, und wie dieser ihm verzieh. »Ach, dachte Berena, es ist doch so schön, wenn die Menschen einander lieben, die Beleidigungen einander vergeihen! Zwar schmerzt es mich sehr, mein Gärtchen verdorben zu wissen; aber — ich vergeihe doch dem Beleidiger.«

Da trat eine alte Frau, in ärmlichen Gewände, in die Stube, und führte an der Hand einen Knaben, der sehr verwildert und elend ausah. Berena sah von ihrem Buche auf, und erblickte — den boshaftesten Wetberber ihrer Blumen. Die alte Frau bettelte um Brod, und ersuchte zugleich Berenas Vater, ob er nicht den kleinen Knaben zum Viehhüten annehmen wolle, sie könne ferner ihn unmöglich erhalten. Der Vater gab vor, schon viele Diensthoten zu haben, und überdies gefiel der verwahrloste Knabe ihm durchaus nicht. Berena sah mit einem durchdringenden Blicke den Knaben an, der vor Schrecken bleich geworden war, weil er nun sah, daß er in dem Hause jenes Mädchens sey, welchem er die Blumenbeete so boshaft verdorben hatte.

Doch Berena sah nicht mehr den Beleidiger, sondern erbarmte sich des hilflosen Knaben, und sprach zum Vater: »Lieber Vater! seht doch, wie arm dieser Junge ist; er hat gewiß auch keine gute Lehre erhalten. Nehmet ihn als Hirten an, und ich will mit ihm in die Schule gehen, daß er viel Gutes lerne und besser werde. Ich bitte euch recht herzlich darum!« Der Betteljunge stand wie vernichtet da; denn er hatte erwartet, daß das Mädchen ihn anzeigen und zur Strafe ziehen werde. Allein er sah, daß er ein edles Kind beleidigt habe, welches ihm dennoch vergeihe, und — auch ihm traten Thränen in die Augen. Der Vater ließ sich erweichen und nahm den Knaben auf.

Sobald aber Verena und der Knabe allein waren, ging jene zu diesem, bot ihm die Hand und sagte: »Du hast mir sehr wehe gethan, vielleicht ohne Vorsatz; aber unser Erlöser hat uns gelehrt, die Feinde und Beleidiger zu lieben und ihnen zu verzeihen. Ich verzeihe dir; aber ich bitte dich, daß du dich bessern und ein rechtschaffener Mensch werden mögest; der Niemanden etwas zu leide thut. Wißt du mir das versprechen?« Der Knabe bot gerührt Verena die Hand, und versprach recht brav, fleißig und sitzsam zu seyn, und er hielt auch Wort. Er ging fleißig in die Schule, lernte Gutes, und besserte sich, und wurde, mit Verenas freundlicher Hilfe, ein recht waderer Diensthote.

Wer die Bluth heimlichen Grolles gegen den Beleidiger in sich zu ersticken sucht, und ihm, nach Jesu Lehre und Beispiel, verzeiht und Gutes thut, gewinnt das Herz des Feindes, und erfüllt die schönste aller Pflichten.

5. Im 17ten Jahrhunderte drangen die Türken in Hungarn ein, und kamen sogar vor Wien, die Hauptstadt Oesterreichs. Sie verübten an allen Christen, welche in ihre Hände fielen, große Grausamkeiten.

Peter von Szápár, der Stammvater der ältern Linie der jetzigen Grafen von Szápáry, zog in dem jugendlichen Alter von kaum 20 Jahren gegen den übermüthigen Feind. Er hatte aber, ungeachtet seiner Tapferkeit, das Unglück, dem türkischen Heerführer Hamza Beg in die Hände zu fallen, nachdem er mit mehreren Wunden bedeckt, besinnungslos vom Pferde gesunken war. Hamza Beg ließ es den tapferen Szápár recht fühlen und büßen, daß er ihm durch seine Tapferkeit so vielen Schaden verursacht hatte. Auf Befehl des Hamza Beg bekam er 100 Peitschenhiebe auf die Fußsohlen, und der Unmensch ließ seine Wunden nur obenhin verbinden, damit er an denselben desto größere Schmerzen leiden sollte; und als er ihn genug beschimpft und verhöhnt, und seine Wuth und Rache an ihm abgelaßt hatte, schickte er ihn an den Groß-Begier, d. i. Haupt des türkischen Staatsrathes, nach Ofen, einer merkwürdigen Stadt in Nieder-Ungarn, dießseits der Donau. Der Groß-Begier ließ den jungen Grafen in ein unterirdisches Ge-

fängniß werfen; schimmlichtes Brod war seine Nahrung, verfaultes Stroh sein Lager. Seine Wunden gingen in Eiter über, und verursachten ihm bei Tag und Nacht unsägliche Schmerzen. Schon dem Tode nahe, ließ ihn der Groß-Bezir, um ihn zu längeren Leiden aufzubewahren, oder um für ihn ein großes Lösegeld von seinen Freunden zu erpressen, in eine bessere Wohnung bringen, und befahl, dessen Wunden sorgfältig zu pflegen. Als er hergestellt war, mußte er harte Arbeiten verrichten, alle Sachen, die in der Küche gebraucht werden, mußte er herbeitragen. Dabei litt er von dem Koche, dessen Küchenträger er war, die härteste Behandlung, Beschimpfung und Schläge, und bekam nur wenige und die schlechtesten Speisen zu seiner Nahrung. Um ihm noch mehr Schimpf anzuthun, wurde er mit anderen gefangenen Christen an einen Ochsenpflug gespannt. Dieser schimpflichen Behandlung widersetzte sich Anfangs Szápár, mußte sich aber dieselbe, nachdem er durch 50 Hiebe auf die Fußsohlen dazu gezwungen worden war, gefallen lassen.

Die Freunde Szápár's wollten ihn loskaufen: aber sie konnten die unmenschliche Summe von dreißig tausend Gulden in Silber, die für ihn der Groß-Bezir von ihnen verlangte, nicht aufbringen. Und so mußte der arme Szápár noch lange leiden. Die christliche Religion kam ihm in seinen großen Leiden sehr gut zu Statten; durch sie tröstete er sich, und ermunterte sich zum Vertrauen auf Jenen, ohne dessen Willen nichts geschieht.

Endlich gelang es einem Freunde Szápár's, dem Grafen Batthyán, mit seinen Leuten einen vornehmen Aga, der mit Aufträgen an den Groß-Bezir geschickt wurde, auf seiner Reise nach Ofen gefangen zu nehmen. Diesen wechselte dann Batthyán gegen den Grafen Szápár aus, und so wurde er von seiner Gefangenschaft befreit. Mit Jubel und Frohlocken wurde er von seinen Unterthanen in sein Schloß, und von da in die Kirche begleitet, wo mit größter Andacht unter Thränen des Dankes Gottesdienst gehalten wurde.

Szápár, der edle Jüngling, sah zwar nach der Gefangenschaft mehr einer Leiche, als einem lebenden Menschen gleich,

erholte sich aber wieder, und nahm bald an Kräften zu. Neu gestärkt zog er wieder gegen die Türken, um für Gott und das Vaterland zu stehen.

Als die Türken jetzt Wien belagerten, wurden sie durch den Herzog von Lothringen, der in Ungarn mit seiner Heldenchaar eindrang, auf das Haupt geschlagen, und die Muselmänner mußten, da ganz Ungarn sich auch gegen sie setzte, die Flucht ergreifen. Viele von ihnen wurden gefangen genommen, worunter auch Szápár's ehemaliger Feind und Peiniger, der unbarmherzige Damsa Beg war. Die Sieger feierten ein Dankfest, und nach demselben gab der Herzog eine Tafel, welcher alle Führer des tapferen Heeres, und auch Szápár, beiwohnten. Szápár wurde auf eine, seiner Tapferkeit angemessene, Art von dem Herzoge belobt. Und als von seiner harten Gefangenschaft die Rede war, wurden alle Gegenwärtigen durch die Erzählung der Mühseligkeiten, Beleidigungen und Leiden, welche Szápár zu erdulden hatte, sehr gerührt.

« Danken wir Gott, » — sagte der Herzog zu Szápár, — « daß euer unbarmherziger Feind jetzt in unserer Gewalt ist, und euch nicht mehr schaden kann. Ich übergebe ihn euch, tapferer Mann; verfabret mit ihm, wie es euch gefällt. »

Alle an der Tafel glaubten, daß Graf Szápár sich an seinem großen Feinde und Beleidiger schwer rächen werde; denn es war recht abscheulich und unmenschlich, wie jener böse Damsa Beg den edlen Jüngling behandelt hatte. Szápár begab sich nach aufgehobener Tafel mit seinem treuen Grafen Battyán zu dem Gefangenen. Dieser erschrad sehr, als er Jenen erkannte, den er einst so schwer beleidiget hatte; er erwartete Rache und die größten Martern, mit denen man ihn quälend hinrichten werde. Allein Szápár sprach also:

« Mit großer Unmenschlichkeit habet Ihr, Damsa Beg, mich und viele Christen behandelt. Es wäre nun in unserer Gewalt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und Euch eben so zu begegnen; allein, der Christ kennt keine Rache; so lehrte und übte der göttliche Stifter der christlichen Religion an den

Feinden Liebe, und ich will ihm nachfolgen; ich vergeihe Euch, Ihr seyd frei!

Wie gerührt war da der rohe Muselman, besonders, als der edle Szápár ihm noch die Erlaubniß gab, ohne alles Lösegeld zu den Seinigen zurück zu kehren! Voll Bewunderung sprach Hamsa Beg: „Das ist nicht möglich, was du mir verkündest; kein Sterblicher ist eines solchen Edelmuthes fähig.“

Doch Mehrere aus der Umgebung des edlen Grafen bemerkten, daß die Lehre Jesu Christi befehle, den Feinden zu vergeben und ihnen Gutes zu thun. Hamsa Beg war sehr gerührt und sprach: „So betet ihr wahrhaftig allein den wahren Gott an. Solche Lehren gab Muhammed nicht. Wie vortreflich ist eure Lehre! Das hätte ich mir nicht vorgestellt. Ich glaubte vielmehr, die Martern zu empfangen, die ich verdient habe, und nahm leider Gift, und kann nicht mehr lange leben. Aber ich will wenigstens in der Ueberzeugung sterben, daß euer Glaube der wahre sey!“

Die beiden Freunde riefen Aerzte und Priester herbei, um dem unglücklichen Feinde alle mögliche Hülfe am Leibe und an der Seele zu verschaffen. Da aber das Gift schon zu sehr den Körper angegriffen hatte, konnten die Aerzte bloß bewirken, daß das Leben des Unglücklichen auf einige Tage verlängert wurde, welche er dazu verwendete, sich in dem christlichen Glauben unterrichten zu lassen, den er annahm, und dann starb er mit dem Bedauern, daß er nicht mehr im Stande war, seinem großmüthigen Feinde zu vergelten, was er an ihm gethan hatte.

Der edle junge Graf Szápár hatte also mit liebevollem Herzen seinem großen Beleidiger verziehen, ja selbst diesen durch die Erfüllung des schönen Gebotes der Feindesliebe für das Christenthum gewonnen. Was vermag nicht eine reine christliche Liebe!

6. Daß auch ein schwaches Kind durch treue Liebe zu Gott und allen Menschen, besonders aber durch Feindesliebe bei anderen Menschen den Glauben an Gott und an die Tugend und ewige Vergeltung erwecken, stärken, und so ihr Wohltäter werden könne, beweist folgende Geschichte.

Eine Baiern-Wittwe in Nord-Deutschland, Mutter von 5 unerzogenen Kindern, lebte in der alleräußersten Dürftigkeit in einem kleinen Dorfe, wo ein Hausbesitzer ihr erlaubte, mit ihren Kindern in seiner durchlöchernten Scheune die Nächte zuzubringen, wo sie aber aus Mangel an Bekleidung jeden Wintermorgen fast erstarrt von ihrem Lager aufstanden. Ihrer und ihrer Kinder Kleidung waren alte Lumpen, welche sie sich hie und da erbettelten. Ihre Nahrung war größtentheils trocknes hartes Brod und Wasser. Das älteste Kind, ein Mädchen von 12 Jahren, mußte die Ziegen des Hausbesizers und der Nachbarn hüten; die 4 jüngern Mädchen verdienten der Mutter im Sommer durch Waldbeeren, die sie am Tage pflückten und gegen Abend in der nächsten Stadt verkauften, ein Paar Groschen, welche die Mutter aufbewahrte, um dem ältesten Kinde, wenn es zum heil. Abendmahle gehen würde, eine schlechte Jacke machen zu lassen. So arm aber die Mutter an Gelde war, so reich war sie an Liebe zu Gott, ihrem Heiland. Sie hatte als Kind viele schöne Lieder und Bibel-Sprüche gelernt; diese lehrte sie jetzt ihre Kinder, und betete täglich für sie und mit ihnen. Das älteste Kind wandelte ganz auf dem Pfade ihrer Mutter. Statt des gewöhnlichen Muthwillens, zu welchem der Müßiggang die Dorf-Jugend bei dem Viehhüten verleitet, war das Mädchen mit Arbeiten, Beten und Singen beschäftigt, so daß sie im Dorfe allgemein unter dem Namen: das fromme Ziegen-Mädel — bekannt war.

Eines Tages ritt ein reisender, sehr reicher Kaufmann auf der Strasse, neben den Gemeinde-Feldern, wo jenes Mädchen sich mit ihren Ziegen befand. Er fragte sie um den Weg nach G—. Das freundliche, sittsame Aussehen und der angenehme Ton, in welchem sie antwortete, gefiel dem Reisenden so wohl, daß er ihr ein Achtgroschenstück zuwarf. Als er weiter geritten, bemerkte das Mädchen 10 bis 15 Schritte hinter sich etwas auf dem Wege liegend. Sie eilte hin, und fand eine rothe Saffian-Brieftasche. Sie hob sie auf, sprang dem Reiter nach, lief und schrie so lange, bis dieser sie hörte, und sie näher kommen ließ. Sie überreichte ihm die Brieftasche. Der Kaufmann, vor Freuden außer sich — denn sie enthielt gegen 10,000 Thlr.

an Wechselbriefen — fragte das Mädchen um ihre Familien-
Umstände. Die Erzählung des Mädchens rührte ihn sehr. Er
schickte der Mutter 8 Louisd'ors, und sagte dem Mädchen: sie
solle, so bald sie könne, zu ihm nach G — kommen, wo er für
sie sorgen werde. Das gute Mädchen sagte Alles der Mutter,
und diese hatte eine nicht geringe Freude, eines ihrer Kinder
versorgt zu sehen. Bald ging das Mädchen von seiner lieben
Mutter und den Geschwistern fort, und nach G —. Als es bei
dem Kaufmann angekommen war, führte er sie zu seiner Gat-
tin. «Hier, liebe Frau,» — sagte er, — «bringe ich dir
wieder eine Tochter, anstatt unserer seligen Amalie.» Diese,
ihr 12jähriges, einziges, hoffnungsvolles Kind, war einige Mo-
nate vorher gestorben, und kurz vor ihrem Verschiden hatte sie
zu der Mutter gesagt: «Mutter! wenn ich bei dem Herrn Jesus
im Himmel bin, da werde ich Ihn bitten, daß er dir und dem
Vater wieder eine andere gute Tochter zuschicke. Aber bitte du
den Vater, daß er sich auch bekehre, und den Herrn Jesus nicht
so oft durch Fluchen und Spotten betrübe!» — Welch eine
edle, liebevolle Gesinnung eines sterbenden Kindes!

Das arme Kind wurde förmlich als Pflegekind angesehen
und behandelt. Ihre Pflegemutter gewann sie, ihres frommen
Sinnes und ihres lieblichen Singsens wegen, ungemein lieb; wie
auch nicht minder ihr Pflegevater wegen ihres freundlichen We-
sens und willigen Gehorsames. Ihr häufiges Beten und Sin-
gen war ihm, der etwas unordentlich lebte, zwar zuwider;
doch ließ er sie aus Liebe zu seiner frommen Gattin deshalb
ungekränkt. Desto mehr hatte aber das Mädchen darüber
von der Haushälterin zu leiden, welche jedesmal, wenn sie
das Kind singen hörte, unwillig wurde, und es mit Schlägen
bedrohte, auch zuweilen wirklich mißhandelte.

Einst, nach einer solchen vorzüglich harten Mißhandlung,
ging das Mädchen von Blute triefend in ihr Schlafkämmerchen,
kniete vor ihrem Bette nieder, und betete, weil sie sich unbe-
merkt glaubte, laut, oft aber von Schmerztonen unterbrochen,
für die Haushälterin, daß Gott ihr die Beleidigungen
vergeben, und sie selig machen wolle. Ihr Pflegevater hörte sie
im Nebenzimmer, und trat, nachdem sie ihr Amen gesagt hatte,

herein. Da er sie blutig und in Thränen fand, so fragte er: was ihr geschehen sey? Sie erzählte Alles mit kindlicher Aufrichtigkeit, bat aber, daß man der Haushälterin doch ja nichts thun möchte. »Ich habe« — fügte sie hinzu — »den Herrn Jesus gebeten, daß Er es ihr verzeihen und sie selig machen möchte. Und da weiß ich, daß Er es ihr vergeben hat, und sie selig machen wird.«

Diese Worte, voll Liebe und Vertrauen, waren eine Buß- und Straß-Predigt für den Kaufmann, die einen mächtigen und bleibenden Eindruck auf sein Herz machte. Er fühlte von der Stunde an eine innere Unruhe, die er vorher nicht gekannt hatte, und die ihn oft mitten in der Nacht aus dem Schlafe weckte. »Das Kind« — sprach er mehreremale zu sich selbst — »ist in seinem Gott so selig und vergnügt, warum muß ich so unruhig und unselig seyn?«

Einst, als das Mädchen mit ihm allein im Zimmer war, fragte er es: »Mein Kind, du hast für die Haushälterin, die dich beleidiget hat, gebetet; betest du auch für mich und die Mutter?« — »O mehr als einmal, in jedem Tage,« erwiderte das gute Mädchen. »Ich denke, Sie beten auch für mich, daß ich immer eine recht sorgsame, fromme Tochter seyn möge; die Mutter thut es auch, das weiß ich.« — Der Pflegevater, tief gerührt und beschämt, antwortete: »Du bist ein glückliches und seliges Kind. Der Segen Gottes wird auf dir ruhen, Gott mache mich so selig, wie du bist. Fahre fort, für mich zu beten!«

Die unendliche Barmherzigkeit, welche will, daß allen Menschen geholfen werde, bediente sich der edlen Feindesliebe und kindlichen Freimüthigkeit, um den Selbstgerechten zu beschämen und ihn zur heilsamen Selbsterkenntniß zu bringen. Er konnte das Gebet des Kindes und dessen Antwort nicht aus seinem Gemüthe verlieren. Thränen entfloßen ihm, wenn er den Gedanken dachte: Das Kind betet für seine Leidigerin; es betet täglich für dich, und du hast noch nie weihen für dich, noch für das Kind gebetet! — Er fühlte sich jetzt zum erstenmale angerogt, nieder zu knien, und den Namen des Herrn anzurufen. Der Herr sah ihn auch mit den Augen

der Barmherzigkeit an, und gab ihm aufrichtige Buße und Vergebung der Sünden. Seine fromme Gattin hatte ihn die ganze Zeit hindurch beobachtet, ohne die eigentlichen Umstände davon zu wissen. Sie ergoß sich in Danksayungen und Lobpreisungen des Herrn, als ihr Gatte ihr das zwischen ihm und dem Mädchen Vorgefallene, und zugleich die ihm widerfahrne Gnade mittheilte.

Von dieser Zeit an herrschte in der ganzen Familie ein redlicher Christen-Sinn und das Bestreben, sich gegenseitig in Allem Guten aufzumuntern; denn auch die Haushälterin wurde durch eine Unterredung des Kaufmannes so bewegt, daß sie ihre Verfindigung an dem guten Kinde von Herzen bereute, und demselben bei allen Gelegenheiten ihre veränderte Gesinnung thätig zu beweisen suchte.

Durch Liebe ist schon manches Herz wieder für Gott und die Tugend gewonnen worden. Lasset uns also lieben in Wort und der That.

7. Albert Gnalteri hatte zwei Söhne, Ferdinand und Heinrich. Es war sehr zu bedauern, daß sie nicht glücklich miteinander lebten; denn Ferdinand war sehr böse, neidisch gegen seinen Bruder, den er tränkte und beleidigte, wo er nur immer konnte. Zwar that dieß dem guten Heinrich sehr wehe; allein er haßte seinen Bruder deswegen nicht, noch weniger suchte er sich an ihm zu rächen. Er schwieg, und aushdete still, wie es eines Christen würdig ist. Der Vater hatte schon lange Alles versucht, seinen ausschweifenden Sohn Ferdinand auf die Bahn der Tugend zurückzubringen; aber die zärtlichsten Ermahnungen, die ernstlichsten Drohungen, die empfindlichsten Züchtigungen waren vergeblich. Der Leichtsinns unersahrener Jugend ist schwer zu bessern. Endlich wurde der Vater überdrüssig, und entschloß sich an einem Tage, da ihn Ferdinand mit togendem Muthwillen beschimpfte, ihn nunmehr aus dem Hause zu jagen, und ihm einen kleinen Theil seines Erbes mitzugeben. Zugleich enterbte er ihn, und erklärte den zweiten Sohn Heinrich zum Erben von Allem. Dieser Heinrich war seiner Tugend wegen die Freude des Vaters, wie Ferdinand dessen Schmerz. Ferdinand glaubte sich

num erst recht glücklich, da er sich ungescheut seinen Ausschweifungen überlassen konnte. Ohne Führer seyn — dies ist Lust der Jugend, wie es Lust des wilden Pferdes ist, ohne Zügel zu seyn. Der Zügellose hatte aber von seinem Erbe bald nichts mehr, und sah sich bereits in Armuth versetzt. Nun gingen ihm die Augen auf, wie dem verlorenen Sohne im Evangelium. Armuth und Elend machen die Menschen über sich nachdenkend. Gerne wäre er jetzt in das väterliche Hause zurückgekehrt, um seines guten Vaters würdiger zu wandeln; aber falsche Schaam hielt ihn zurück; auch besorgte er, der Vater möchte ihn nicht mehr aufnehmen, und der Bruder ihm nicht verzeihen. Ferdinand war in einer sehr traurigen Lage.

Indessen Rath der Vater und mit ihm alle Hoffnung Ferdinands. Die Noth kann auch minder edle Herzen zur Tugend zurückbringen; so brachte sie auch den verirrtten Ferdinand zurück. Er entzog sich dem verführerischen Umgange böser Menschen, diesem Gifte für die Tugend, suchte durch Fleiß seinen Unterhalt zu erwerben, und, was bei jeder Belehrung die Hauptsache ist, er wandte sich in seinem Herzen zu Gott. Niemand mehr, als sein Bruder Heinrich, beobachtete mit großer Freude diese glückliche Aenderung seines Bruders; nicht so theuer war ihm sein ganzes Erbe, das er Ferdinands früheren Ausschweifungen zuzuschreiben hatte. Die Berücksichtigung, daß die Besserung aus Noth oft mit der verschwindenden Noth wieder verschwinde, hieß aber den klugen Heinrich noch vorständig seyn, um den Bruder noch länger erfahren zu lassen, wie viel lieblicher ein edles Leben und die Tugend sey, als Zügellosigkeit. Als er aber den Ferdinand im Guten fest und standhaft sah, schickte er das väterliche Testament sammt einem Schreiben an Ferdinand, welches lautete:

«Lieber Ferdinand!»

«Ich habe Dir verziehen, und schicke Dir den Aufsatz, wodurch mich unser seliger Vater zum Erben aller seiner Güter eingesetzt hat. Ich weiß gewiß, wenn er noch lebte, er würde Dir auch verzeihen, und mit dem Erbe ganz anders verfahren. Er nahm es Dem, der Du warst; ich gebe es Dem

zurück, der Du jetzt bist. Genehmige eine Handlung der Gerechtigkeit und Liebe, die, aus gutem Herzen, gegen dich erfüllt

dein Bruder Heinrich.

Am ersten Tage des Jahres kam dieß Uberschiffte in Ferdinands Hände. Wie erstaunte er, wie ward er von der Großmuth des liebenden und verzeihenden Bruders gerührt. Er wollte diese Großmuth nicht mißbrauchen, noch sich minder großmüthig zeigen. Und da bewies er, daß seine Herz- und Sinnesänderung gründlich sey; denn nur zum Schein Gehefferte können nicht großmüthig seyn. Er schrieb, mit Zurücksendung des väterlichen Testaments an Bruder Heinrich:

„Unvergleichlicher Bruder!“

„Deine großmüthige Verzeihung rechtfertigt die Verfügungen unsers seligen Vaters nur zu sehr. Ich schicke Dir ein Testament, dessen Niemand würdiger seyn konnte, als Du, wieder zurück. So wenig ich die weisen Rätze des Vaters, als er noch lebte, geachtet hatte, so sehr muß ich sein Andenken verehren, und seine Willensmeinung beachten. Daß ich deine Verzeihung, Liebe und Achtung wieder erlangt habe, schon dieß ist hinlänglich, zu seyn

Dein erkenntlicher Bruder Ferdinand.“

Raum hatte Heinrich dieß Schreiben erhalten, so eilte er zum Bruder, umarmte ihn, und sprach: „Zu theuer und zu ehrwürdig ist das Andenken unseres Vaters, und es kann nicht besser geehrt werden, als daß eine Verfügung, die so gerecht seyn konnte, jetzt aber sehr ungerecht wäre, vernichtet wird, was er selbst thun würde. Nun denn, so zernichte ich sie, in seinem mir heiligen Namen, auf immer; tritt, lieber Bruder, in die Rechte zurück, welche dir die Natur gegeben und deine Tugend wieder erworben hat.“ Raum hatte er dieß gesagt, so entriß er sich den Armen Ferdinands, und warf, ohne auf eine Antwort zu warten, das Testament ins Feuer.

Hier war die Bruderliebe im schönen Kampfe der Gefühle der Großmuth, da der Eine nicht annehmen wollte, worauf er behauptete, jedes Recht verloren zu haben, und der Andere nicht behielt, was nicht mehr, wie er sagte, ihm gehöre. Da Ferdinand der Großmuth Heinrichs unmöglich weichen wollte, so sah sich dieser genöthiget, folgenden Vorschlag zu machen: Zum wenigsten sollen die Güter vom Vater alle zusammen und ungetheilt Beiden gehören. Ferdinand mußte in den Vorschlag einwilligen. Vielleicht der schönste Vertrag über ein Erbe, der je gemacht worden ist, und dergleichen nur gegenseitige Liebe und Uneigennützigkeit machen kann. Die zwei Brüder lebten fortan untrennlich beisamen.

Wahre Liebe ist großmüthig, und sieht in dem Feinde, Kränker und Beleidiger mehr den Irrenden oder den Menschen, als den Bösewicht; sie vergißt die Beleidigungen so sehr, oder achtet sie so wenig, daß sie jede Gelegenheit begierig ergreift, dem Beleidiger zu verzeihen, zu geben, zu rathen und zu helfen. Dieß ist wahrhaft christlich gedacht und gehandelt.

8. Bibiana Wallner war die Tochter eines Malers, der, aus Sachsen gekommen, durch seine Malerei in Einsiedlen, einer berühmten Wallfarth in der Schweiz, sich so sehr empfahl, daß ihn der dortige Fürst-Abt in seine Dienste nahm, und er daselbst endlich seinen Wohnsitz aufschlug. Wallner, den der Aufenthalt in der Schweiz so sehr ansprach, ganz besonders die reizende Thalgegend, in welcher Einsiedlen liegt, nahm das gnädige Anerbieten des fürstlichen Gönners mit gerührtem Danke an.

Sein Name wurde durch die trefflichen Arbeiten seines Pinsels bald in der ganzen Umgegend bekannt, und er konnte sich schmeicheln, würdige Freunde durch sein Talent gewonnen zu haben. Einer derselben war ein Edelmann aus Schwyz, dessen Familiennamen ich euch mit W— bezeichnen will. Wallner, dessen Kunstsinne durch die reichliche Anerkennung seines Talentes, das nach und nach bedeutende Geldersparniß zur Folge hatte, immer mehr angefeuert wurde, wollte in dem schönen Italien noch reicheren Stoff für seinen künstlerischen Sinn sammeln. Er ent-

deckte deshalb den Wunsch, eine Kunstreise nach Italien zu unternehmen, seinem Freunde W—, der denselben nicht nur billigte, sondern sogar aus freiem Antrieb mit 6000 Schweizerfranken zu unterstützen versprach. „Du schickst,“ — sagte W—, „oder bringst mir für diese Summe etliche gelungene Gemälde, und es soll bei deiner Zurückkunft dein Schade nicht seyn, meinen Auftrag besorgt zu haben.“

Wallner nahm, jedoch nur unter der Bedingung, eine Quittung in die Hände seines gütigen Freundes legen zu dürfen, den Vorschuß an. Der wackere Schweizer wollte sich aber hiezu nicht verstehen, und der brave Sachse ohne diese Bedingung das Kapital nicht annehmen; endlich, um den edlen Streit zu beendigen, nahm W— die Quittung zu sich.

Bald hierauf trat Wallner die Reise an, und schon nach wenigen Monaten konnte er seine Verbindlichkeit gegen den schweizerischen Freund durch Uebersendung ausgesuchter Gemälde tilgen. Eine ähnliche Lieferung folgte bald hierauf, die dem Sendenden selbst gehörte, und welche der edle Schweizer bis zu seiner Zurückkunft aufbewahren sollte. Die drohenden Kriegsscenen, die sich von allen Seiten auch dem blühenden Italien nahten, zwangen unsern braven Künstler, an der Hand einer trefflichen Gattin, die er in Florenz kennen gelernt und geheirathet hatte, den Boden klassischen Alterthums zu verlassen, und in die wirthliche Schweiz zurückzukehren.

Doch da, in den Thälern stiller Freude und inniger Herzlichkeit, hatten jene Schreden, denen er zu entfliehen hoffte, schon gewüthet. Ein beträchtliches Heer berauschter Neufraunken war in die Wohnungen harmlosen Lebens eingedrungen, und hatte Zwietracht und Zerstörung hineingeschleppt.

Auch Einsiedeln, der Ort frommer Gottesverehrung, war ausgeplündert. Nicht nur die herrlichen Gemälde, die er in seiner klösterlichen Wohnung zurückgelassen hatte, waren eine Beute des raubsüchtigen Feindes geworden, sondern selbst das herrliche Klostergebäude stand verlassen da und öde. Die schrecklichste Nachricht aber für sein theilnehmendes Herz tönte von Schwyz herüber, die traurige Nachricht nämlich, daß

sein theurer Freund W — in dem ehrenvollen Berufe eines helvetischen Bannerherrn vollendet habe.

Die traurige Lage des aller Hülfe beraubten Wallners läßt sich nicht beschreiben; seine einzige Habe blieb jene Gemälde-Sammlung, die er den Händen seines verklärten Freundes anvertraut hatte, und welche auch glücklich den raubsüchtigen Franken entgangen war. Er zog sie an sich, verkaufte sie, und schaffte sich mit dem Erlöse ein Haus sammt Garten im Markte Einsiedlen an. So lebte Wallner in dem Kreise seiner Gattin und zweier holden Kinder, die sie ihm geschenkt hatte, wieder beruhigt. Doch bald stürzten neue Leiden auf ihn ein; das Nervenfieber raffte ihm seine Gattin hinweg, und an dieses traurige Ereigniß schloß sich später ein anderes, das den Gipfel seines irdischen Elendes vollendete.

Aus Spanien war der einzige Sohn und Erbe des gegen die Franzosen gebliebenen Herrn von W — zurückgekommen, und da er unter den in Besiß genommenen Papieren seines Vaters auch die Wallnerische Schuldverschreibung von 6000 Franken fand, so säumte er nicht, zur schnelligsten Einziehung dieses nach seiner Meinung so lange schon ausständig gebliebenen Kapitals zu schreiten. Umsonst war Wallners Bethuerung, daß er diese Schuld schon längst durch Gemälde getilgt habe; er hatte keine Gegenquittung, nicht einmal eine Briefzeile zur Rechtfertigung seiner Aussage vorzuzeigen. Da er also gar keinen Beweis für sich führen konnte, wurde er gerichtlich zur Heimbezahlung des Kapitals angehalten. Da Wallner kein baares Geld hatte, so wurde Wohnung und Garten, Gemälde und Habseligkeiten versteigert, und der arme Künstler konnte sich hinbegeben, wo er immer wollte. Dieß that dem trefflichen Meister zu wehe; die Auszehrung war eine Folge des Grams, welchem er auch in den Armen seiner geliebten Kinder unterlag.

Die Vater- und Mutterlosen Waisen, Bibiana und Ludwig, waren in den traurigsten Umständen. Zwar mahlte Erstere, ungeachtet ihrer Jugend, schon trefflich; aber sie erhielt leider selten und nur geringe Arbeit, mit der sie kümmerlich ihr und ihres Bruders Leben zu fristen suchte. Einer

der erträglichsten Malerei-Gegenstände, an welchem sie so eben beschäftigt stand, war ein herrlicher Spiegeltisch, dessen Stütze mit dem Sinnbild der Verträglichkeit, mit einem sich schnäbelnden Taubenpaar, ausgeschmückt werden sollte. Man hatte ihr diesen Gegenstand im Februar 1818 von Schwyz aus überbracht, und versprochen, denselben nach einigen Tagen wieder abzuholen. Als Bibiana am äußersten Rande des Frontons arbeitete, fand sie eine bisher ihr verborgene Feder. Mehr aus Neugierde, als ernstem Vorsatz, drückte ihr Zeigefinger an derselben, und sieh da! — der Fronton legte sich schnell auseinander und zeigte ein geheimes Fach, das mit verschiedenen Juwelen von der größten Kostbarkeit und einigen beschriebenen Papierzetteln angefüllt war. Das Mädchen wußte sich kaum vor Erstaunen über den ausnehmenden Schimmer der Brillanten und anderer Edelsteine zu fassen. Die Verwunderung wurde von Minute zu Minute gesteigert, und erreichte den höchsten Grad, als sie einen Zettel überlas, worauf Folgendes stand: „Die drohende Nähe raub-süchtiger Feinde befiehlt mir, das Kostbarste und Wichtigste, was ich an Juwelen und Briefschaften besitze, dem verborgenen Fache dieses Spiegeltisches anzuvertrauen. Ich hoffe, daß, falls ich aus dem Kampfe wider den Feind nimmer zurückkehren sollte, mein Sohn und Erbe die Druckfeder und mit ihr das gut verwahrte väterliche Eigenthum entdecken werde.

H. v. W.

Bibiana erkannte nun durch diesen Brief, daß Niemand anders der Eigenthümer des Spiegeltisches seyn könne, als der Sohn des im Felde gebliebenen Herrn v. W.—. Auf dem Todtbette hatte es ihr noch Vater Wallner zugesichert, daß er seinen einstmaligen Freund richtig befriedigt habe. Und doch behandelte sie dessen Sohn auf eine so schreckliche Art, und brachte sie auf eine unbillige Weise durch die zweite Bezahlung um Haus und Vermögen. Das war doch sehr hart, dachte Bibiana. Aber hatte sie nun nicht das Best gleichsam in Händen, um sich für das, durch den Prozeß gegen ihren seligen Vater verlorene Erbe zu entschädigen und zugleich heimlich an dem Beleidiger sich zu rächen? — Unser armes,

aber durch Entbehrung, Leiden und Armuth nicht unredlich gewordenen Mädchen dachte ganz anders; sie hatte edlere Gefühle und Gesinnungen in sich, als jenes unheilige der Rache gegen den Feind, und bald darauf handelte sie auch ausgezeichnet edel und redlich.

Obne sich nur im Mindesten aufzuhalten, nahm sie das Tischchen mit dem wieder zugeführten Spiegelfronton auf den Kopf, trug es vier Stunden weit von Einsiedlen nach Schwyz, in der damals äußerst strengen Winterszeit, und überlieferte es sammt dem ungeschmälerten Inhalte dem Eigenthümer, ihrem Kränker, durch den ihr Vater, sie und ihr Bruder um Haus und Habe gebracht worden waren. Tief in ihr Herz waren die Worte des göttlichen Erldfers gedrungen: Liebet euere Feinde; thut Gutes denen, die euch verfolgen!

Wie erstaunte der junge Herr v. W —, als er in der höchst redlichen Ueberbringerin eines so bedeutenden Juwellschatzes die in Armuth gestürzte Mahlers Tochter erkannte! Aber höher noch stieg sein Erstaunen, — Schaam, Angst und Neuz zeigten sich in wechselnden Abdrücken auf seinem Angesichte, als er die aus dem aufgedrückten Spiegelfronton hervorgenommenen Brieffschaften durchging, und unter denselben eine handschriftliche Note seines im Grabe ruhenden Vaters las, wodurch sich erwies, daß Wallner denselben schon nach wenigen Monaten durch eine Sendung von Gemälden für die als Vorschuß erhaltenen 6000 Franken befriedigt hatte.

Der junge Herr v. W — that nun ohne Verzug, wozu ihn sein Gewissen aufforderte. Er zahlte an Bibianen die doppelte Summe der zum zweitenmale an sich gezogenen Schuld, und rechtfertigte in öffentlichen Blättern Wallners Andenken.

Bibiana ärndtete auf eine ausgezeichnete Weise überall den Lohn ihrer Redlichkeit. Sie heirathete später einen wackern Bürger in Zürich, und soll sehr glücklich leben.

Es giebt keine selbigeren Menschen, als jene, welche die Feinde hassen und ihnen Gutes thun; es gehört zu ihren Eigenschaften, daß sie leicht Unsterblichkeit des Geistes, eine freu-

denovolle Zukunft und eine, alle Großmüthigen an Großmuth unendlich übertreffende, belohnende Gottheit glauben können.

*

Freue dich des Falls deines Feindes nicht. Sprüchw. 24. 17. — Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut Gutes denen, die euch hassen, und betet für eure Verläumder und Verfolger, daß ihr Kinder des Vaters im Himmel seyd, der über Böse und Gute seine Sonne aufgehen und über Fromme und Lasterhafte regnen läßt. Matth. 5. 44 — 45. So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euer Vater im Himmel euch auch vergeben. Matth. 6. 14. — Du sollst deinem Bruder, der sich wieder dich versündigte, vergeben, nicht bis auf siebenmal, sondern bis zu siebenzig siebenmal. Matth. 18. 21 — 22. — Rächet euch selbst nicht; sondern stellt es der Strafgerichtigkeit Gottes anheim; denn es steht geschrieben: Mein ist das Vergeltungsrecht, ich will vergelten, spricht der Herr. Wenn also deinen Feind hungert, so speise ihn; wenn ihn dürstet, so tränke ihn. Thust du das, so wirst du glühende Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß nicht das Böse dich überwinden, sondern überwinde du das Böse durch Gutes. Röm. 12. 19 — 21. — Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht Scheltworte mit Scheltworten; segnet vielmehr I. Petr. 3. 9.

Erhab'ne Seelen ehren
Auch ihres Feindes Werth;
Von seinem Haupte wehren,
Sie selbst der Rache Schwerdt.
Sie selbst gegen Feinde gütig seyn
Ist christlich rächen und vergehn.

F i e ß.

Ihr habet, meine liebe Kinder, tausend Kräfte, welche Gott euerem Geiste und Körper gab. Diese Kräfte sollt ihr

anwenden, erheben, stärken; durch sie sollt ihr der menschlichen Gesellschaft nützlich zu werden suchen, deren Glieder ihr seyd, und dadurch die Dienste und Hilfe, die ihr von ihr täglich genießet, vergelten. Der anhaltende Ernst in dem, was man zu lernen und zu thun hat, die anhaltende Aufmerksamkeit bei allen seinen Geschäften, verbunden mit der Absicht, dem Ziele und Zwecke immer näher zu kommen, nennt man Fleiß. Wer etwas in der Welt werden will, dem ist Fleiß unentbehrlich. Fleiß ersetzt so oft den Mangel vorzüglicher Geistesgaben. Der Fleißige lernt Alles, was er wissen soll, zu rechter Zeit und auf die rechte Art und Weise, und arbeitet nie flüchtig, sondern mit Ernst und vollständig. Der Fleißige verschiebt nichts; er macht alles so gut, als möglich, daß es ihm, so oft er es wieder erblickt, oder daran denkt, Freude macht. Fleißig seyn ist eure Bestimmung, liebe Kinder; es ist der Wille eures Schöpfers. Durch Trägheit, Verdroffenheit, Nachlässigkeit sollt ihr die euch verliehenen Kräfte nicht schwächen und Müßiggänger werden. Sehet ihr nicht täglich verächtliche Tageeliebe, welche entweder ihr Brod, das sie nicht verdienen, verzehren, oder dasselbe, um welches sie nicht arbeiten wollen, bei euch erbetteln? Müßiggänger sind Auswürflinge der Menschheit, sie mögen vornehme Kleider tragen, oder in Lumpen gehüllt seyn. Vor tausend Abwegen, tausend Lastern bewahrt unermüdete Thätigkeit. Von vielen, die am Hochgericht starben, oder in dumpfen, schimpflichen Kerlern schmachteten, sind die meisten zuerst arbeitscheue Nichtswürdige, ehe sie Verbrecher, Räuber und Mörder werden. Fürchterlich sind die Folgen der Trägheit, deren erste Stufe schon Verdroffenheit, üble Laune, Mißvergnügen erzeugt. Nie kann der Träge wahrhaft froh werden, selbst wenn ihm dieses sein Lieblingslaster beinahe zur Natur wurde; selbst dann martert ihn das Gefühl, daß er seine hohe Menschenwürde verkannte, und seiner Bestimmung entgegen arbeitete. Mangel und Verachtung begleiten die Trägheit, Ruhe und Segen die Thätigkeit.

Darum strecket früh schon die Kräfte eures Geistes und Körpers an, liebe Kinder. Kein Tag gehe euch unnütz vorüber in eitlem Spiel und Tand; kostbar ist die Zeit. Wie

erzählen. Terentius lernte mit unermüdetem Eifer bei seinen Lehrern, und machte die schönsten Fortschritte. Er erwarb sich durch seinen Fleiß die Liebe des Terentius Lucanus, und dieser schenkte ihm endlich die Freiheit, und der Freigelassene erhielt die Namen seines ehemaligen Herrn und Wohlthäters.

In der goldenen Freiheit suchte Terentius seine schönen Talente nützlich zu verwenden, fing an zu dichten, und erwarb sich bald durch sehr gelungene Lustspiele Vermögen und Freunde, und die Achtung angesehenen Personen, ein schöner Lohn, welcher dem Fleiße gewöhnlich zu Theil wird. Besonders erwarb er sich die Freundschaft des jungen Scipio, des nachmaligen Zerstörers von Carthago und Numantia, und diese Freundschaft gewährte ihm oft viele Freude und eine erwünschte Muße auf dem Landsitze des Scipio. Durch seinen Fleiß wurde er Verfasser von sechs Meisterstücken, die unter seinem Namen bis auf uns gekommen sind. Wie sehr der Gebildete Fleiß und Kenntnisse achte und ehre, beweist Folgendes:

Terentius wollte eines seiner Lustspiele, das Mädchen von Andros, aufführen lassen; allein er mußte es erst noch dem Aedilis, der auch Oberaufseher der Schaubühne war, vorlesen. Er ging zu ihm, schlecht gekleidet, und mit seiner Krulle unter dem Arme. Man meldete ihn bei dem Aedilis, der ein Mann von großer Kenntniß und einem gebildeten Geschmacke war. Da Terentius ein Freigelassener war, wies man ihm nur einen niedern Sitz an. Terentius begann vorzulesen: aber kaum hatte er eine Anzahl Verse gelesen, so vergißt vor Freude der Aedilis, daß Terenz nichts mehr, als Freigelassener sey. Er läßt ihn zur Tafel und gleich neben sich sitzen. Nach der Mahlzeit ließ er sich das Lustspiel vollends von ihm vorlesen, und bezeugte dem jungen Dichter seine Freude hierüber. Der Eunuch, ein anderes seiner Lustspiele, fand so großen Beifall, daß es an einem Tage zweimal gespielt werden mußte, welches vielleicht keinem andern Stücke wiederfahren ist. Im Jahre 161 ging er nach Griechenland, wahrscheinlich um daselbst für das Theater neuen Stoff zu holen. Bald kehrte er mit den Schätzen des Menander, des berühmtesten unter den griechischen Lustspielbildnern, reich

beladen zurück, erlitt aber Schiffbruch, und kam entweder bei, oder nach demselben sehr jung um.

Fleiß erwirbt die Achtung aller gebildeten Menschen.

3. Benjamin Franklin, von unbemittelten Vätern zu Boston in Nordamerika den 17. Januar 1706 geboren, wurde von seinem Vater, der ein Seifensieder war, anfänglich zum geistlichen Stande bestimmt; er schickte ihn daher in seinem 8ten Jahre auf die Stadtschule zu Boston, wo er sich durch seine Lernbegierde vor allen seinen Mitschülern auszeichnete. Schon sollte er in die dritte Klasse versetzt werden, als sein Vater, aus Besorgniß der zu großen Kosten, sein Vorhaben, ihn studieren zu lassen, wieder änderte. Er wurde in eine Privatschule gegeben, wo er gut schreiben lernte, aber keinen Geschmack am Rechnen fand. Als er 10 Jahre alt war, nahm ihn der Vater aus der Schule, damit er ihm in seinen eigenen Geschäften an die Hand gehen sollte. Allein der Knabe hatte durch aus keine Lust an diesem Gewerbe, hingegen eine desto größere Begierde zum Lesen und Lernen. Alles Geld, das er aufbringen konnte, wurde auf Bücher gewendet; und diese Neigung zur wissenschaftlichen Bildung brachte den Vater zu dem Entschlusse, ihn einen Buchdrucker werden zu lassen. Die Umstände waren dazu günstig. Der ältere Bruder unseres Jünglings hatte sich als Buchdrucker zu Boston niedergelassen; bei diesem kam er in seinem 12ten Jahre in die Lehre. Hier fand er mehrere Gelegenheiten zum Lesen, und alle Zeit, die er übrig hatte, wurde zum eifrigen Lesen verwendet. Er hatte einen Arbeitsgehilfen, Namens Collins, der ebenfalls ein Freund vom Lesen war. Mit diesem besprach er sich über allerlei Gegenstände. Sie fingen selbst an, einander ihre schriftlichen Aufsätze, worin sie ihre Meinungen ordentlich ausführten, gegenseitig sich mitzutheilen. Diese Aufsätze geriethen zufällig in die Hände des alten Franklins, der das Urtheil darüber fällte, daß die des Collins nicht so gründlich seyen, aber eine bessere Schreibart hätten. Dies reizte den jungen Franklin, sich noch mehr in einer guten Schreibart zu üben. Kurz darauf sah er den 2ten Theil des von Richard Steele herausgegebenen Spectator (dehnglischen Zuschauer), und da ihm die Schreibart in demselben gefiel,

so kaufte er dies Buch, und suchte dieselbe nachzuahmen. Nun las er einen Aufsatz durch, merkte sich den Inhalt, schrieb ihn dann nach einiger Zeit in eigenen Ausdrücken nieder, und verglich dann seinen Aufsatz mit dem jenes Buches. Durch diese sorgfältige Uebung, die so ganz seine Erfindung war, erwarb er sich jenen schönen, ungekünstelten Styl, der nachher seine Schriften auszeichnete. Eine medicinische Schrift, die er gesehen hatte, brachte ihn auf den Gedanken, daß es für die Gesundheit zu- tráglicher sey, bloß von Pflanzen-Nahrung zu leben. Da er nun dies bei seinem Bruder nicht haben konnte, so bat er denselben, ihm statt seiner Kost die Hälfte seines Wochenlohnes an Geld zu geben. Dies geschah, und jetzt lebte Franklin bloß von Früchten, Brod und Wasser, kaufte für sein übriges Taschengeld Bücher, und studierte, wenn seine Kammeraden aßen und sich erholten. Er las aber nicht sowohl Bücher der Art, die nur zum Vergnügen dienen, als vielmehr solche, die Nachdenken erfordern, und aus welchen er etwas Nützliches schöpfen konnte; nur diese befriedigten und unterhielten seinen Thätigkeit liebenden Geist. Als Knabe hatte er einen Widerwillen gegen das Rechnen gehabt; als Jüngling aber fand er Geschmack daran, und erlangte darin, so wie in der Geometrie, mit Hülfe einiger Bücher, bald gute Kenntnisse. Locke's, eines berühmten Engländers, Versuche über den menschlichen Verstand, und Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, die er in einer englischen Uebersetzung besaß, waren noch vor seinem 16ten Jahre seine Lieblingsbücher.

Benjamin Franklin erwarb sich ausgezeichnete Kenntnisse durch seinen unermüdeten Fleiß, und dabei wuchs die Achtung gegen ihn immer mehr, so daß man ihm im Jahre 1743 den ehrenvollen Auftrag gab, den Plan der philosophischen Gesellschaft von Amerika zu entwerfen. Später wurde er Erfinder des Gewitterableiters, General-Postmeister aller englisch-amerikanischen Colonien, erwarb sich ausgezeichnete Achtung und Verehrung, und starb, bis zu seinem Tode für das Wohl seiner Mitbürger ununterbrochen thätig, den 17ten April 1790. Er hob sich Franklin nur durch seinen unermüdeten Fleiß in die Zahl der ausgezeichnetsten Männer seines Jahrhunderts. Es

durchschaute mit ruhiger Klarheit sein scharfsinniger Geist die Verhältnisse des Lebens im Großen, wie im Kleinen, ohne je von der Bahn der Wahrheit abzugleiten, und sein edles Herz umfaßte das Wohl der Menschheit.

Die Grabinschrift, welche sich Franklin selbst setzte, ist sehr berühmt; sie lautet wörtlich übersetzt also: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers, gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist; eine Speise der Würmer: doch wird das Werk selbst nicht verloren seyn, sondern, wie er glaubt, einstens erscheinen in einer neuen, schöneren Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Autor.“

4. Unausgesetzter Fleiß vermag oft zu ersetzen, was Schulunterricht nicht geben kann. Das finden wir bestätigt bei Adrian Baillet, welcher von Neltorn in Frankreich geboren wurde, welche sehr wenig Vermögen besaßen. Ihre häuslichen Umstände erlaubten es ihnen daher nicht, auf seine Erziehung viel zu verwenden. Nicht weit von dem Dorfe, wo Baillets Neltorn wohnten, lag ein Franziskanerkloster, wohin der gute Knabe oft ging. Er wartete daselbst des Vormittags den Priestern am Altare bei dem heiligen Messopfer auf, und leistete nachher die übrige Zeit des Tages ihnen sowohl, als den andern Herrn des Klosters alle kleinen Dienste, wozu er nach seinem Alter fähig war. Einer derselben, dem diese Dienstfertigkeit besonders gefiel, gewann den kleinen Baillet lieb, und lehrte ihn lesen und schreiben. Ob er gleich damals nicht älter als 8 bis 10 Jahre war, so sah man doch schon an ihm die große Neigung zum Lesen, die sein ganzes Leben hindurch ihm eigen blieb. Die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Kinder waren nicht nach seinem Geschmacke. Wenn seine Kameraden umher liefen, so schlich der kleine Baillet in ein Kämmerchen, um sich im Lesen und Schreiben zu üben. Der Vorsteher des Klosters, der diese, in einem solchen Alter ungewöhnliche, Neigung bemerkte, und dabei an dem Kinde einen sehr lebhaften Geist und eine große Fähigkeit zum Studiren entdeckte, glaubte seinem Orden einen Vortheil zu verschaffen, wenn er ihn sich von seinen Neltorn

ausbäte, um ihn mit der Zeit in jenen Orden aufzunehmen. Der Vater war dazu nicht abgeneigt; allein sein Pfarrer, den er darüber um Rath fragte, widerrieth es. Er bekam selbst Lust, die Fähigkeiten des jungen Baillets zu prüfen, und hatte seine Freude an dem Scharfsinne und der schon lang erlangten Geschicklichkeit dieses Knaben. Er entschloß sich, ihn zu sich zu nehmen, und nachdem er ihm die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beigebracht hatte, schickte er ihn in die Schule nach Beauvais (Bowa). In dieser Schule, wo die Jugend mit unnützen Dingen gemartert wurde, wäre das Genie des jungen Baillet bald unterdrückt worden. Kaum gab er sich die Mühe, so viel von dem, was da gelehrt wurde, zu behalten, als nöthig war, um vor der Ruthe und dem Stocke des Lehrers gesichert zu seyn. Indessen war der gute Knabe nicht untthätig, sondern suchte dasjenige durch häuslichen Fleiß zu ersetzen, was ihm der Schulunterricht nicht gewährte. Nach Vollendung seiner Schulstudien zeigte er auch durch eine Disputation, die er mit vielem Beifalle vertheidigte, daß er seine Zeit gut angewendet hatte. Und noch ehe er drei und zwanzig Jahre alt war, konnte er schon in eben der Schule, die er zwei Jahre vorher als Schüler besucht hatte, eine Lehrstelle übernehmen und mit Ruhm bekleiden. Dieß verdankte Baillet seinem unermüdeten Fleiße.

Vergesset nicht, liebe Kinder, daß die Schule nicht Alles euch geben könne; das Meiste hängt von euch selbst ab. Wer nur in der Schule lernt, das Gelernte aber zu Hause nicht fortführt, erweitert, wird nie ein tüchtiger, brauchbarer Bürger werden.

5. Fleiß und rege Thätigkeit sollen sich bei Armuth und anderen Schwierigkeiten nicht ermüden lassen, um dem Ziele einer schönen Bildung immer näher zu kommen.

Moses Mendelssohn war 1729 zu Dessau von jüdischen Aeltern geboren. Sein Vater Mendel, daselbst Schulmeister und Zehngebot-Schreiber (Sopher), gab ihm trotz seiner Armuth eine gute Erziehung. Er unterrichtete ihn in der hebräischen Sprache und den Anfangsgründen der jüdischen Gelehrsamkeit selbst; im Talmud ließ er ihn von Anderen unterrichten.

Nächst dem war das alte Testament die Quelle seines Unterrichtes und seiner Bildung. Besonders zogen den Jüngling die poetischen Bücher desselben an. Das berühmte Werk des Raimonides, *Mora Nebochim* (Führer der Irrenden), was ihm in die Hände fiel, legte in ihm den ersten Grund zur Untersuchung der Wahrheit und zu einer freimüthigen Denkungsart. Er studierte dieses Buch mit einem Fleiß und einer Wißbegierde, daß er in eine Nervenkrankheit verfiel, von der er durch nachlässige Behandlung ein gekrümmtes Rückgrath und eine stets schwächliche Gesundheit erhielt. Da sein Vater ihn nicht ernähren konnte, so mußte er 1742 in seinem 14ten Jahre nach Berlin wandern. So ging der junge Weltweise, dem Schooße der Aeltern entrisen, in die weite Welt hinein. Wüßte war es vor ihm, wüßte hinter ihm — ein Schicksal so manches edlen Jünglings; ein Jude und arm noch dazu, was blieb ihm übrig, als die Wahl zwischen einem niedrigen Kleinhandel und dem Verhungern? Er kam also nach Berlin, ohne zu wissen, woher er die erste Mahlzeit nehmen würde. Chaim Bamberger, ein jüdischer Gelehrter und wohlthätiger Mann, gab ihm auf Empfehlung des Rabbi Fränkel einigemal in der Woche Freitisch und zugleich freie Wohnung in seinem Hause. Nun hatte der gute Jüngling und philosophische Pilger wenigstens einen Winkel, um seinen Wanderstab hinzustellen. Unterdessen fuhr er fort, die Philosophie mit allem Fleiße nach Raimon, Abbe, Candia zu studieren. Aber wie kümmerlich mußte er hier leben; — er pflegte selbst zu erzählen, daß er sich viele Tage hindurch vom trockenen Brode ernährt, wozu er sich einige Groschen mit Abschreiben verdiente. Das Brod, welches er sich kaufte, bezeichnete er sich mit Einschnitten, um nach dem Verhältniß seiner Kasse damit auszureichen. Mendelssohn mußte das Studium der lateinischen Sprache vorzüglich zu seinen Zwecken so viel unentbehrlicher finden, da zur Zeit seiner Bildung die Philosophie nur selten anders, als in diesem Gewande, auftrat. Ein gewisser Dr. Kirsch aus Prag, der in Berlin Medicin studierte, gab ihm einigen Unterricht in den Anfangsgründen dieser Sprache. Kaum hatte er diese gefaßt, als er sich an Lokes lateinisches Werk vom menschlichen Verstande wagte, welches

er, wie er selbst zu erzählen pflegte, auf die mühsamste Art las, indem er erst in dem Wörterbuche jedes einzelne Wort aufsuchte, dann sie nach der wahrscheinlichsten Wortverbindung zusammensetzte, und endlich den ganzen Zusammenhang einer Periode herausbrachte. Allmählig arbeitete er sich dann bis zu der Lectüre der Klassiker hinauf, von denen er wenigstens die Vorzüglichsten mit allem ihm eigenthümlichen Scharfsinn studirt zu haben scheint, wie das die häufigen und oft sehr feinen Citationen in seinen kritischen Abhandlungen beweisen. Mit einem wahrhaft eisernen Fleiße lernte er jene neueren Sprachen, die zu unserer Zeit einem Gelehrten beinahe eben so unentbehrlich geworden sind, als die römische, nämlich die französische, englische und italienische, und hatte die classischen Meisterstücke der schönen und der philosophischen Literatur dieser berühmtesten Nationen Europas gelesen. Unter allen philosophischen Schriftstellern der neuern Zeit scheint Schafftsbury auf Mendelssohn am meisten gewirkt zu haben, von dem er auch die Einkleidung seiner Briefe über die Empfindungen entlehnte. Einen neuen Schwung erhielt sein philosophisches Genie durch das Studium der Mathematik; da er durch den Israel Moses, einen Rabbiner, die ersten 6 Bücher des Euklides, eines der berühmtesten Mathematiker, welche jener ins Hebräische übersetzt hatte, kennen lernte. Der Geist der Gründlichkeit und der Tiefe, der allen Schriften Mendelssohns durchaus eigen ist, war gewiß eine Folge des eifrigen Studiums der Mathematik, welche er, nach so vielen Beispielen, die wir in seinen philosophischen Abhandlungen finden, bis zu einer Tiefe bearbeitet zu haben scheint, auf welche so manche historische Philosophen nicht einmal Anspruch machen wollen. So lebte Mendelssohn der Weisheit und der Wissenschaft, ohne andere Aufmunterung, als die er aus sich selbst schöpfte, selbst ohne gewissen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabrikant seiner Nation, Bernard, ihn als Erzieher seiner Kinder in sein Haus aufnahm, und da er auch die bei den Gelehrten seltenen Talente des Schönschreibens, Rechnens und Buchhaltens bei ihm fand, ihn nach und nach zum Inspector, dann zum Director und endlich zum Mitglied seiner Fabrik machte. Nach und nach trat er als

philosophischer Schriftsteller mit Werken auf, die seinen Ruhm nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande verbreiteten. Er starb den 4. Januar 1786.

Wenn dieser berühmte Mann durch die Armuth und die vielen Hindernisse sich hätte entmuthigen lassen fleißig zu seyn, was wäre wohl aus ihm geworden? —

6. Conrad Gessner wurde 1516 zu Zürich geboren. Schon in dem Knaben erblickten Jugendkennner den Keim der Geistesgaben und die Anlagen zum großen und vortrefflichen Manne. Es vereinten sich sehr viele Hindernisse und widrige Schicksale, die den Jüngling hätten muthlos machen, und sein Verlangen nach höherer wissenschaftlicher Bildung völlig unterdrücken können. Sein Vater war nicht bemittelt genug, ihn auf der Schule zu erhalten; er verlor ihn auch schon im fünfzehnten Jahre in einem schweizerischen Bürgerkriege. Seine Mutter, eine verlassene Wittwe, konnte ihn noch weniger unterstützen, und in seinem durch Kriegsdrangsale verarmten Vaterlande sah er keine Beförderer. Alle diese Schwierigkeiten und trüben Aussichten schlugen seinen Geist nicht nieder. Er harrte in dem Vorsatz aus, ein gelehrter, nützlicher Mann zu werden. Mit Vertrauen auf Gott und mit Festigkeit des Sinnes, die bei Jünglingen selten und bei schweizerischen Jünglingen noch seltener ist, verließ er sein Vaterland, und ging nach Straßburg, dort nach Gönner und Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zu suchen. Er fand sie daselbst, und auch nachher in seinem Vaterlande. Mit außerordentlicher Wißbegierde und einem wahrhaften Riesenfleiß sammelte er sich in vielen Wissenschaften ganz ausgezeichnete Kenntnisse, mit denen er seinen Zeitgenossen sehr nützlich wurde und auch der Nachwelt große Dienste geleistet hat. Die Naturgeschichte erweckte er wieder, nachdem sie seit Jahrhunderten gesummert hatte. Ueberall schöpfte er entweder aus eigenen Beobachtungen oder aus den Schriften der Alten. Seine Geschichte der Thiere kann als die Grundlage aller neuern Zoologie (Lehre von den Thieren) angesehen werden. Als Botaniker übertraf er alle Vor- und Mitlebenden, durchstrich fast alle Gegenden Europa's, um zu sehen und zu sammeln, rich-

tete, ungeachtet seiner beschränkten Glüdsstände, einen botanischen Garten von seltener Pflanzen ein, unterhielt einen Pflanze- und Mahler, und legte das erste Naturalien-Cabinet an. Er ist der erste Erfinder der botanischen Methode, indem er das Pflanzenreich, nach dem Character des Samens und der Blume, in Geschlechter, Arten und Klassen ordnete. Außerdem schrieb er über die Heilquellen, über die Arzneimittel, über die Natur und Verwandtschaft der Sprachen, und gab mehrere alte Schriftsteller heraus. Bei seinen großen und seltenen Verdiensten, wegen denen er ein Jahr vor seinem Tode in den Adelsstand erhoben wurde, war er ein sehr bescheidener Mann, und eben so dienstfertig als lernbegierig.

Wer seinem Vaterlande und der Menschheit nützlich werden will, muß die schöne Zeit der Jugend weise benutzen, um mit allem Fleiße sich nützliche Kenntnisse zu sammeln.

7. Eduard VI., der Sohn Heinrichs des VIII., König von England, und der Johanna von Seimour, wurde im Jahre 1537 zu London geboren. Eben hatte er das fünfte Jahr zurückgelegt, als er der weiblichen Obhut entzogen, und den Händen zweier würdiger Lehrer, den Doctoren Fox und Cheor übergeben wurde. Der Erstere, ein Mann von außerordentlicher Rechtschaffenheit, sollte den Character des jungen Prinzen bilden; der Letztere, ein gediegener Gelehrter, ihm in der Mathematik und den Sprachen Unterricht ertheilen. Beide Lehrer konnten nur über den Erfolg ihrer Bemühungen Glück wünschen. Außer einer musterhaften Gelehrtheit und seltenen Sanftmuth bewies Eduard eine große Liebe zu den Wissenschaften und eine nicht geringere Herzengüte. Von dieser gab er schon als kleiner Knabe von sechs Jahren einen schönen Beweis.

Sein Pathe, der Erzbischof von Canterbury, sandte ihm einen kleinen Schenktsch mit allem Zugehörigen. Das Ganze war von Silber und überaus niedlich gearbeitet. Der Kammerdiener des Prinzen, der ihm dies kostbare Geschenk überreichte, sagte zu ihm: «Sehen Sie, mein Prinz, das ist für Sie; nehmen Sie sich aber in Acht, daß es niemand berührt, denn das ganze schöne Geräth könnte leicht verdorben werden.»

— „Was denkst du, lieber Spindbrock?“, fragte Eduard den christlichen Diener, — „wenn Niemand, als ich, mein Spielzeug berühren soll, nun so gebe man mir lieber gar keinen!“ Hieraus ließ er mehrere Kinder, die er besonders liebte, zu sich einladen, bewirthete sie von seinem Geräth, und bat nach beendigtem, freundschaftlichen Mahle, daß Jeder diejenigen Stücke mit sich nach Hause nehmen möchte, die ihm am meisten gefielen. Und als einige abgerten, diesem Verlangen zu entsprechen, umarmte er sie mit den Worten: „Meine Freunde, macht keine Umstände, bald werde ich wieder andere Sachen erhalten!“

So wie seine Gesichtsbildung, so athmeten auch die Gespräche dieses lebenswürdigen Prinzen eine hinreichende Lieblichkeit. Er öffnete den Mund nur, um etwas Angenehmes zu sagen. Eben so freigebig, als geistreich, forderte er oft Geld von seinem Vater, um es armen, zurückgekommenen Offizieren zu geben; oder er wandte es dazu an, gute Bücher zu kaufen, die er schon einbinden ließ, nicht um sie zu behalten, sondern um Geschenke damit zu machen.

In seinem achten Jahre hatte Eduard in der lateinischen, der schwersten unter allen Sprachen, so bedeutende Fortschritte gemacht, daß er in derselben an seinen Vater, Heinrich VIII., schreiben konnte. Niemand leistete ihm bei diesem Briefwechsel Hülfe, aus Furcht, daß dieser schöngestige, aber auch grausame König, wie ein Geschichtschreiber bemerkt, seinen Sohn eben so wenig, als seine Gemahlinnen, geschoht haben würde, die auf den geringsten Verdacht von seiner Seite die Bühne bestiegen mußten. An der wissenschaftlichen Ausbildung des Prinzen hatte sein Vater, der Erzbischof von Canterbury, seinen geringen Antheil; er schrieb alle Wochen an ihn, und verlangte von ihm ein genaues Verzeichniß alles dessen, was er während dieser Zeit gelernt hatte. Der fleißige Schüler führte daher ein genaues Tagebuch über seine Studien, und legte, außer einer in 5 Rubriken getheilten Liste, dem Erzbischof gewissenhaft Rechnung von seinen Kenntnissen in der Geschichte, Mythologie, Arithmetik, Geographie und Sittenlehre ab. Als Eduard im 10ten Jahre den väterlichen Thron

bestieg, waren die Blicke aller Edlen jener Zeit nur auf ihn gerichtet. Von seiner Gelehrsamkeit war einer der berühmtesten Gelehrten, Hieronymus Cardan, oder Cardano, ein großer Arzt und Geometer von Pavia, so bezaubert, daß er ihm sein Werk: von der Wahrheit der Dinge — zuwiegnete. Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß diese Zuweisung nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, von Schmeichelei und niedriger Gewinnsucht eingegeben, sondern der reine Zoll einer tiefgefühlten Bewunderung war. Cardano bewies sich wirklich sehr unzeitgenüßig, indem er die bedeutende Summe, die ihm der junge Mensch anbot, ausschlug.

In seinem 14ten Jahre besaß Eduard eine vielseitige Bildung. Außer dem Englischen, sprach er sehr gut und rein lateinisch und französisch. Er schrieb eben so gut griechisch, als seine Mutter, die unglückliche Johanna Gray, die in einem Alter von 17 Jahren unschuldig auf dem Schaffote starb. Das Spanische und Italienische war ihm so geläufig, daß er in beiden Sprachen dichtete. Ueberdies schätzte er die philosophischen Wissenschaften und die Mathematik; er war in der Politik sehr bewandert, was einem Regenten unentbehrlich nöthig ist, und verband mit einer gründlichen Gelehrsamkeit große Fertigkeiten in den schönen Künsten. Zum Unglücke sah sich dieser junge Monarch von Ministern umgeben, die eben so verdorben waren, als er tugendhaft war. Ihrer Ehrsucht, und nicht ihm, muß man das Uebel und die Unruhen beimessen, die in dem kurzen Zeitraume seiner Regierung sich ereigneten. Er starb in seinem sechszehnten Jahre, nicht von übermäßiger Arbeit, wie einige Geschichtschreiber bemerken, sondern an den Folgen eines schleichenden Giftes, das ihm von einem Minister beigebracht worden war.

Möchten alle Kinder vornehmer und großer Aeltern in Eduards Fußstapfen treten, und nicht mit einem gewöhnlichen Vorwande von der Pflicht, eine höhere wissenschaftliche Bildung sich eigen zu machen, sich loszumachen suchen, nämlich: „wir haben angesehene und reiche Aeltern, und bedürfen nicht des Lernens; andere Menschen werden mit ihren Wissenschaften uns schon unterstützen!“ Liebe Kinder, der Unwissende ist in unserer

Zeit sehr äbel darat, mag er nahe am Throne, oder in einer Landmannshütte seyn. Wer immer Anders um Rath fragen muß, kann nie geachtet und glücklich werden. Darum hat auch ein sehr geachteter und geliebter Monarch auf einen der Thronen Deutschlands die Verordnung getroffen, daß alle Prinzen des Hauses nicht nur sehr fleißig studieren, sondern selbst irgend ein Handwerk erlernen sollen, um in den Tagen des Mißgeschickes ihr Brod selbst verdienen zu können.

8. Wer fleißig in Erlernung alles dessen ist, was entweder den Geist bildet, oder seine nützlichen Fertigkeiten verschafft, welche einem wackeren Bürger unentbehrlich sind, ändert gewiß reichlichen Segen.

Thomas war der Sohn eines Bergmannes im sächsischen Erzgebirge. Er hatte noch zwei Schwestern. Wie bekannt, herrscht in solcher Familien, so wie auch unter den böhmischen Bergknappen, immer ein gewisser, ihnen schon von Natur eigenthümlicher Kunstsinn, der vom Vater auf den Sohn und von diesem auf Kind und Kindeskind sich verpflanzt. Auch in Thomas Familie war dies der Fall, dessen Großvater die Geige ganz vortrefflich spielte, der seine Kunst dem Sohne gelehrt, welcher wieder die dem Instrumente zufallende Liebe seinem einzigen Sohne gleichsam einimpfte.

Thomas Vater, der alte Raumann, hatte durch das Vesteigen eines neuerrichteten Schachtes das Unglück, von einem nachfallenden Stück Erde getödtet zu werden; und die verlassenere Familie wäre nun ganz verwaist, ganz arm und hilflos gewesen, wenn nicht Thomas, damals fast noch ein Knabe, durch sein Geigenspiel sie erhalten hätte. Die eine seiner Schwestern vermiethete sich bei dem Stelger, die andere blieb noch zur Wartung und Pflege der Mutter daheim, die, zwar noch nicht gar alt, dennoch durch früheres, zu vieles Arbeiten sich fast um ihre Augen gebracht hatte.

Unterdessen zog der kleine Thomas auf den nahen und fernern Jahrmärkten, deren es in Sachsen viele gibt, umher, und vordiente sich mit seiner Geige manchen Groschen, den er treulich zur Pflege und Erhaltung der Mutter nach Hause brachte, und von welchem Gelde er auch nicht einen Pfennig

für sich verwandte. Das war gewiß von dem kleinen Thomas recht blos. Wenn ihm nun mancher seines Gleichen den Vorwurf machte: daß er an seinen Leib gar nichts wende, und auch die Mutter ihn mit sanften Worten ermahnte, da er so viel für sie thue, doch auch zu seinem Wohlfeyn und Ergötzen bisweilen einiges anzuwenden, so gab er ihnen jederzeit die Antwort: „Ich laß mich doch! meine Pflicht geht mir ja über Alles, und was ich für meine gute Mutter thue, das bringt mir reichlichen Segen!“

„Ach mein lieber Thomas!“ — sagte dann die Mutter zu ihm, — „um meinetwillen darfst du, meinetwegen entbehren du; daß doch Gottes schönster Segen dein Theil werde!“ Und er ward ihm und zwar auf eine Weise, wie er selbst nimmer gedacht, es nie geahnet hätte.

Er spielte auch einst, und zwar zum Erstenmale, in der alten, bekannten Stadt Meissen, wo von jeher eine herrliche Liebe zur Kunst geherrscht, und Wein und Liederklang die Herzen froh gestimmt hatten. Er besah sich zuerst den majestätischen Dom, bewunderte die vielen herrlichen Denkmäler darin, und ergriff dann mit gekränktem Mutho seine treue Gefährtin, die Geige, um mit ihr auf dem Jahrmärkte sein Glück zu versuchen. Bald sammelt er auch einige einzelne Zuhörer, um sich herum, die sich endlich zu ganzen Schaaeren bilden, und sein hübsches Spielen zu bewundern begannen. Unter diesen aufmerksam lauschenden Zuhörern war auch ein schon älttlicher Mann, in einem einfachen Oberrode von grauem Tuche, der, wie Thomas zu seiner Verwunderung bemerkte, bei dieser oder jener Stelle, die er für gelungen hielt, mit dem Kopfe nickte oder auch schüttelte. Wie der Spieler geendet hatte, trat er auf einmal näher zu diesem heran, nahm ihn bei der Hand, und fragte ihn in etwas gebrochenem, fremdartigem Deutsch: ob er denn wünsche, in seinem Spiele noch weiter kommen zu können?

„Ei, rief Thomas krecherzig ihm zu, das ist ja eben mein Dichten und Trachten, mein Sorgen und Besammern, wie ich das werden könnte! Aber meine Mittel sind zu schwach, ich bin zu arm dazu.“

Der Fremde bestellte ihn auf einige Stunden darnach in seine Wohnung, wo er mit ihm darüber etwas näher sich unterhalten wollte, und Thomas setzte unterdessen seine musikalischen Kreuz- und Quersprünge fort. Die bestimmte Stunde, in welcher er den Fremden, der hier das Badsbad gebrauchte, sprechen sollte, war da, und Thomas stand in dessen Zimmer, in dem er zu seiner herzlichen Freude außer einem schönen Klavier noch mehrere, wie es schien, sehr gute Instrumente erblickte. Der Alte ließ ihn niedersitzen, unterredete sich mit ihm über die Tonkunst, fragte ihn um dies und jenes aus seinem frühern Leben, und sagte ihm dann: Er sey der Musik-Director Campagnoli aus Leipzig, in dem schönen, tonreichen Italien geboren, und wollte ihn, da er Lust und Anlage zur höhern Ausbildung in seinem Fache beweiße, mit sich nehmen, für Wohnung, Tisch und Unterricht Sorge tragen, und noch bis dahin, wo er sich selbst fortzuhelfen im Stande seyn würde, seiner Mutter vierteljährig eine gewisse Summe zu ihrem Unterhalte aussetzen.

Das war in der That ein sehr edles Anerbieten, und es ausschlagen, wäre die größte Thorheit gewesen. Mit Freude-
thänen dankte auch der entzückte Thomas seinem großmüthigen Wohlthäter dafür; doch ersuchte er ihn, bevor er noch zu ihm nach Leipzig käme, erst mit seiner armen Mutter darüber zu sprechen. Campagnoli bewilligte dies gerne, und so schieden sie, beide mit einander recht wohl zufrieden.

Die Mutter freute sich herzlich über das Glück, das ihrem Sohne wiederfuhr. „Geh immer hin, rief sie weinend ihm zu, — das ist der Finger des Herrn, der dir den rechten Weg zum Glücke zeigt!“ Sie ließ das Wenige, das er hatte, von der Schwester Anna noch besorgen und zurecht machen, und entließ ihn dann nach einigen Tagen mit den innigsten Wünschen für sein Wohl, und mit ihrem heißen mütterlichen Segen.

Thomas kam glücklich in dem schönen, volkreichen Leipzig an, bewunderte die hohen Gebäude und schönen Gärten, an denen er vorbei mußte, und erkundigte sich dann nach der Wohnung des Musikdirektors Campagnoli, die man ihm auch bald, da der Name bekannt war, näher bezeichnete. Dieser empfing

ihn auch mit der größten Zufriedenheit und Güte, ließ ihn erst in Leipzig überall sich umsehen, und wie dies geschehen war, ordnete er selbst den Gang seines Unterrichts, und bezeichnete ihm die nöthigen Stunden und Lehrer dazu; aber der eifrigste und vorzüglichste Lehrer in den Stunden des Abends war Campagnoli selbst.

Unter solchen Umständen, besonders da der Jüngling unermüdet thätig und fleißig in seinen Studien war, fast Tag und Nacht an seiner Ausbildung arbeitete, und seinem Wohlthäter durch genaue Benutzung seiner Zeit freudig zu vergelten suchte, was er an ihm gethan, konnte es wohl nicht anders kommen, als daß er bald vor vielen Andern durch sein treffliches Violinspiel sich auszeichnete, und schon jetzt anfang, sich einen gewissen Namen zu erwerben. Er versuchte sich nun auch im Componiren einzelner, leichter Stücke zur Violine, übergab sie seinem Meister, der sie, nachdem er sie durchgesehen, einsteckte, nicht ein Wort darüber sagte, aber nach einiger Zeit sie ihm, nebst einem kleinen Geldbeitrage, gedruckt von der Härtelschen Kunsthandlung wieder zurück gab.

Von dieser Zeit an begann für Thomas ein ganz neues Leben. Er unterstützte seine Mutter und Geschwister reichlich, fiel seinem Wohlthäter nicht mehr zur Last, und nahm an Kenntnissen und Tugenden, so wie an gegründeter Achtung bei Andern, immer mehr zu. Er ward einige Jahre darnach, nachdem er mehrere, theils schwerere, theils leichtere Sachen herausgegeben, und selbst mit großem Beifall eine Oper componirt hatte, auf Campagniolis und mehrerer entscheidender Männer vom Fache Verwendung als Capellmeister am **schen Hofe mit einem ansehnlichen Gehalte angestellt, wo er in Ehre und Achtung, von einem zahlreichen Kreise von Kindern umgeben, lebte, nachdem er noch die für ihn unaussprechliche Freude genossen, nicht nur seine alte Mutter in ihrer immer zunehmenden Schwäche bei sich verpflegt, sondern auch seine zwei Schwestern anständig versorgt zu haben.

9. Wir finden sehr häufig in der Geschichte, daß zwar arme, aber lernbegierige Jünglinge durch ihre Liebe für die Wissenschaften und durch rastlosen Fleiß zu Gelehrsamkeit, Wohlhaben-

heit und Würden gelangen, wie wir zum Theil schon gehört; doch will ich euch noch mehrere Lebensgeschichten erzählen, um euch zu einem unermüdeten Fleiße in Erlernung Alles Guten zu ermuntern.

Johann Franz Marmontel war am 11ten July 1719 im Städtchen Vort, in Limoussig, im kleinen Hause eines armen Schneiders geboren. Diese engen Schranken hatten aber den kräftigen, aufstrebenden Geist keineswegs unterdrücken können. Von freundlichen Nonnen lernte der Knabe lesen, von einem wohlhabenden Geistlichen Latein, besuchte hernach durch Verwendung edler Freunde die Jesuitenschule zu Mauriol, und gewann, da die inwohnende Kraft sich immer freudiger regte, eine solche Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, daß er nun um keinen Preis mehr im Comtoir eines reichen Kaufmanns zu Clermont, wohin ihn der alte Vater gebracht, auf die Länge geblieben wäre. Er eilte nach Mauriol zurück, ergriff seine lieben Bücher mit erneuerter Liebe, sorgte für die nöthigsten Bedürfnisse durch Unterricht, welchen er Schwächern ertheilte, und hatte, als kaum zwanzigjähriger Jüngling, bereits solche Fortschritte gemacht, daß er zu Toulouse als öffentlicher Lehrer auftreten und nun von den Ersparnissen seiner Einkünfte der alten, jetzt verwitweten Mutter und den übrigen armen Verwandten zu Vort eine für diese sehr bedeutende Unterstützung konnte zukommen lassen.

Während auf diese Weise Marmontels edles und frommes Herz der schönsten und reinsten Freude in Erweisung kindlicher Dankbarkeit genoß, strebte er aber auch, getrieben vom inwohnenden Geiste, nach dem Glanze, den die schönen Künste verleihen, und widmete ihnen jede Stunde, welche seine übrigen Berufsarbeiten ihm nur irgend frei ließen. Sein günstiges Geschick fügte es, daß er dem berühmten Voltaire bekannt wurde; und dieser zeigte ihm die Bahn, worauf auch nun er mit Ehren wandeln sollte, — die Dichtkunst, — und leitete ihn auf denselben durch weisen Rath. So verließ nun Marmontel, weil Voltaire es wünschte, das dunkle Land und begab sich nach dem großen Paris, wo er als Hofmeister in einem reichen Hause sein Unterkommen fand. Durch schöne Gedichte, wodurch er

öffentliche Preise gewann, besonders in den Blumenspielen von Toulouse, wurde er am königlichen Hofe bekannt, und erhielt nun bald eine Anstellung, die ihm nicht nur einen anständigen Gehalt gewährte, sondern auch, was ihm das Liebste war, außer zwei amtlichen Geschäftsstunden, die ganze übrige Zeit frei ließ. Er war nämlich Secretair bei dem Baureisen zu Versailles, mit 1500 Livres Pension. Wie trefflich Marmontel seine übrige Zeit benützt habe, bezeugen seine um diese Zeit erschienenen, berühmten moralischen Erzählungen. Nicht lange nachher, im Jahre 1758, ward ihm die Herausgabe des *Mercure*, eine Art Zeitung, übertragen; er gewann mit diesem Privilegium 40,000 Livres. Eine sehr lustige, spöttische Nachbildung einer Scene aus dem Gedicht *Linna*, worin ein Vornehmer angegriffen und bekränzt war, wurde ihm fälschlich zugeschrieben; um ihn dafür zu bestrafen, verlor er das Privilegium und wurde auf einige Zeit in die Bastille, ein großes Gefängniß, gesetzt. Allein sein Ruf, den er sich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten erworben hatte, hob ihn bald wieder empor; es wurde ihm die Stelle eines Historiographen (Geschichtschreibers) von Frankreich, eine ausgezeichnete Stelle, übertragen, und später ward er Secretär der Academie. Jetzt erstieg er durch eine vortreffliche dichtersche Schilderung, *Belisair*, den Gipfel des Ruhmes. Kaiserin Katharina II. selbst übersetzte diese inhaltreiche Dichtung in das Russische, und das ganze gebildete Europa war entzückt. Unter den Stürmen der französischen Revolution wurde Marmontel hart bedröht, und am Ende zog er sich nach Abbeville im Departement der unteren Seine (Obern) zurück, woselbst er 1799 unter einem Strohdach, wo er einsam, arm und vergessen gelebt hatte, starb. Auch dieses ausgezeichneten Mannes Glück zertrümmerte jene furchtbare Staatsumwälzung.

10. *Mattheus Prior* wurde im Jahre 1664, nach einigen zu Winborn in Dorsetshire geboren. Er war der Sohn eines Tischlers. Nach dem Tode seines Vaters, der früh erfolgte, nahm ihn sein Oheim, ein Weinschäufel, zu sich, und sorgte väterlich für ihn. Er schickte ihn in die Westminster-Schule, wo er sich bald zu seinem Vortheile auszeichnete. Nach wenigen

Jahren nahm ihn sein Oheim aus der Schule, damit er ihm bei seinem Erwerbe zu Hilfe kommen sollte; in müßigen Stunden aber beschäftigte er sich noch mit dem Lesen der griechischen und römischen Schriftsteller, wodurch er sich auch bei den angesehenen und gebildetsten Männern, welche seines Oheims Haus besuchten, in Achtung setzte. Eines Tages, da der Graf von Dorset mit andern angesehenen Männern zugegen war, fiel das Gespräch auf eine Stelle in einer der Oden des Horaz, und die Gesellschaft war in ihren Meinungen darüber getheilt. »Ich sehe —« rief darauf einer von den Anwesenden an, »daß wir in unsern Urtheilen nicht wohl übereinstimmen werden; wenn ich aber nicht irre, ist ein junger Mensch hier im Hause, welcher uns Aufschluß geben kann.« Man rief den jungen Prior, und ersuchte ihn, sein Urtheil über die streitige Stelle zu sagen. Er that dies mit eben so vieler Gründlichkeit, als Bescheidenheit, und der Graf von Dorset beschloß von diesem Augenblicke an, ihn aus dem Stande, worin er sich befand, in eine Lage zu versetzen, in welcher er seine Fähigkeiten noch mehr ausbilden und seine Kenntnisse noch mehr erweitern könnte. Er schickte ihn nach Cambridge, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft am Fluße Cam, berühmt wegen ihrer Universität, und ließ ihn dort auf seine Kosten studieren. Dieses Glück hatte der junge Matthews Prior nur seinem Fleiße zu verdanken; denn hätte er nicht mit Eifer und Anstrengung die römischen und griechischen Schriftsteller studiert, so wäre er auch nicht im Stande gewesen, bei jenem Streite ein gründliches Urtheil zu fällen.

Prior fuhr auch fort, unermüdet fleißig zu studieren. Nachdem Jacob II. abgesetzt, und Wilhelm III., der damalige Statthalter der Niederlande, zum Könige erwählt war, und die ganze englische Staatsverfassung unverändertlich festgesetzt wurde, brachte der Graf Dorset dem jungen Prior an den Hof. Durch dessen fernere Verwendung wurde er zu Staatsgeschäften gebraucht, und er war ein eben so geschickter Geschäftsmann, als sehr guter Dichter. Er wurde in mehreren diplomatischen Geschäften als Secrétaire gebraucht. Als solcher begleitete er den englischen Gesandten, Lord Portland, nach Paris. Auch König Wilhelm

schenkte ihm sein Vertrauen, und übertrug ihm sehr wichtige Geschäfte. Doch hörte Prior nicht auf, auch unter den ernstesten Geschäften zu dichten, und gab mehrere herrliche Gedichte heraus. Er kam dann wieder als Gesandter nach Paris zurück; jedoch ohne den Titel zu führen; denn der Herzog von Schwereburg, der in dieser Eigenschaft dorthin kam, weigerte sich, diesen Titel mit einem Manne von so geringer Geburt zu theilen. Prior besaß jedoch das Vertrauen des französischen Hofes, und wurde immer mit den schönsten Ausrüstungen beehrt. Nachdem Georg I. zur Regierung gekommen war, verlor er seinen Dienst, und wurde sogar gefänglich eingezogen, erhielt aber bald seine Freiheit wieder. Er trat in den Privatstand zurück und verwendete die Zeit zu schönen Arbeiten und Dichtungen. Lord Harley überließ ihm den lebenslänglichen Ruggebrauch von Downhall in Essex; so sehr ehrte dieser Edle den geschickten und fleißigen Prior. Dieser wollte sein Alter auf die Abfassung der Geschichte seiner Zeit wenden; aber eine schleichende Krankheit endigte im Jahre 1721 sein Leben zu Wimpole, dem Wohnsitz des Lords Orford. Er wurde von allen, welche Fleiß lieben, sehr geschätzt, in der Westminsterabtey beerdigt.

11. Johan Racine (Rafan) wurde zu Ferté-Milon geboren und erhielt seine Erziehung in der Abtey Port-Royal des Champs. Schon hier zeigte er seine Liebe zu den Werken alter dramatischer Dichtkunst, und zum Theil die Richtung, die sein Geist einst nehmen würde. Ein außerordentlicher Fleiß zeichnete ihn vor allen Schülern immer aus; er las besonders die Schriften des griechischen Trauerspiel-Dichters Euripides, der sein Liebling war, mit solchem Eifer, daß er jede Freistunde nur bei und mit ihm zubrachte. Schon als Jüngling verfertigte er Gedichte, die für die Zukunft zu großen Erwartungen berechtigten. Als im Jahre 1660 alle französischen Dichter die Vermählung Ludwigs XIV. mit Maria Theresia, der Tochter des spanischen Königs Philipp IV. besangen, ansetzte sich auch der junge Racine unter sie. Er dichtete eine herrliche Ode, welche mit so allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde, daß man darüber alle andern Gedichte vergaß. Er erhielt dafür vom Hofe ein Jahrgeld von 600 Livres und ein Geschenk

von 10 Louisd'or. Von nun an lebte er in Paris, widmete sich ganz der Dichtkunst, und fing an, sein bedeutendes Talent als Schauspiel-Dichter zu entwickeln. Er arbeitete für die Bühne und mit so glücklichem Erfolge, daß die Stücke, welche er lieferte, sehr geschätzt wurden, und noch immer geschätzt zu werden verdienen. Er wurde vom Könige von Frankreich aufgefordert, die Geschichte seiner Regierung zu schreiben, erhielt vom Hofe ansehnliche Geschenke, und erwarb sich, nebst einem bedeutenden Vermögen, den Ruf eines ausgezeichneten Mannes. Er starb den 22. April 1699.

Es ist gewiß, liebe Kinder, daß wir ohne Fleiß und Mühe nichts erhalten. Wohlseyn und Achtung sind der Preis, den wir durch Arbeit und Anstrengung verdienen. Wirket also, arbeiteth, lernet, so viel ihr vermöget; dann wird auch euch die Lebenssonne heiter scheinen und untergehen.

12. Johann Adam von Zästätt war der Sohn eines Schmiedes, und auch zu diesem Handwerke bestimmt; allein sein Genie und reger Geist trieb ihn zu den Wissenschaften. Von dem Jahren seiner Jugend an machte er sich schon mit dem rühmlichsten Fleiße mit den griechischen und römischen Schriftstellern innig vertraut. Den ersten Grund legte er zu Mainz. Von da ging er mit einigen Empfehlungsschreiben an den berühmten Mathematiker Varignon nach Paris. Dieser Brief war, außer seinem Kopfe, beinahe das einzige Mittel, das er zu seiner Unterstützung mitbrachte. Hier legte sich Zästätt vorzüglich auf Mathematik. Plötzlich wurde der junge Pariser Student französischer Soldat, und bald darauf trat er in kaiserliche Dienste. Bonneval, ein Mann, der sich dadurch bekannt gemacht hat, daß er die christliche Religion verließ, und die mohamedanische annahm, sah einst den Zästätt als Schildwache das Gewehr bei Seite stellen, und ein Buch aus der Tasche ziehen, in welchem er auf seinem Posten lag. Bonneval trat näher hinzu, untersuchte das Buch, und fand, daß es der Telemach war; und als Zästätt zugleich den Homer und Horaz hervorzog, so wurde er ganz von demselben eingenommen. Der junge Zästätt wurde sein Sekretair, und ging mit ihm nach Venedig; nach Konstantinopel aber ihn zu begleiten, konnte Bonneval ihn nicht be-

reden. Er eilte vielmehr nach England, so sehr es ihm auch an Unterstützung fehlte. Dies nöthigte ihn auch, vorher in Holland durch Unterricht einiges Geld zu erwerben. In London, wohin Jßstatt später ging, hing er eine Tafel vor sein Quartier, mit der Aufschrift: „Hier lernt man Mathematik, Griechisch und Latein.“ Es that gute Wirkung. Er bekam viele Schüler, und also auch Geld zu seinem Unterhalte. Nun durchkreuzte er Schottland und Irland. Doch ging er im Jahre 1725 schon nach Deutschland zurück, studirte in Marburg die Mathematik, und ging endlich nach Mainz, um dort eine Bedienung zu suchen. Anfänglich wollte es ihm nicht gelingen, bis er die Bekanntschaft des Grafen Stadion machte. Diesem Gönner hatte er in der Folge sein ganzes Glück zu verdanken. Jßstatt erhielt gute Anstellungen, zeichnete sich durch Fleiß und Genauigkeit in seinen Arbeiten aus, wurde in den Adelsstand erhoben, kurfürstlich-bayerischer Geheimrath, und Direktor der Universität zu Ingolstadt.

13. Von ganz unbemittelten Aeltern war Daniel Schwarzkopf in Leipzig geboren, die ihm auch schon in früher Jugend durch den Tod entrißen wurden. Ein Menschenfreund nahm den armen Waisen an, schickte ihn zur Schule, und ließ ihn im Rechnen und Schreiben unterrichten. Nach seiner Confirmation brachte man ihn bei einen Buchdrucker in die Lehre, deren in Leipzig sehr viele sind. Mit großer Freude und unermüdetem Eifer lernte er die Buchdruckerkunst, und war bald ein ziemlich fertiger Gezer. In wenigen Jahren verdiente er sich mit seiner Kunst wöchentlich 4 — 5 Thaler, von denen er kaum einen verzehrte; das Uebrige legte er zurück. Sein Hauptgewinn bestand aber darin, daß er nicht, wie andere seiner Kameraden, sein Geschäft nur mechanisch betrieb, und von dem, was er setzte, kein deutliches Bewußtseyn hatte; sondern daß er sich alles tief einprägte, und über alles nachdachte, was er gesetzt hatte. Dadurch gewann er außerordentlich an Bildung des Geistes. Da Leipzig der Hauptort des literarischen Verkehrs ist, so waren ihm in Zeit von 8 bis 10 Jahren eine Menge der besten Schriften durch die Hand gegangen. Die Titel von allen, selbst von angeführten Schriften, bemerkte er sich schrift-

lich, und so war er, durch Fleiß und Sparsamkeit, allmählig nicht nur zu einigen hundert Thalern Geld, sondern auch zu einer großen Bücherekenntniß gelangt. Um indeß eine eigene Offizin zu begründen, dazu war dieß Vermögen nicht hinreichend, und seine Kunst würde ihn erst im späten Alter dieß Ziel haben erreichen lassen.⁹ Er beschloß also durch einen andern Weg dem Ziele näher zu kommen. Er stieg einen Handel mit alten Büchern an, kaufte aus Versteigerungen wohlfeil das Beste zusammen, trug es dann in Leipzig und der Gegend, so wie in den benachbarten sächsischen und böhmischen Ländern, auf dem Rücken umher. Da er Kenntnisse hatte, und nur brauchbare und wohlfeile Bücher kaufte, setzte er immer schnell, und meistens mit doppeltem Gewinn, seine Waare wieder ab.

Zehn Jahre hatte er dieß Geschäft betrieben, und dadurch einige tausend Thaler gewonnen. Jetzt kaufte er eine Buchdruckerei mit allem Geräthe, zeichnete sich durch Billigkeit und und schöne Arbeit aus, und ward bald jener Buchdrucker, welcher die meisten Pressen beschäftigt hatte. Der gewöhnliche Wirkungskreis des Buchdruckers war ihm indeß zu eng; er dachte nicht bloß Schriften zu drucken, sondern die Kunst auch auf Musikalien und Noten auszudehnen. So ist der rege Geist nie ruhig über das, was er sich schon erworben hat; immer sucht er dasselbe noch zu verbessern und zu vergrößern. Nach unendlichen Versuchen und Anstrengungen seines mechanischen Genies gelang es ihm endlich, dieses große, von allen Zeitgenossen bewunderte Werk zu Stande zu bringen. Er nahm auch wissenschaftliche und musikalische Werke in Verlag, und wurde zugleich einer der ersten Buchhändler. Sein Name wurde in allen Zeitungen, in allen Schulen genannt, und als er endlich im Greisenalter starb, hatte er, der nie Vermögen geerbt, sondern durch Fleiß alles verdient und erworben hatte, ein Vermögen von 100,000 Thalern hinterlassen.

Ihr sehet hier deutlich, liebe Kinder, daß Jeder, der die Kräfte seines Geistes und Körpers weise und nützlich verwendet, sein Brod sicher erwirbt, und die Hand des Fleißigen reich mache. Arbeit und Mäßigkeit sind unerschöpflichen Goldgruben,

in denen der ärmste Sohn des Landes graben darf, so viel er will; und je fleißiger er ist, desto mehr wird er gewinnen.

14. Wer recht fleißig und arbeitsam ist, kann auch Andern viel nützen.

Ein Vater, Namens Norbel von Sonmoens le Saur hatte übel gewirthschaftet, und war an dem Punkte, seine Güter den Schuldgläubigern abzutreten. Er hatte mehrere Kinder, darunter auch einen wackeren Sohn. Dieser konnte es nicht über das Herz bringen, daß sein Vater sollte mit Haß und Gut den Gläubigern in die Hände fallen. «Die Schande,» schrie er, «soll nicht über Euch und uns kommen, Vater! Wir wollen Euere Ehre und die unsrige retten.»

Alle Geschwister kamen nun unter einander überein, unter Anführung des ältesten Bruders unermüdet zu arbeiten, um nach und nach den Schuldenstand zu heben. Und wirklich arbeiteten sie auch fast Tag und Nacht, bearbeiteten die Felder, rotteten Dornen und unnütze Heiden aus, und pflanzten fruchtbare Bäume. Die Töchter heiratheten nicht, um durch ihr Erbtheil die Güter der Familie nicht zu schwächen. Das Geschlecht der Norbel wuchs an Ansehen, innerer Kraft, so wie an Vermögen. Norbel der jüngere wurde der Vornehmste seines Dorfes, und einzig durch seinen Fleiß im Landbau sammelte er reine 16000 Thaler, die er seinen Kindern hinterließ.

Arbeitschweiß an den Händen bringt mehr Ehre, als ein goldener Ring am Finger. Fleiß ist der Weg zu Brod und Achtung.

15. Auf welcher hohen Stufe wissenschaftlicher Bildung sich auch Personen des weiblichen Geschlechtes erheben können, wenn sie durch rastlosen Fleiß ihre von Gott ihnen gegebenen Talente gut und nützlich zu verwenden suchen, beweist folgende Geschichte.

Laura Bassi wurde im Jahre 1711 zu Bologna, einer schönen Stadt im Kirchenstaate, geboren. Ihr Vater, Gerichtsrath daselbst, ließ seine Tochter in allen Geschäften, die der Bestimmung des weiblichen Geschlechtes angemessen sind, erziehen. Aber Laura's anstrebbender Geist ließ sich nicht lange

in diesen engen Schranken halten; sie fühlte in sich Kraft genug, eine höhere wissenschaftliche Bildung zu erwerben, als Jungfrauen gewöhnlich zu thun pflegen. Begierig ergriff sie jedes Buch, verwendete alle ihre von den gewöhnlichen Geschäften übrig bleibende Zeit, um ihre außerordentliche Reizung zu den Wissenschaften zu befriedigen. Sie bat ihren Vater, so oft dunkle, ihr nicht ganz verständliche Stellen vorkamen, um Aufklärung, und der gute Vater war auch immer willig, ihre rühmliche Wißbegierde zu befriedigen. Rann hatte Laura diese Bahn angetreten, als sie mit Riesenschritten dem vorgelegten Ziele zueilte. Der Fortgang in ihren philosophischen Studien war schneller, als es ihre Lehrer nur irgend erwarten konnten, und sie setzte diese dadurch in die höchste Verwunderung. Nach Verlauf einiger Jahre wollte sie sich öffentlich hören lassen, jedoch nur vor einer kleinen Zahl wirklich gelehrter Männer; denn ihre Absicht war nicht, zu glänzen mit ihren Wissenschaften, sondern sich zu prüfen, wie weit sie durch ihren Fleiß gekommen wäre. Es geschah, und die außerordentliche Gelehrsamkeit dieses sehr jungen Frauenzimmers setzte alle Anwesenden in Erstaunen, besonders da man von ihren großen Talenten vorher wenig oder gar nichts gehört hatte. Denn Laura hatte, was aus ihren Charakter ein sehr vortheilhaftes Licht wirft, nie die Eitelkeit gehabt, mit ihren Kenntnissen zu prahlen. Jetzt verbreitete sich der Ruf dieses ungewöhnlich gebildeten Mädchens in der ganzen Stadt Bologna. Der berühmte Sternkundige Manfredi berichtet, daß vielleicht kein Punkt in der alten und neuen Philosophie sey, worüber sie nicht disputirt, und die ihr vorgelegten schweren Materien in so schöner Ordnung, mit einer so anständigen Freiheit und einer solchen vortrefflichen Deutlichkeit und Bedachtsamkeit auseinander gelegt habe, daß ihre Widerlegungsgründe von weit größerem Gewicht, als die ihrer Gegner, zu seyn schienen, und diese insgesammt überzeugten und zum Nachgeben nöthigten.

Nach vielem Zureden entschloß sich endlich Laura, eine öffentliche Probe ihrer gesammelten Kenntnisse abzulegen, und in einer feierlichen Disputation zu zeigen, wie weit sie es

gebracht habe, ohne jemals eine ihrer weiblichen Beschäftigungen versäumt zu haben. Der 15. April 1732 war dazu bestimmt, und ein großer Palast war der Ort, wo man dieses seltene weibliche Genie, kaum 21 Jahre alt, in seiner ganzen Größe bewundern sollte. Der Cardinal-Legat, alle Großen der Stadt, die öffentlichen Lehrer der Akademie, und viele Fremde, welche die Neugierde nach Bologna getrieben hatte, fanden sich zur bestimmten Stunde ein. Laura, die junge Philosophin, erschien mit ihrem Lehrer Tacconi, der den Vorsitz führte. Jedem Anwesenden war erlaubt, Gegensätze zu bringen, und Einwendungen zu machen, besonders aber waren sieben gelehrte Männer dazu bestimmt, die Stellen der Gegner zu vertreten. Laura erwarb sich bei dieser Veranlassung durch ihren seltenen Scharfſinn und ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit den ungetheiltesten Beifall, und sie verdiente daher wohl alle die Belohnungen, welche ihr dadurch zu Theil wurden, daß sie in die vom Grafen Marsigli gestiftete gelehrte Gesellschaft aufgenommen ward, und daß die philosophische Fakultät zu Bologna beschloß, ihr die Doktormürde zu ertheilen, und sie zugleich als öffentliche Lehrerin zu ernennen. Man ließ es aber nicht bei diesen Beweisen von gerechter Anerkennung und Würdigung des Verdienstes bewenden, sondern der Rath beschloß, es noch würdiger zu belohnen. Es ward ihr eine Lehrstelle der Philosophie mit einer ansehnlichen Besoldung bestimmt. Doch alle diese glänzenden Ehrenbezeugungen waren für Laura nichts anders, als Aufruf zur fernerer Vervollkommenung in noch weiteren Theilen der Gelehrsamkeit und — zu einer fortschreitenden Veredlung ihres Charakters. Die Algebra war für ihren rastlosen Geist weder zu schwer, noch zu unangenehm; sie übte sich darin mit unermüdetem Fleiße; auch in der griechischen Sprache erreichte sie eine wirklich seltene Fertigkeit. Sie widmete sich endlich noch mit glücklichem Erfolge der Dichtkunst, und machte ein Heldengedicht über die damaligen letzten Kriege in Italien, welches mit allgemeiner Würdigung aufgenommen ward. Im Jahr 1733 besuchte sie die berühmtesten Akademien in Italien, um den Vorrath ihrer gesammelten Kenntnisse noch zu erweitern. Ueberall lenkte sie die Auf-

merksamkeit aller derjenigen auf sich, welche Talente und Bildung zu schätzen wissen. Aber, was vielleicht noch wichtiger ist, und uns diese Jungfrau besonders ehrwürdig macht, ist dies, daß sie weder Stolz auf ihre Vorzüge und Kenntnisse war, noch sich je, bei all ihren gelehrten Arbeiten, den Pflichten ihres häuslichen Berufes entzog.

Später heirathete sie den würdigen Arzt Veratti, und dieser lebte sehr glücklich mit Laura. Denn sie war nicht, wie die Mädchen unserer Zeit, welche sehr leicht üble Hausfrauen und böse Hausmütter werden, wenn sie etwas mehr wissen, als andere Mädchen, oder wohl gar wähnen, durch viel Lesen gelehrt zu seyn. Laura war ganz das, was man von ihrem Herzen erwarten konnte; eine vortreffliche Hausfrau und eben so vortreffliche Mutter von mehreren hoffnungsvollen Kindern, und beglückte ihren Gatten durch ihren herrlichen Character eben so, wie durch ihren hellen Verstand.

*

Dem Fleiße folgt Weisheit, Eccl. 10. 10. — Eßliche Hand macht arm; aber reich macht die Hand der Fleißigen. Sprüchw. 10. 4 und 12. 24. — Im Berufsgeschäfte seyd unverdrossen. Röm. 12. 11. — Wir sollen allem Guten eifrig ergeben seyn. Tit. 2. 14. — Der Faulle stirbt libet seinen Wünschen: denn seine Hände wollen nichts thun. Sprüchw. 21. 25.

Dem Fleiße ist zu jeder Zeit
Gewisser Lohn beschieden;
Und schmückt ihn auch kein Außenkleid,
So ist's doch inn'rer Frieden.
O daß ich stets nach wahrer Weisheit strebte,
Und reger Fleiß in meinem Herzen lebte.

Siehe auch die Artikel Arbeit samkeit und Talente.

F r e u n d s c h a f t .

Wir sollen alle Menschen, selbst unsere Feinde lieben; aber wir lieben doch diejenigen mehr, welche mit unserer Gesinnung übereinstimmen, zu unserem Besten rathe, es unterstützen, und uns alle Beweise der Hochachtung und des Wohlwollens geben; solche Menschen nennen wir Freunde, und die innige Verbindung, die besondere Hochachtung und Zuneigung für alles Wahre und Gute und Schöne gleichgestimmter Seelen zur herzlichsten Theilnahme an allen Leiden und Freuden des Lebens, und zur willigsten Erfüllung aller Pflichten der Menschenliebe nennt man Freundschaft. Sie ist ein höherer Grad der Nächstenliebe, die schönste Verbindung, bei welcher die edelsten Reigungen des menschlichen Herzens wirksam sind, welche von jeher die Pflegerin der erhabenen Tugenden, die Mutter der gemeinnützigsten Thaten, die Geberin der reinsten Freuden war, und die besten Menschen aller Zeiten begeisterte, Hohes und Schweres zu vollbringen. Diese Tugend gründet sich aber nur auf Verstand und wahre Tugend, auf wahre Hochachtung; sie ist uneigennützig, edel und unpartheiisch, erfüllt alle und jede Pflichten, und ist mit wahrer Herzensfrömmigkeit verbunden. Tugend muß der Freundschaft vorausgehen, sonst würde niemals wahre Freundschaft, sondern vielmehr Heuchelei, Eigennutz, List und Betrug daraus entstehen.

Freundschaft, im reinen Sinne, ist jedem guten Menschen Herzensbedürfnis. Wer ohne Freund ist, lebet nur halb. Das könnt ihr daraus entnehmen, Kinder, daß das größte Glück, die größte Freude seinen Reiz verliert, wenn ihr es nicht mit Jemanden theilen könnt. Freundschaft ist gewiß der größte Schatz des Lebens für jene, die ihn im treuen Herzen zu bewahren wissen. Darum sagt auch ein gemüthlicher Dichter:

Freundschaft macht die Menschen
Gottes Engeln gleich,
Macht sie froh im Kummer,
In der Armuth reich;

Und an ihrem Stabe wandeln wir zum Grabe, und es ist uns
 ein Trost, zu dem Freunde, der es ist, zu sagen: Du
 lebst, und unsere Freundschaft fort, und es ist uns
 ein Trost, nicht jeden ist wirklich unser Freund, der sich
 für uns gibt. Die Menschen verstellen sich oft, heucheln liebes-
 volle Gesinnungen, um dieses oder jenes damit zu trieben
 oder wohl gar Unschuld und Tugend zu verderben. Darum
 müßte ich in dem Wahl einer Freundschaft, einem Vertrauen
 und Gesellschafter sehr behutsam seyn. Prüfet sie vorher sehr
 genau, und öfnet nicht jedem das Herz, und wer es
 freundlich gegen euch ist. Prüfet ihre Sitten, ihre Tugenden,
 ihre Verhältnisse. Eine Freundschaft, deren Grund nicht ist
 göttlich und Menschlichkeit, ist nicht, und wird nicht die
 Quelle von unzähligen Tugenden und Widerstandigkeiten. Aber dem ge-
 rechten Freunde vertrauet man ganz, dem kann man schon
 Schweigen eines edlen, wahrhaftigen Tugendmenschen ge-
 hört. Der wahre Freund ist wahrhaftig, schmerzhaftig, un-
 terdrückt, er zeigt offen die Absichten, die ihm die Freun-
 de, er zeigt sich selbst, dessen Fehler, die der Welt nicht be-
 kennen, und die Wohlthaten, die er gegen Jedermann. Sein
 rechtliches Herz, geistlich, im Hingange, im Glück, im Gefah-
 ren, im Unglück, immer ist, er ist mit ihm zu helfen, und
 zu nehmen, selbst aufzugeben, bereit. Wer so brüderlich han-
 delt, wer so mit einem Gesinnungsgenossen ist, der
 auch sein Herz schenkt, ist dann ein erwählter Freund; ihm
 schenket wieder sein Herz. Er sey der Spiegel, in welchem
 ihr alle Flecken eurer Seele sehen könnt; denn kein wahrer
 Freund bessert den Freund durch Liebeswort und tröstet Wort.
 Hüte euch, jeden, den aus Eigennutz, Verwandtschaft oder
 aus Nebenabsichten mit euch umgibt, für einen wahren Freund
 zu halten. — Wählet euch aber Jemand zum Freunde nach
 edlen Absichten, und schenket er auch sein Herz, sein Vertrauen,
 so liebet ihn innig, sehet ihm freu, gefällig, zu trauend, ver-
 schwiegen, offenherzig, doch immer mit Vorsicht, daß die Grän-
 zen der Sittlichkeit und wechselseitigen Achtung nicht über-
 schritten werden. — Er sey euer zweites Selbst, und die Fre-

gend enere gemeinschaftliche Freundin. Haltet fest an ihm, und gebet ihn bei allem Wechsel des Schicksals ohne Noth nicht auf. Die Welt ist ja so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber gie und da Jemand zu wissen, der mit uns überfluthirt, mit dem wir stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdennund erst zu einem bewohnten, freundlichen Garten.

Nun will ich euch von solchen Kindern erzählen, welche in wahrer, reiner und thätiger Freundschaft mit einander lebten, damit ihr in ihre Fußstapfen treten möget. Wir haben schöne Bäume derer Freundschaft, welche sich durch wahre, innige Liebe, Sorgfalt, Unterschätzung und Treue, selbst mit großen Opfern in Noth, Gefahr im Tode bewiesen hat.

Zwei Schüler des Weltweisen Pythagoras hatten unter sich eine innige Freundschaft geschlossen. Sie hießen Damon und Pythias, aus Syracus gebürtig. Sie sind als seltene Muster uneigennütziger Freundschaft berühmt geworden. Pythias war ansehnlich, ein Tyrann, zum Tode verurtheilt worden; allein Damon leistete Bürgschaft für ihn, weil Pythias nach Hauss gehen und seine Angelegenheiten persönlich in Ordnung bringen wollte. Damon ging für den Freund gerne in das Gefängniß, und hatte versprochen, für Pythias den Tod zu leiden, wenn dieser zur bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt seyn würde. Pythias war nun seinem Wörbchen entgangen, und konnte, wenn er treulos gegen seinen Freund handeln wollte, frei bleiben. Alle, und besonders der Tyrann, dachte auch nichts anderes, als daß er nie mehr kommen würde. Aber Pythias dachte nicht so.

Unermartete Hindernisse verzögerten seine Rückkunft; der bestimmte Tag, da er wiederkommen sollte, war gekommen, aber Pythias war noch nicht erschienen. Jedermann spottete über den Zurückgebliebenen, als über einen thörichten und verwegenen Bürger. Aber Damon blieb inwar dabei, er habe von der Beständigkeit und Treue seines Freundes nichts zu fürchten, gewiß komme er. Schon wandelt der edle Damon gedroht und fest überzeugt von der treuen Liebe seines Freundes dem Richtplatze zu; schon beginnt das Volk laut zu murren,

und den leichtgläubigen Damon zu beklagen: als plötzlich Pythias durch die Haufen des Volkes seinem Freunde in die Arme stürzt. Der edle Wettkampf, der sich nun zwischen beiden erst entspannt, indem Jeder für den Anderen sterben will, rührt alle Anwesenden, und sie zerfließen in Thränen. Selbst Dionysius tritt hinzu, beschämt und gerührt durch die außerordentlichen Treue dieser beiden jungen Freunde. Er schenkte dem das Leben, dem er den Tod zugebacht, und bat sie noch, ihn als den dritten Freund in diesen schönen Freundschaftsbund aufzunehmen. Die Antwort, die sie ihm gaben, zeigte von ihrer edlen Denkungsart: „Du kannst es dir versprechen,“ sagten sie, „wenn du dich unserer Freundschaft würdig machst.“

Wer die Erzählung in schönen Versen lesen will, lese Schillers treffliche Ballade, die Bürgerschaft, zu welcher diese Geschichte den Stoff gab. Wabelich, Freundschaft giebt dem Leben Werth und Bedeutung; ohne sie hat das menschliche Daseyn nicht vielen Werth. Keine Freundschaft ist allen Gaben der Versuchung gewachsen, und gegen eine Welt nicht feil.

2. Antiphilus und Demetrius von Sunian waren vereint erzogen worden, und schlossen in zarter Jugend untereinander den Bund inniger Freundschaft. Als sie herangewachsen waren, und mit den Wissenschaften sich mehrere Jahre beschäftigt hatten, unternahmen sie miteinander eine Reise nach Egypten. Antiphilus wollte dort die Heilkunde studieren, Demetrius sich der Weltweisheit widmen. Während dieser sich beschäftigte, die Alterthümer des Landes kennen-zu lernen, und bereits seit sechs Monaten den Nil, einen der merkwürdigsten Flüsse der Erde im Osten von Afrika, beschrift hatte, begegnete dem Antiphilus, dem die Hitze und Beschwerlichkeiten der Reise nicht zusagten, ein Zufall, der ihn die Abwesenheit seines Freundes stark fühlen ließ.

Einer seiner Sklaven hatte sich zu einer Räuberbande gesellt, und mit ihr den Tempel der Anubis, einer der vornehmsten Gottheiten der Aegypter, welche anfangs unter der Gestalt eines Hundes, nachher in menschlicher Gestalt mit einem Hundskopfe verehrt wurde, geplündert, dessen Bildsäule Ge-

mit mehreren andern kostbaren Gegenständen forttragen; und mehreres unter das Bettlager des Antiphilus verdeckt hatten. Beim Verkaufen einiger der gestohlenen Stücke wurden die Räuber entdeckt, gefänglich eingezogen, und verurtheilt, bei dem Verhöre den Sklaven, der, wie sein Herr, verhaftet wurde. Man suchte den Raub, fand ihn, und Herr und Sklave wurden in den Kerker geworfen. Niemand aus den Freunden des Antiphilus wollte ihm, als beschuldigten Räuber, beistehen; Alles verließ ihn. Selbst die Gefängnißwärter glaubten ihrem Gott einen gefälligen Dienst zu erweisen, wenn sie ihn recht unthätig mißhandelten, und ihn nicht einmal zum Verhöre führten, um sich rechtfertigen zu können. Kummer und Elend zogen dem guten Antiphilus eine schwere Krankheit zu. Nebst diesem mußte er am Tage einen schweren eisernen Ring um den Hals tragen, mit dem er an die Wand gefettet war, zur Nachtzeit aber nur den beide Füße an einen Block angeschlagen, damit er sich nicht rühren und nicht schlafen könne. Auch lag er unter vielen andern Verbrechern, und der Ort war voll der unreinsten Dünste. Bald konnte er keine Nahrung mehr zu sich nehmen, und er wünschte nichts mehr, als daß der Tod seinen Leiden bald ein Ende setzen möchte.

Da erschien Demetrius glücklicherweise, wußte aber noch nichts von den Leiden seines Freundes. Zufällig erfuhr er dessen traurige Lage, und eilte sogleich in das Gefängniß. Es war Nacht; die Wachen versagten ihm den Zutritt; unruhig wartete er bis zum Morgen vor dem Gefängniß. Am andern Morgen wurde er endlich eingelassen; und — kaum erkannte er seinen geliebten Freund wieder. Welch ein Anblick! — Stummer Schmerz ergriff beide, als sie sich sahen, und sie sanken bewußtlos nieder. Die Gefängnißwärter bringen beide ins Leben zurück. Demetrius tröstet seinen unglücklichen Freund, und gibt ihm sein Einziges, den Mantel, und eilt in den Seehafen, um als Lastträger so viel zu verdienen, daß er doch ein wenig das traurige Loos seines unglücklichen Freundes mildern könne. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete er ohne Rast, schläft außer den Thoren im Freien; aber die geldgierigen Gefängnißwärter nahmen ihn

die Hälfte seines Verdienstes, und da einer der Gefangenen Gift bekommen hatte, wurde auch ihm der Eintritt in das Gefängniß für immer versagt.

Demetrius gerieth fast in Verzweiflung; ohne seinen geliebten Freund konnte er nicht leben. Er faßte daher den großen, außerordentlichen Entschluß, sich als Mitschuldigen des Tempelraubes anzugeben, um an der Seite seines Freundes seyn, sein Schicksal mit ihm theilen, und mit ihm — sterben zu können. Wer beschreibt wohl die Scene eines solchen Wiedersehens im dampfenden Kerker! — Bald lagen die treuen Freunde neben einander im Kerker, in schwere Ketten geschlagen, und trösteten sich wechselseitig, und jeder war mehr für die Erhaltung seines Freundes, als für seine eigene besorgt. Demetrius fiel auch bald in eine schwere Krankheit; aber — bald sollte den edlen Fremden die Stunde der Errettung schlagen. Ein Gefangener hatte sich eine Feile zu verschaffen gewußt, mit welcher sich Alle ihrer Ketten entledigten, die Wächter tödteten und flohen; bald aber wurden sie wieder eingefangen und in noch schwerere Ketten geschlagen. Nur die beiden treuen Freunde blieben ruhig im Kerker, und hielten den Sklaven fest, der das Verbrechen verübte, dessen sie beschuldigt waren.

Der Gouverneur von Egypten wurde von diesem Vorfalle in Kenntniß gesetzt; sie erhielten die Erlaubniß, sich rechtfertigen zu dürfen, bewiesen ihre Unschuld, und erhielten die Freiheit. Erstaunt über eine solche treue, aufopfernde Freundschaft, und solche edle Herzen bewundernd, befahl der würdige Mann, daß dem Antiphilus 200 Drachmen, dem Demetrius aber 200 ausbezahlt werden sollen; Demetrius aber unternahm eine Reise nach Indien, und hinterließ die ganze Summe seinem durch Leiden abgematteten Freunde.

Den Freund erkennt man in der Noth; Antiphilus hat den seinigen gefunden. Hätte Demetrius so viel für ihn thun und sich aufopfern können, wenn er nicht ein tugendhaftes Herz gehabt hätte? — Wahre Freundschaft gedeihet nur auf dem Boden der Tugend und Gottesfurcht.

3. Freundschaft scheuet keine Gefahr, selbst das Leben nicht, um den geliebten Freund zu retten.

Zwei brave Jünglinge liebten sich innig, und schwuren sich ungetrennliche Freundschaft. Antonio hieß der Eine, der andere aber Roger. Sie machten miteinander eine Reise zur See, hatten aber das Unglück, in die Hände von Feinden, und in die Sklaverei zu kommen. Man verkaufte sie auf einem öffentlichen Markte; glücklicher Weise kaufte beide ein Herr. Sie blieben bei einander, was schon ein großer Trost für sie in der Gefangenschaft war, und wurden zu einerlei Arbeit gebraucht. Ihre treue gegenseitige Freundschaft erleichterte ihnen ihr gemeinschaftliches Elend. Sie klagten mit einander, sie sprachen wechselseitig sich Trost und Muth zu; sie unterredeten sich von dem Glücke, welches sie genossen würden, wenn sie jemals wieder in Freiheit kommen sollten, und sie weinten, einer an der Brust des Andern, ihren Kummer und Schmerz aus. Einst mußten sie an einem Felsen arbeiten, welcher unten vom Meere bespült wurde. Da bemerkte Antonio in einiger Entfernung ein Schiff. „Vielleicht, vielleicht kommt Rettung für uns“ — sagte er freudig zu Roger, und zeigte ihm das Schiff. „Hoffentlich ist dieses Schiff ein christliches, fuhr er fort, und wird nahe an dieser Küste vorbei segeln.“ Roger wußte nicht, was sein Freund damit sagen wollte. Antonio erklärte es ihm. „Wenn, sprach er — dieses Schiff nicht weit von unserer Küste ist, so stürzen wir uns von dieser Fels Spitze ins Meer, und schwimmen nach dem Schiffe hin. O theurer Freund, dann sind wir wieder frei!“ Roger wollte nicht in dessen Entzücken einstimmen. „Rette du dich, mein Lieber,“ — sprach er, — „ich werde dann mein Unglück ruhiger ertragen, wenn ich dich nur frei weiß.“

Antonio verstand seinen Freund nicht, bis er hörte, daß derselbe nicht schwimmen könnte. „O, sagte er sodann, ich kann sehr gut schwimmen; du sollst dich an meinem Quertel halten, und wir werden uns beide retten, denn ich bin ja stark.“

Antonio mußte wieder an seine Arbeit, denn die Aufseher sungen an, ihr Gespräch zu bemerken. Roger war in großer

Murube; er wäre so gern frei gewesen, er hatte so sehnliches Verlangen, seine Kellern wieder zu sehen: aber er schauderte vor der Lebensgefahr, die sein Freund zu seiner Rettung übernehmen wollte. Wie leicht konnte ihm die Last zu schwer werden! «Nein, dachte er bei sich, lieber Antonio, rette dich selbst, ich will gerne leiden.»

Nach zwei Stunden war das Schiff sehr nahe gekommen und segelte ruhig an der Küste vorbei. «Jetzt Freund, jetzt ist es Zeit!» rief er. «Deine Hand und — fort!» Roger kränzte sich. «Rette dich allein, mein Freund, sagte er; ich will dir deine Arbeit nicht noch erschweren.» Er fiel ihm mit diesen Worten weinend in die Arme, und ein Strom von Thränen rollte über seine Wangen.

«O theurer Roger, — erwiderte Antonio, — es geht keine Thrauen; wir brauchen in diesem Augenblicke Muth und Entschlossenheit. Zaudern wir noch ein paar Minuten, so sind wir vielleicht auf immer Sklaven. Komm, Freund, wenn du nicht willst, daß ich mich von deinen Augen von diesem Felsen in die tiefe Schlucht hinabstürze, und meinem Leben ein Ende machen soll!» So sehr liebte er seinen Freund, daß er entweder mit Gefahr des Lebens ihn und sich retten, oder sterben wollte.

Antonio umfaßte seinen Freund, der sich zu seinen Füßen geworfen und gefleht hatte, daß er sich allein retten möchte. Sah man je einen edleren Wettstreit? — Aber Antonio umschlang ihn mit seinem starken Arme, und in vollem Laufe erreichte er mit ihm den Gipfel des Felsens, und stürzte sich muthig in die Fluthen hinab. Im Hinabspringen hat Antonio seinen Freund, sich nur fest an seinem Gürtel zu halten. Beide wurden tief in das Meer untergetaucht; aber bald kamen sie wieder auf der Oberfläche desselben zum Vorschein, und Antonio arbeitete mit unglaublicher Anstrengung, um bald das Schiff zu erreichen.

Jetzt bemerkte man auch auf dem Schiffe den Vorfall, obwohl man nicht wußte, was man davon denken sollte. Die Aufseher der Sklaven hatten aber auch die Flucht der beiden Freunde bemerkt, und sie sprangen in ein Boot, welches am

Ufer Rand, wo die Flüchtlinge wieder einzuholten. Antonio, welcher die Gefahr bemerkte, verdoppelte seine Kräfte, um den Verfolgern zu entkommen. Auch Roger hatte die Gefahr wohl entdeckt, in welcher sie schwebten; denn er hatte sich umgesehen, und war ihrer Verfolger gewahr geworden. — „Nette dich, Theurer, rief er seinem geliebten Freunde zu, — ich mache es dir nur schwer!“

Als diesen Worten ließ Roger den Gürtel fahren, und saß unter Antonio stürzt ihm nach, und ergriff ihn vor seinem Weide bleiben. Eine Zeit lang, unsichtbar unter dem Wasser, und so wußte das Boot ihrer Verfolger nicht, wo sie seyn müßten, und hielt einige Zeit angewißt still. Inzwischen hatte man aus vom Schiffe ein Boot ausgesetzt, nach rudernd herank. Nach einer kurzen Zeit erscheint Antonio wieder mit seinem theuren Freunde auf den schäumenden Wellen, und das Boot tritt ihm entgegen. Aber die Anstrengung war zu groß; seine Kräfte waren alle erschöpft. Man rufft ihm aus dem Boot zu; er sagt sich nichts, ruft alle Kräfte zusammen, kämpft gegen die Wellen, ermattet wieder, und wird so eben verladen, als das Boot da ist, und die Leute in demselben die treuen Freunde zu sich hineinziehen. Beide schienen dem Tode sehr nahe zu seyn. Antonio hatte nur noch so viel Kraft, zu rufen: „Hilf meinem Freunde!“ und fiel dann bewußtlos darnieder. Roger lag schon für todt da.

Man suchte beiden zu helfen, und Rogerehrte zuerst ins Leben zurück. Wie erschrocken, als er seinen Nette erblickt zu seinen Füßen sah! Er wies sich mit lauter Klage auf den erstarrten Körper seines Freundes, und erfüllte die Luft mit seinem Wehklagen. Endlich, nach langer Mühe, holte Antonio wieder Athem, und nun war Roger vor Freunden außer sich. Man verdoppelte jetzt die Bemühung, durch Reiben und Erwärmen den Erstarrten zum völligen Leben zu bringen; und es gelang, Antonio öffnete seine Augen wieder, und erhob sich langsam.

Als er zum vollen Bewußtseyn und zur vollen Ueberzeugung gelangt war, daß er in den Händen menschenfreundlicher Helfer sey, — da fielen sich die treuen Freunde in die Arme,

umschlangen sich fest, und regten sich mit Thränen der Freude. So kamen sie an das große Schiff. Die rohesten Matrosen hatten Ehrfurcht vor ihrer treuen Freundschaft und beeiferten sich um die Bette, ihnen Dienste zu erzeigen. In wenigen Tagen hatten beide ihre Kräfte wieder vollkommen erhalten, und mit Hilfe des Schiffshauptmanns, der ihrer treuen Freundschaft sich freute, und sie wohlwollend unterstützte, kamen sie bald darauf glücklich und wohlbehalten in ihrem Vaterlande an. Ihr Schicksal, ihre treue, aufopfernde Freundschaft erregte überall Bewunderung und Theilnahme, und lange noch sprach man von diesen Freunden in der ganzen Gegend, und die Aelteren erzählten ihre Geschichte den Kindern, und schlossen allezeit mit den Worten: wie glücklich ist der Mensch, der einen wahren, treuen Freund hat!

4. Dem treuen Freunde ist kein Opfer zu schwer, keine Mühe zu groß, um dem Freunde Gutes zu erweisen.

Elermont, ein edler Jüngling, befand sich in einer Erziehungsanstalt zu Colmar im Elsaß. Seine Mutter lebte, von ihrem Gatten verlassen, in Armut, und ein edelmüthiger Jüngling zahlte für Elermont das Kostgeld. Leider starb aber dieser Wohlthäter kurze Zeit vor vollendeter Erziehung des Jünglings, ohne für dessen fernere Versorgung etwas verfügen zu können. Nach dem Tode des Edelgestimmten sah nun der gute Jüngling wohl ein, daß seine arme Mutter die Kosten zu seinem ferneren Unterhalte in der Anstalt nicht mehr zu bestreiten vermochte, weil sie selbst Noth litt. Da er nun lieber, der Stimme seines Herzens zufolge, sie selbst zu unterstützen, als ihre Sorge durch sich noch zu vergrößern, bereit war; so faßte er den Entschluß, die Anstalt, seine Erzieher, Gefährten und Freunde freiwillig zu verlassen. Groß und wohlgewachsen, in blühender Jugend, wurde es ihm leicht, Aufnahme in die königliche Leibwache zu finden, und ein reichliches Handgeld dadurch zu gewinnen. Er trat ein, erhielt das Handgeld; aber — er verschwendete es nicht, sondern gab es seiner Mutter, ging hierauf zu seiner Bestimmung, und sparte von seinem täglichen Golde so viel, daß er monatlich jener, die für ihn Schmerzen gelitten, für ihn gesorgt, bei

ihm gewacht, ihn gepflegt hatte, eine Unterstützung zukommen lassen konnte.

Nachdem ein Jahr verflossen, und die Sehnsucht in seinem Herzen erwacht war, seine Mutter und Freunde wieder zu sehen, unternahm er die Reise nach Colmar. Seine Mutter empfing ihn mit derjenigen Nührung, welche jede edle Mutterseele empfinden würde, die das gute Herz ihres Sohnes auf solche Art kennen gelernt hatte. Dergleich freuten sich auch die früheren Gefährten und Freunde bei seinem Besuche, und besonders gefiel er ihnen in der schönen, kriegerischen Kleidung. Sie wollten Alle die Ursache seines Erscheinens kennen; allein Elermont war nicht geneigt, sie jedem zu entdecken. Sie führten nun den lieben Freund in ein kleines Gehölz, nahe bei der Stadt, wo er früher mit ihnen oft spazieren ging. Hier eröffnete ihnen Elermont sein Herz, und gestand ihnen, warum er die Anstalt verließ, und warum er gekommen sey. Die gefühlvollen Jünglinge wurden bei seiner Erzählung bis zu Thränen gerührt, und nun wurde der edle Freund seinen Freunden noch lieber. Sie beschloßen, diesen wackeren Jüngling zu befreien, an den Befehlshaber der Leibwache, bei dessen Abtheilung Elermont stand, zu schreiben, und jenen um dessen Entlassung zu bitten. Sie thaten dies; allein Jener verlangte für des Freundes Entlassung 100 Thaler. Sie verloren jedoch den Muth nicht, veranstalteten unter sich indessen eine Sammlung, und brachten durch diese für den Augenblick 21 Thaler zusammen. Dieses reichte indeß noch nicht zu, jener Forderung zu genügen; aber sie zweifelten keineswegs an der endlichen vollen Erfüllung. Um diese zu erreichen, wurde beschloßen, das monatliche Taschengeld: so lange jener ersten Sammlung beizufügen, bis diese endlich den Betrag jener Forderung erreicht, und ihnen die Freude der Ausföhrung ihres Entwurfes gewährt haben würde. Gewiß ein herrlicher Entschluß der jungen Freunde, das Geld, welches ihnen zum Vergnügen geschenkt wurde, einstimmig und freudig für ihren geliebten Freund zu verwenden!

Indessen war die Urlaubzeit für Elermont verflossen, er nahm von seiner Mutter und seinen Freunden Abschied, und

ging wieder an den Ort seiner Bestimmung. Bisher hatten die guten Jünglinge ihr Vorhaben sowohl den Aeltern, als Lehrern, immer verschwiegen; ein aufgefundenener Brief verrieth indessen Alles einem Lehrer. Gerührt von dem ganzen Vorgänge und der edlen Gesinnung der Jünglinge, theilte der Lehrer den Aeltern die Begebenheit, ihre Folge mit dem Plane mit, und Aeltern und Lehrer waren hoch erfreut, machten nicht nur den Betrag jener Forderung vollzählig, sondern es blieb auch noch ein beträchtlicher Ueberschuß, über welchen die Jünglinge verfügen konnten. Diese sandten indessen das Ganze dem Befehlshaber, mit der Bitte: den Ueberschuß für ihres Freundes weiteren Bedarf zu verwenden. Wie froh und erfreut klopfte ihr Herz, als sie die schöne That vollbracht hatten: aber wie gerührt und froh wurde auch Clermont, als ihm jener Befehlshaber bei seiner Entlassung zugleich die Urheber und die Ursache derselben entdeckte. Der brave Jüngling erhielt hierauf seinen völligen Abschied, und mit diesem den Ueberschuß jenes Betrages, welchen er jetzt zur Anschaffung einer anständigen bürgerlichen Kleidung und zur Bestreitung der Reisefkosten verwandte. Unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens der Freunde!

Indessen hatte die Begebenheit, da sie einmal bekannt war, überall Theilnahme gefunden, und Clermont genoß die Freude, nicht nur seine arme Mutter von vielen Seiten durch edle Menschen unterstützt und ihrer Noth entrissen, sondern auch sich selbst durch einen wackeren Verwandten, den er nicht einmal dem Namen nach kannte, versorgt zu sehen. Dieser, ein vermöglicher Amtmann, nahm Clermont zu sich, und da er selbst kinderlos lebte, an Sohnes statt auf, und als Clermont sich immer fleißig, achtsam, redlich und gewandt in der Wirthschaft benahm, vermachte ihm jener bei seinem Tode sein ganzes Vermögen zur Erbschaft. Jetzt konnte Clermont seinem edlen Herzen gänzlich genügen; er nahm seine arme Mutter sogleich zu sich, pflegte sie bis an ihr Ende, that viel Gutes und unterstützte in seinem Kreise wieder, wie auch ihm wohlgethan, wie auch er einst unterstützt wurde, und vererbte endlich, glücklich vermählt, mit seinem Vermögen zugleich seinen Geist, seine

edlen Gefinnungen und sein Herz auf seine gut erzogenen Kinder. Oft freute er sich noch im Kreise der treuen Freunde, die ihm in der Noth Retter geworden.

Wenn einer eurer Jugendfreunde in Noth und Trübsal wäre, sändet auch ihr, liebe Kinder, Kraft und Muth in euch, durch Opfer ihn zu retten? —

5. Der treue Freund scheut keine Gefahr, selbst jene des Todes nicht, um den Freund vom Verderben zu retten.

Als Kaiser Karl V. nach dem Tode seines Großvaters, Königs Ferdinand von Spanien, im Jahre 1516 den Titel eines Königs von Spanien annahm, war er kaum 16 Jahre alt, denn er war zu Gent in den Niederlanden den 24. Februar 1500 geboren. Als er zur Besitznahme des Reiches nach Madrid, der Hauptstadt von Spanien, reiste, war unter seinem Gefolge auch ein junger französischer Graf, aus dem Hause de Bossu. Der Jüngling hatte eine vorzügliche Größe und Bildung, und seine körperliche Gewandtheit, die ihn zum trefflichen Reiter machte, seine zuvorkommende Dienstbeflissenheit und seine übrigen liebenswürdigen Eigenschaften hatten ihn dem jungen Kaiser schon werth gemacht, daß er immer um ihn seyn mußte. Zudem war Graf de Bossu im nämlichen Alter wie der Kaiser.

Einst hatte Karl eine große Jagd veranstaltet, und setzte einem Eber tief in den Wald hinein mit solcher Hitze nach, daß ihm Niemand zu folgen wagte, als de Bossu; allein dieser hatte dabei das Unglück, sich unversehens an einem vergifteten Dolsche, welchen er, nach damaliger Gewohnheit der spanischen Jäger, bei sich trug, zu verwunden. Karl bemerkte sogleich das hervorströmende Blut an seinem Freund und Lieblinge, und fragte erschrocken, ob ihn der Eber verwundet habe. Der junge Graf bekannte die Wahrheit, wie er im flüchtigen Verfolgen des Ebers sich an dem Dolsche selbst verwundet habe, und fügte bei, daß er Niemanden als sich selbst Vorwürfe zu machen habe. Die Lage des jungen Grafen war schrecklich; mitten im dichten Walde, kein Mensch zur Hülfe; Karl kannte die schreckliche Wirkung des Giftes, sobald es ins Blut übergehe. Doch wer sollte retten? — Nicht einen Augenblick besann sich der Kaiser; um seinen Freund und Liebling zu retten, dachte er nicht an die

eigene Lebensgefahr; er sprang schnell vom Pferde, befahl dem Grafen auch abzustiegen, und sich unbedingt seinem Willen zu unterwerfen. Der Graf merkte wohl, was Karl im Sinne habe, und erlaubte sich, Vorstellungen und Einwendungen zu machen. Allein Karl bestand darauf, daß er ihm unbedingt folgen sollte, riß die Kleidung von der Wunde, sog das Blut wiederholt aus, und spuckte es von sich. Diese entschlossene Handlung, mit der Gefahr verbunden, selbst vergiftet zu werden, lohnte den edlen, kaiserlichen Freund mit der Freude, seinem Freunde das Leben gerettet zu haben, ohne nachtheilige Folge zu haben für das seinige, und stiftete ihm bei der Nachwelt ein schöneres und bleibenderes Denkmal, als tausend andere.

6. Die treue, reine Freundschaft ist unverdrossen, unermüdet, alles zum Wohle des Freundes, und zu seiner Rettung zu thun; selbst die schwersten Anstrengungen scheuet sie nicht.

Als König Friedrich Wilhelm von Preußen gegen Buonaparte im Jahre 1813 zu den Waffen rief, gesellten sich auch zu den Tausenden freiwilliger Kämpfer die beiden Freunde Weber und Hoffbauer, und folgten Büjow's Fahnen. Nachdem sie manchen harten Kampf mit den Buonapartisten siegreich bestritten, wurden sie am 17. Juni 1813 mitten in der Sicherheit des Waffenstillstandes bei Lützen, unweit Leipzig, schändlich überfallen, gefangen und über den Rhein hinaus geschleppt. Gram und Roth warf den einen der beiden Freunde, Hoffbauer, zu Kaiserslautern, im jetzigen bayerischen Rheintheile, auf das Krankenlager. Ein heftiges Nervenfieber ergriff ihn. Weber wollte lieber das Aeußerste dulden, als seinen Freund verlassen. Er stellte sich, als ob auch er selbst von dieser Krankheit befallen sey, um nur nicht von seinem Freunde getrennt zu werden. Ein menschenfreundlicher Arzt kam seinen Wünschen zu Hülfe; er durfte bei Hoffbauer zurückbleiben. Beiden wurde Herberge bei einem Bürger angewiesen, der aber nicht gestimmt war, wie jener Arzt. Erst nach langen Weigerungen räumte er eine elende Dachkammer den beiden Freunden ein; aber auch diese nur für den Augenblick. Denn kaum hatte Weber den todtkranken, besinnungslosen Freund mit unsäglichlicher Mühe die Stie-

ken Treppen hinauf, geschleppt, und auf den elenden Strohsack niedergesetzt, so trat ein handfester und herzloser Kerl hinzu, riss den Kranken ungestüm vom Lager auf, und warf ihn vor der Thüre auf einen Karren, um ihn nach einem Hospital hin zu schaffen, wo es an Allem fehlte. Weber aber verlor den Muth und die Liebe nicht, sondern folgte sogleich noch, und ging dem Leidenden nie von der Seite. Zum Neuseher kam bald nachher auch die Ruhr, die im Hospital wüthete. Der edle Weber, welcher glücklicher Weise verschont blieb, trug den armen Freund stündlich bei Nacht und bei Tage hinaus und hinauf. So hielt er, durch treue Liebe und reiner, jugendhafter Freundschaft stark gemacht, acht volle Wochen in verpesteten Dünsten, in Schweiß, in Dingen undummer, ohne Raß und Ruhe, geduldig aus, bis er endlich durch die Mönche, seinen Freund vom Verderben gerettet und wieder hergestellt zu sehen, belohnt wurde. Darnach wurden beide tiefer nach Frankfurt hien, in das unfruchtbare Limousin, geschleppt, und mußten hier verharren, bis der Kaiser Friede im Jahr 1814 sie endlich befreite. Ungeduldet diesen bitteren Leiden, dennoch im Jahr 1815, als der neue Krieg ausbrach, Weber und Hoffbauer unter den Erstes, welche freiwillig obermals zu den Waffen eilten. Sie kämpften am 26. und 28. Juli im Infanterieregiment von Erlauch die heißen Schlachten von Eguis und Belle Alliance heldenmüthig mit, und kehrten dann zu ihren Vorgesetzten an der Hauptkule des Kaiserlichen Waisenhauses zurück. Und dieses Wackerthum hat es sich bewiesen, wie wahr das Wort des weisen Strach sey: Ein treuer Freund ist eine starke Schutzwehr. Wer einen solchen Freund gefunden hat, hat einen Schatz gefunden. Mit einem treuen Freunde ist nichts zu vergleichen; Gold und Silber ist nicht werth, mit seiner Güte und Treue auf die Waagskale zu bringen. Ein treuer Freund ist eine Arznei des Lebens und der Unsterblichkeit.

7. Der treue Freund scheut sich nicht, mit Worten der Liebe den Freund zu warnen, wenn dieser die Wege des Unglücks betreten will.

Georg M** und Mar R** waren innige Freunde; ihre Aeltern waren angesehen, vermögliche Bürgerleute, und hatten alles für eine gute Bildung und Erziehung ihrer Söhne verwendet. Und wirklich zeichneten sich auch beide Jünglinge durch Fleiß, Kenntnisse und Reinheit der Sitten aus. Kein Aberg war, an welchem Georg und Mar sich nicht besuchten, und fräulich miteinander redeten. Sie waren schon aus der Schule entlassen, und jeder mußte sich nun zur Erlernung eines Handwerkes anschicken. Georg wurde ein Drechsler, Mar ein Schönsätzer. Wenn Letzterer Abends mit farbigen Häuten und einer buntgefärbten Schärze zu Georg kam, gab es manches lustige Späßchen.

Mar war bisher seinem Freunde Georg wegen seiner Ehrlichkeit und seinem guten Herzen lieb; nie hatte man von dem 17jährigen Jüngling auch nur das mindeste Nachheftige gehört. Ebenso liebte Mar seinen Georg herzlich; denn er war so fleißig, so gut, und immer froh und heiter. Oft sagte Mar: „Du bist doch sehr glücklich; denn du hast immer eine heitere Laune, welche das Leben angenehm macht, und manche bittere Stunde verhüten kann!“

Es war an einem schönen Abende, als Georg in den Garten seiner Aeltern ging, um dort nach einigen Pflanzen umzusehen. Er verweilte so dort so lange, bis die Abenddämmerung eingetreten war, wo er sich dann nach Hause begab. Die Sonne war so eben untergegangen, und Georg dachte so bei sich, gerührt von der Majestät, mit welcher dieser große Himmelskörper hinter den Gebirgen verschwunden war, und noch scheidend Segen verbrütete: „Auch mir schlägt einst des Scheidens Stunde. Wohl mir, wenn ich mein Tugewerk nach Gottes Willen redlich vollbracht, und mit dem Bewußtseyn treu erfüllter Pflicht ins Grab stufen kann; wohl mir, wenn ich einst den Meinigen noch scheidend, durch edle Werke und Mittheilung göttlicher Gesinnungen und Vorschriften, Segen bereite!“ Da er erhob das feuchte Auge zum Himmel, und gelobte Gott, treu die Wege der Gottesfurcht und Weisheit zu wandeln. Eben ging er an einem Garten vorüber, in welchem zu Sommerzeit Bler und Wehl

geschenkt wurde. Etwas neugierig sah er in den Garten, und erblickte an einem Tischchen — seinen Freund Mar. Wie kommt doch der so spät in diesen Garten, und zum Trinken! So fragte sich selbst Georg, hoch erstaunt, Mar hier zu sehen. In dem Augenblicke kamen zwei Mädchen, die Töchter des Wirthes, welche in einem verdächtigen Rufe standen, und setzten sich zu dem blühenden Mar. „Was ist doch mit Mar vorgefallen“ — dachte Georg; — „schon einige Zeit kommt er Abends nicht mehr zu mir!“ Indem er so da stand, unbemerkt von den Leuten im Garten, sah er wie Mar von den Mädchen Schmeicheleien erhielt, bei welchen dem armen Jünglinge oft das Gesicht sich röthete. „Armer Freund, sagte Georg halb laut, — du stehst in Gefahr, in die Fallstricke der Verführung zu gerathen; es ist die höchste Zeit, dich zu retten.“ Und Georg eilte nach Hause und sann die ganze Nacht hindurch, wie er doch seinen Freund vom Verderben retten könne.

Kaum war der Morgen angebrochen, als Georg sich ankleidete, und nach Maren's Hause eilte. Die Knechte waren schon in Thätigkeit; Mar aber war noch nirgends zu sehen. Da bat Georg einen Knecht, daß er doch den Mar auf einige Augenblicke zu ihm herunter rufen möchte. Der Knecht ging, in wenigen Minuten erschien Mar. Er war nicht so freundlich gegen Georg, wie sonst; es war, als scheute er sich, seinen Freund anzusehen. Georg bat ihn, unter dem Vorwande, ihm was Wichtiges mittheilen zu müssen, auf einige Augenblicke mit ihm nach Hause zu kommen.

Als die Jünglinge in Georg's Wohnung angekommen waren, nahm dieser seinen Freund Mar bei der Hand, und sagte: „Lieber Mar! von Jugend auf waren wir treue, wahre Freunde, und keiner hatte vor dem Andern ein Geheimniß. Warum verschließt du mir seit einiger Zeit dein Herz? Du gehst Gefahr, auf die Wege des Verderbens zu gelangen. Sieh, lieber Mar, ich bitte ich recht herzlich, vor dem allsehenden Gott, fliehe jene Menschen, welche durch Schmeicheleien dein Herz vergiften, und dich ins Elend stürzen wollen.“

Mar erröthete, und wußte nicht was er sagen sollte; Georg aber fuhr fort:

„Du hast einer unheiligen Begierde in deinem Herzen Raum gegeben; verbanne sie aus dir; fliehe jene Gegenstände, welche die Flamme der Lust nur nähren, und lebe wieder, wie vorher. Bedenke, welch' eine Schande es wäre, wenn du in die Hände verrufener Weibspersonen fallen, alle Achtung und deinen guten Namen verlieren würdest. Bedenke, welchen Kummer du deinen betagten, guten, liebevollen Aeltern verursachen würdest; wie du vielleicht sie ins frühe Grab brächtest. Bedenke, daß du alle Liebe zum Guten, zur Tugend und Rechtschaffenheit verlierest, und das Wohlgefallen des himmlischen Vaters. Erwäge, daß du deine Gemüthsruhe, den kostbaren Frieden der Seele, deine Gesundheit, dein Vermögen verlierst, wenn du nicht jene böse Gesellschaft fliehst, in der du einige Zeit hindurch Abends warest. Lieber Mar, nicht wahr, du willst fliehen und dich retten!“

Die letzten Worte sprach Georg in einem so weich bittenden Tone und mit Thränen in den Augen aus, daß Mar auch weinte, und sagte: „Ach, Georg! wohin wäre ich gerathen, wenn du mir jetzt nicht die Augen geöffnet hättest — ich sehe den schrecklichen Abgrund des Verderbens vor mir. Nein, nie mehr betrete ich jenes Haus, in welchem man mir meinen Seelenfrieden zu rauben suchte! — Ich danke dir herzlich, lieber treuer Georg; du hast mich durch deine Warnung gerettet!“

Und Mar fiel Georgen um den Hals, und beide weinten Thränen, der Eine die Thränen der Reue, und der Andere des Bewußtseyns einer edlen vollbrachten That. Mar hielt, was er seinem Freunde versprach, und betrat jenes Haus nie mehr. Beide Jünglinge lebten in ungetrübter Liebe und Freundschaft; und jetzt noch, als wackere Männer und Bürger, unterstützen sie sich wechselseitig mit Rath und That, und sind ein Muster treuer Freundschaft.

Der Freund ist des fehlenden, irrenden Freundes feste Stütze; darum hat der Mensch Freunde; giebt es eine edlere That, als wenn der Freund den Irrenden dem rechten Wege

leitend näher bringt, den Gefallenen mit sanfter Hand erhebt?

8. Der wohlhabend gewordene Freund soll dem ärmeren, der ihm in seinen früheren armseligen Verhältnissen oft Wohlthaten erwies, auch Wohlthaten aus Wiedervergeltung erzeigen.

John Smith und Thomas aus London waren in ihrer Jugend gute Freunde. Oft gab Thomas dem armen John sein Morgenbrod, als dieser nichts hatte, und doch in die Schule gehen, und lernen sollte. Thomas wurde später ein Leinweber, John ein Schneider. Aber es wollte mit dem Schneider John Smith nicht recht vorwärts gehen, und er ging nach Ostindien. In 24 Jahren kam er glücklich und mit einem ansehnlichen Vermögen nach London, seiner Vaterstadt zurück. Sogleich erinnerte er sich seines Jugendfreundes Thomas, und suchte ihn auf. Er hatte ihn bei seiner Abreise äußerst arm verlassen, und fand ihn jetzt auch noch in großer Dürftigkeit.

„Wie gehts, Thomas?“ fragte ihn der brave John Smith. Thomas kannte den vornehmen Herrn nicht, und hielt ihn wenigstens für einen Lord.

Thomas. Sehr kümmerlich, Mylord!

John Smith. Kümmerlich? Es ist gut, daß ich es weiß. Habt Ihr immer noch nichts im Vermögen, guter Thomas?

Thomas. Wahrlich nichts, Mylord!

John Smith. Sehr gut, sehr gut, lieber Thomas. Habt ihr auch noch ein Haus?

Thomas. Ach! wie sollte ich zu einem Hause kommen?

John Smith. Auch gut, auch gut! Aber eine Frau habt ihr doch, lieber Thomas?

Thomas. Ach! Sie belieben zu spaßen, gnädiger Herr! Wo sollt' ich armer Leinweber an eine Frau denken, da ich mich selbst nicht zu ernähren im Stande bin!

John Smith. Desto besser, Thomas, desto besser; lebt wohl, Thomas!

Hier ging der Herr fort, und ließ den guten Thomas in einer nicht geringen Vermunderung über diesen Auftritt. „Wie

ist mir?" fragte sich Thoms, — war's Traum oder Wirklichkeit? Soll ich lachen über die sonderbaren Aeußerungen dieses Herrn, oder hat er mich verspottet? Wirklich machte auch der arme Leineweber ein Gesicht, daß man nicht wußte, ob er lache oder weine. „Ich muß doch wissen, woran ich bin,“ sagte er, sprang schnell auf und vor die Thüre; aber der Lord war schon verschwunden. Thoms brachte indessen einen verdrießlichen Tag zu, und eine noch unruhigere Nacht. Er konnte sich das Abenteuer, welches ihm begegnet war, keineswegs erklären, und bat den Himmel recht flehentlich um Aufschluß darüber. Thoms durfte auch nicht lange warten, so war sein Wunsch erfüllt; denn in aller Früh kam ein Wagen vor seine Thüre, und in diesen mußte er sich setzen, so wie er ging und stand, in seiner ganzen Leineweber-Uniform. Machte aber Thoms gestern ein verblüfftes Gesicht, so that er jetzt nicht weniger. Vor einem ansehnlichen Bürgerhause hielt der Wagen still. Thoms stieg aus, oder wurde vielmehr aus dem Wagen gerissen, denn er war sehr schlecht gekleidet. Beim Eintritte ins Haus umarmte ihn der seltene, treue Freund, John Smith, und gab sich ihm als ehemaligen Jugend-Gespielen zu erkennen. «Höre Thoms!» — sagt er, «da ich nichts hatte, gabst du mir oft ein Stück Brod und einen Trunk Wasser, und du gabst mirs allezeit aus treuem Herzen und redlicher Freundschaft. Gott hat mich mit Gütern gesegnet, und nun sollst du auch glücklich seyn. Wohl mir, daß ich dir helfen kann! Hier, nimm einige Deutel Geld zum Anfange; und ein Haus schenke ich dir auch; und hier ist meiner Frau Schwester, ein gutes, braves Mädchen, das in Batavia geboren ist, beten und arbeiten kann, und unfehlbar eines der bravsten Weiber Englands werden wird; die mußt du auf der Stelle heirathen, Thoms; auf der Stelle; denn ich will schlechterdings dein Hauswesen vollzählig wissen. Komm!»

Hier führte John den erfreuten Thoms in ein Zimmer, wo ein Geistlicher sogleich die Trauung verrichtete. Alles dieses geschah dem Thoms, wie im Traume, und er konnte lange

nicht sich von der Veränderung überzeugen, daß er ein Haus und Güter, und eine so gute, liebe Frau besitze.

*

Ein treuer Freund ist ein starker Schutz: wer den hat, der hat einen großen Schatz. Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens; wer Gott fürchtet, erhält einen solchen. Sir. 6. 14 — 16. — Halte deinen Freund werth, und halte ihm Glauben. Sir. 27. 18. — Vergiß deines Freundes nicht, wenn du fröhlich bist, und gedenke an ihn, wenn du reich wirst. Sir. 37. 6—7. — Brüder! wenn auch Jemand von einem Fehler übereilt würde, so weist ihr einen solchen mit dem Geiste der Sanftmuth zurecht; Einer trage des Andern Last, und so erfüllet das Gesetz Christi. Galat. 6. 1—2.

Die Freundschaft ist ein Kind an Liebe und Vertrauen
Ein Jüngling an Gemüth, an Kraft und Wirksamkeit;
Ein Greis an Weisheit, und einst bei des Todes Grauen
Ein Engel, der uns mild den Kelch des Trostes deut.

Friedfertigkeit.

Unter allen Erdengütern, die der Mensch besitzen kann, ist das vorzüglichste, nach der Gesundheit, der Friede, das heitere, ungetrübte, ruhige Leben mit den Mitmenschen. Jeder Mensch hat die Pflicht, nichts zu thun und alles zu unterlassen, wodurch die Einheit unter den Menschen gestört wird. Die herrschende Neigung, Friede mit andern zu erhalten, und zu stiften, und allen Streit aufs möglichste zu vermeiden, nennt man Friedfertigkeit.

Wo der Friede ist, da ist Gott; denn er ist ja der Gott des Friedens und der Liebe. Liebet also den Frieden, liebe Kinder, und suchet ihn zu erhalten, wo er ist, ihn zu stiften, wo sich die Gemüther entzweit haben, und verbannet

von euch allen Zank und Streit. Liebet von Herzen jeden Menschen; Liebe ist die Hauptquelle der Friedfertigkeit. Trauet eurer Einsicht nicht zu viel zu, daraus entsteht Rechthaberei, welche oft den Saamen des Unfriedens austreut. Gebet gerne nach, wenn euch Andere beleidigen, und denket, daß sie es nicht allezeit so übel meinen; dadurch werdet ihr manchen Ausbruch der Uneinigkeit vermeiden. Ist aber der Zwist wirklich ausgebrochen, so suchet die entzweiten Gemüther wieder zu vereinigen; seyd dabei aber klug und duldzaam, und vermeidet den Schein der Parttheillichkeit.

Erwäget oft, daß Liebe zum Frieden die Gunst Gottes erwerbe, der ein Gott des Friedens ist. Ein friedliebender Mensch ist zu den schönsten Tugenden der Nächstenliebe aufgelegt. Aus Zank und Feindseligkeit aber entspringen oft andere Laster und die schrecklichsten Schandthaten. Der Friedfertige lebt vergnügt, während der Feindselige sich und Andern das Leben verbittert. Der Friedensstifter macht jene, unter denen er Frieden stiftet, glücklich; er rettet ihre Ehre, befördert ihre Gesundheit, schenket ihnen Gemüthsruhe, und sorgt für ihr Seelenheil, und bei diesem Bewußtseyn muß sich auch Friede und heilige Freude in seiner Seele verbreiten. Der Friedfertige stirbt ruhig, im Segen aller guten Menschen; der Feindselige aber stirbt unruhig, und ohne die süße Hoffnung, jenseits ewigen Frieden zu finden. Darum seyd friedfertig und denket oft an das Sprüchlein:

Nichts soll uns zur Zwietracht führen,
Friede muß das Herz regieren;
Bis einst in der Ewigkeit
Sel'ger Frieden uns erfreut.

1. Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Jänner 1729 zu Kamenz geboren. Er stand bei der Mit- und Nachwelt in großem Ruf als Gelehrter im theatralischen Fache, als Dichter und Satyriker. Er war ungemein sanft, und liebte den Frieden mit sich und Andern über alles. Er gab hievon einst einen schönen Beweis.

In seinem 18ten Lebensjahre wurde, er, nachdem er be-

reiß durch seine talentvollen ersten Dichtungen in Leipzig einige Berühmtheit gewonnen hatte, zu einem Besuche in das väterliche Haus nach Kamenz in der Oberlausitz gerufen. Der Jüngling freute sich innig, die Seinigen wieder zu sehen; allein diese zitterten für das Seelenheil des jungen Comödien-Schreibers. Um auch die Vacanz-Zeit nicht müßig zuzubringen, hatte er eine Sammlung von Liedern mitgenommen, die der muntere Jüngling für den Druck bestimmt hatte, und nun in den Ferien sorgsam ausfeilen wollte. Allein seine fromme Schwester fand jene Sammlung, und in ihr manch lustiges Wein- und Freudenlied. Sie erschrad sehr, fast wie vor einem Gespenst, nahm die löstliche Sammlung, warf sie ins Feuer, und gestand sodann sehr aufrichtig ihre That, als habe sie etwas besonders Gutes vollbracht. Was that der Bruder? — Seine mühsame und schöne Arbeit war in Flammen ausgegangen, und mit ihr manch freudige Hoffnung. Wie Viele wären in Zorn gerathen, und hätten eine solche Handlung nicht unvergolten gelassen? Lessing wurde aber gar nicht böse; er liebte seine Schwester und den Frieden zu sehr; sondern — warf ihr freundlich ein wenig Schnee an den Hals, als wollt er sagen, daß ihr Herz für solche Dichtungen so kalt wie Schnee sey, und damit war die ganze Beleidigung vergeben und vergessen. Wer unter euch könnte dem Frieden ein solches Opfer bringen? —

2. An einem schönen Sonntags Nachmittage ging Clemens Wicker, der Sohn eines rechtschaffenen Bürgers und Handwerkers aus R**, einem Städtchen in Schwaben, zu seinem Schulkameraden Bernhard Wärm, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen. Der Vater hatte es ihm erlaubt, weil er aus der Christenlehre von dem Herrn Pfarrer ein Zeugniß der Zufriedenheit nach Hause gebracht hatte. Er hatte den Bernhard recht lieb, wenn er nur nicht den Fehler gehabt hätte, schnell aufzubrausen, wenn ihn Jemand nur im Geringsten beleidigte. Schon auf dem halben Wege kam ihm Bernhard entgegen, und beide wollten nun einen Spaziergang in ein naheß Wäldchen machen. Da gefellten sich aber noch zwei Knaben zu ihnen, und alle beschloßen nun, auf eine

Wiese zu gehen und Ball zu spielen. Clemens war damit zufrieden; Bernhard hätte gern ein anderes Spiel gemacht: endlich aber gab auch dieser nach. Das Spiel ging recht ruhig und fröhlich vor sich, bis einer jener zwei Knaben, Namens David, mit großer Kraft mehreremal auf Clemens warf, daß es ihm recht wehe that; allein er sagte nichts, und wollte das Spiel nicht verderben. Nun machte es aber David auch dem Bernhard so, und traf ihn sogar einmal recht hart ins Gesicht. Sogleich gerieth dieser in Zorn, fiel dem Beleidiger in die Haare, und schlug ihn tüchtig. Clemens sah dies, und konnte nicht ruhig seyn. Er eilte zu den beiden Knaben hin und sagte: „Liebe Freunde! was treibt ihr doch? Wollt ihr Unfrieden stiften, und uns die Freude eines muntern Spiels verderben? Lasset ab von diesem abscheulichen Zanke, seyd ruhig, wie es guten Kindern geziemt. Es ist nicht gut, wo Unfriede ist. Höret auf, euch zu betrüben; nur treue Liebe macht uns das Leben angenehm. Wißt ihr nicht, was der Pfarrer gerade heute uns in der christlichen Lehre gesagt hat? Seyd friedsam unter einander, so werdet ihr Gott wohlgefällige Kinder seyn. Gebet euch also die Hände, und seyd wieder gute Freunde!“ Während diesen Worten war er zwischen die beiden zankenden Knaben getreten, und hatte sie sanft auseinander geschoben. Die Knaben gaben sich die Hände, und spielten wieder ruhig fort.

Da ging der Caplan, welcher, unbemerkt von den Knaben, alles gesehen und gehört hatte, auf die Knaben los, ergriff Clemensens Hand und sagte: „Deine friedliebenden Gesinnungen haben mir Freude gemacht, lieber Knabe! Fahre fort, immer den Frieden bei dir und Andern zu erhalten, und es wird dir wohlgergehen. Nimm nun dies kleine Geschenk, das ich dir zum Andenken gebe!“ Und hiemit drückte der Caplan dem braven Clemens ein neues Sechserstück in die Hand. Clemens dankte dem freundlichen Herrn und küßte ihm die Hand; dieser aber ging der Stadt zu.

Es war schon Abend geworden, und die Knaben beschloßen, nach Hause zu gehen. Sie waren auch wieder zufrieden, und schon dem Thore nahe, als sich etwas Neues anfrug.

Eine Frau saß vor dem Thore, welche Kirschgen feil bot. Den Knaben wässerte der Mund nach den süßlichen, schwarzen und rothen Beeren. Clemens erinnerte sich, noch einige Krenzer, ein Geschenk seines Vaters, in der Tasche zu haben, und beschloß, diese für Kirschgen auszugeben. Er kaufte, und — theilte sie unter seinen Spielgenossen aus, indem er freundlich sagte: «Da hat Jeder etwas zur Erfrischung, so gut ich's vermag; wir sind ohnehin etwas hungrig und müde geworden!» Begierig nahmen die Knaben das willkommene Geschenk, und verzehrten die saftigen Kirschgen. Allein gerade jener Knabe, der vorher schon auf der Wiese Zank verursacht hatte, zeigte auch jetzt sich wieder recht böse. Er hatte seine Kirschgen schon gegessen, und nahm nun mit Gewalt dem Bernhard aus seiner Mütze. Dieser wurde ungeduldig, und hatte schon die Hand aufgehoben, um den Räuber zu strafen. Dies bemerkte Clemens, und lieber wollte er selbst nichts genießen, als Unfriede sehen, und noch dazu auf der Straße. Er schüttete daher seine noch übrigen Kirschgen in die Mütze jenes Knaben, indem er sagte: »Nimm hier das Meinige, und sey doch zufrieden. Was würden die Menschen von uns denken, wenn sie uns auf der Straße zanken sehen? Wir wollen keine ungestitteten Kinder seyn!»

Beschämt sah der zankfüchtige Knabe auf den Boden, und gieng nach Hause; ob er aber jenes Gefühl im Herzen getragen habe, wie Clemens, werdet ihr entscheiden; und ebenso, wodurch Clemens an jenem Abende seine Friedsamkeit gezeigt habe.

3. Clara M **, die Tochter eines Beamten in der Stadt S **, hatte sich durch ihre Talente, ihren Fleiß, ihr schönes sittliches Betragen allgemeine Achtung erworben. Wo Clara war, da war Friede; denn nie geduldete sie Zank und Streit, und gab sich alle Mühe, die Uneinigen wieder zu versöhnen. Das Schuljahr neigte sich zu Ende, und mit ihm wuchs die Hoffnung manches Kindes, einen Schulpreis zu erhalten. Es war an jener Schule Sitte, jedes Kind vor den öffentlichen Prüfungen besonders zu prüfen, und nach diesen Noten dann die Schulpreise zu bestimmen. Clara hatte

eine sehr gute Prüfung bestanden, und der erste Preis wurde ihr zuerkannt. Am folgenden Tage war Vacanz, und Clara erhielt Erlaubniß, einen Spaziergang mit ihrer Freundin Maria S* zu machen. Die guten Kinder freuten sich innerlich recht sehr, daß sie wieder ein Schuljahr mit Ehren überstanden hatten; denn auch Marie hatte gute Fortschritte gemacht. Sie wandelten so fröhlich auf einem Fußpfade, der durch eine Wiese ging, und nach einem sehr besuchten Dorfe führte. Die Mädchen sprachen allerlei, pflückten die letzten Blumen des scheidenden Sommers, und waren recht vergnügt. Da begegnete ihnen eine Metzgerin mit ihrer Tochter Katharina R*; als dieses Mädchen Clara erblickte, so fing es an zu weinen, und augenblicklich gab die Metzgerin solche Schimpfworte über Clara von sich, daß diese sehr erschrock. «Was» — sagte die erboste Frau — «du sollst das erste Prämium bekommen? Und meine Katharina nur das dritte? Da sieht man, wie die Herrenkinder überall den Vorzug haben. Meine Katharina ist das geschickteste Kind in der Schule; das hat mir die Lehrerin selbst gesagt; und jetzt soll sie zurückgesetzt werden!» — So und noch anders sprach die Frau, und auch ihr Töchterchen wollte die Galle über Clara ausgießen. Allein Clara erwiederte ganz ruhig und gelassen: daß sie den ersten Preis dem Schulvorsteher zu verdanken habe, der ihr denselben vor ihren Mitschülerinnen zuerkannt hätte. Freilich sey Katharina auch sehr fleißig gewesen, aber — hier stockte Clara, und schwieg endlich, „Ja, sagte nun Marie, Katharina hätte sicher den ersten Preis erhalten, wenn man nur den Fleiß, nicht aber auch die störrische Aufführung berechnet hätte; aber Katharina ist ja so böse und zanküchtig, daß kein Kind mit ihr auskommen kann.“ Jetzt erhob die Metzgerin erst ihre Stimme, und schimpfte so abscheulich auf Lehrer, Schulvorsteher und Kinder, und lobte dagegen ihre Katharina so sehr, daß die Leute sich herbeizogen, um zuzuhören, was vorgefallen sey. Clara wurde vor Schaam roth und verlegen, als sie das böse Benehmen der Frau sah, und ergriff ihre Freundin bei der Hand, um sich zu entfernen. Es that ihr wehe, von diesen Menschen be-

leidiget worden zu sehn, besonders aber, daß diese Frau der Gerechtigkeiteliebe des Schulvorstehers zu nahe getreten war.

Am folgenden Morgen dachte sie noch einmal über den Vorfall nach, und bemerkte, daß sie mit diesem Mädchen ewigen Unfrieden zu haben befürchten müßte, wenn nicht eine Aenderung getroffen würde; zudem waren sie noch Nachbarteute. Wie sehr würde dieß der friedliebenden Clara das Leben verbittert haben! Sie ging also zum Schulvorsteher, stellte ihm ehrerbietig vor, daß sie den Anspruch auf den ersten Preis gerne abtrete, um ihn der Katharina zu zukommen zu lassen. Der Schulvorsteher konnte sich des Benehmen der Clara nicht erklären, und fragte sie um die Ursache: Allein Clara gab nur vor, daß Katharina den ersten Preis wegen ihrem großen Fleße eher verdient hätte, als sie. „Mein liebes Kind“ — erwiderte der Schulvorsteher — „du wärest aber nicht nur fleißig, sondern auch stilllich; und darum gebührt dir der erste Preis.“ Clara wußte nicht sogleich etwas zu erwidern; endlich drückte sie ihre Besorgniß aus, daß das Mädchen Katharina, bei ihrer Heftigkeit, wohl unzufrieden seyn, und sie vielleicht beleidigen könnte. Sie liebe den Frieden zu sehr, als daß sie nicht, um ihn zu stiften und zu erhalten, den ersten Preis abtreten würde. Diese liebevolle Gesinnung freute den Schulvorsteher recht sehr, und eben, als er sich hierüber beifällig ausdrücken wollte, trat ein Bote herein, der vom gestrigen Auftritte gehört hatte. Er erzählte sogleich Alles dem Schulvorsteher, und dieser drückte nun seine Verwunderung und Freude über Claras edles Benehmen aus. „Sei ruhig, liebes Kind!“ — sagte er nun; „der Friede soll hergestellt und erhalten werden. Ich will die Frau zu mir rufen, und ihr die Lage der Sache erklären; sie wird sich dann zufließen geben müssen. Dir gebührt der erste Preis; und jetzt um so mehr, weil du ihn aus Liebe zum Frieden aufopfern wolltest. Fahre fort, liebe Clara, überall Frieden zu erhalten, und Gott wird dich gewiß segnen.“

Wie der Schulvorsteher bemerkt hätte, so geschah es auch; er hatte den Frieden durch freundliche Belehrung hergestellt;

Elara aber hatte den Ruhm, daß sie durch ein großes Opfer Friede stiften und erhalten wollte.

*

Welche zum Frieden rathen, machen Freude. Sprichw. 12. 30. — Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Kinder Gottes heißen. Matth. 5. 9. — Vertrage dich mit deinem Gegner. Matth. 5. 25. — Lebet, wo möglich und so viel an euch liegt, mit Jedem in Frieden. Röm. 12. 18. — Strebet nach Friede mit Allen, und nach der Heiligkeit, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird. Hebr. 12. 14. — Wandelt mit aller Demuth und Sanftmuth, mit schonender Nachsicht; ertrage Einer den Andern in Liebe. Lasset euch recht angelegen seyn, Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens zu erhalten. Ephes. 4. 1 — 3.

Gott gebe, daß ich immer friedlich sey,
Durch Lieb' und Sanftmuth Jedermann erften;
Mit Langmuth, die recht viel ertragen kann,
Still dulde, was man Uebels mir gethan;
Und durch Friedfertigkeit des Andern Huld erwerbe,
Und immer meines Nächsten Fehler schonend decke.

F r ö m m i g k e i t.

Wo wir sind und wandeln, sollen wir Gott vor Augen haben, und seine Wege gehen in Liebe und Ehrfurcht. Die Liebe zu Gott muß jede unserer Gesinnungen beleben, und uns anziehen, immer zum Besten der Menschen und zur Ehre Gottes zu wirken, dabei aber still und bescheiden zu seyn; und freundlich, liebvoll gegen jeden Menschen. Die Gewohnheit, alle unsere Gesinnungen und Handlungen der Ehrfurcht und Liebe zu Gott gemäß einzurichten; nennt man Frömmigkeit. Nur äußeres Zeichen eines liebevollen Herzens, das Gott dienen will, ist nicht Frömmigkeit, nur bloßes Gebet

und Ausdruck ehrfurchtsvoller Gesinnungen gegen ihn; auch lasterhafte Menschen können sich den Anstrich der Frömmigkeit geben, und sind doch im Herzen böse. Frömmigkeit ist eine lebendige Anerkennung, daß wir von Gott abhängen und ohne ihn nichts sind; sie ist eine gänzliche Ergebenheit an Gott, ein freudiger Gehorsam gegen den Willen Gottes, und hat nur daran ihre Freude, wenn sie aus treuer Liebe zu Gott immer jedes Gebot erfüllen kann. Und dieses Gefühl, dieses Leben in Gott macht den wahrhaft Frommen so glücklich und selig, wie jedes Kind glücklich und selig ist, wenn es seine Aeltern ehrt und herzlich liebt, innig an sie sich schließt, und ihre Gebote mit Freuden erfüllt.

Liebe Kinder! machet euch die schöne Tugend der Frömmigkeit eigen, und habet Gott immerdar in Ehrfurcht und Liebe vor Augen und im Herzen. Wahre Frömmigkeit macht gute, glückliche Menschen und Bürger. Wo diese ist, da ist auch Ordnung, Liebe zu allem Guten, thätige Liebe zu den Mitmenschen, zu Fürst und Vaterland. Wo reine Frömmigkeit die herrschende Gesinnung des Volkes ist, da gibt jeder Gott, was Gottes ist, und dem Fürsten, was des Fürsten ist, und es ist nicht zu besorgen, daß auch nur Einer durch Umrtriebe bestehende Ordnung störe. Nur frommer Volksinn erhält glückliche Staaten. Darum strebet nach wahrer, reiner Frömmigkeit von Jugend an, liebe Kinder. Schenket in Ehrfurcht und Liebe Gott euere Herzen, und erfüllet in stiller Bescheidenheit euere Pflichten, und ihr werdet gute Menschen und glückliche Bürger seyn.

1. Doddridge war schon von früher Jugend an ein frommer Knabe. In Liebe und Ehrfurcht gegen Gott wandelte er die Wege der Tugend. Als er besser unterrichtet und des Schreibens kundig war, so schrieb er sich folgende Regeln vor, welche ein Beweis seiner jugendlichen Frömmigkeit sind.

«Meine ersten Gedanken, wenn ich erwache, sollen Gedanken an Gott seyn. Ich will ihm herzlich danken für den gnädigen Schutz, den er mir in der verfloffenen Nacht erwiesen hat; ich will ihm kindlichen Gehorsam versprechen, und

ihn bitten, daß er mich den Tag über beschütze, und mir beistehe, meine Arbeit wohl zu vollenden."

"Eben so will ich niemals einschlafen, ehe ich Gott für die Gnade, die er mir den Tag über hat erfahren lassen, gedankt, und ihn gebeten habe, mich und die Meinigen in der Nacht zu behüten."

"Ich will oft den Tag über bei meinen Arbeiten meine Gedanken zu Gott erheben, und die Bitten um jene Wohlthaten, die mir die wichtigsten sind, wiederholen."

"Ich will mir keine Sorgen und Unruhe darüber machen, wie es mir künftig in der Welt ergehen werde; sondern ich will meinem Gott gehorchen, und mich seiner väterlichen Fürsorge übergeben."

"Alle meine Erholungen und jugendlichen Vergnügen will ich darum genießen, damit ich gestärkt werde, alles zu thun, was ich nach dem Willen Gottes zu thun schuldig bin."

"Ich will mich oft daran erinnern, daß meine Seele unsterblich ist; und um der Hoffnung eines bessern ewigen Lebens würdig zu werden, will ich mich bemühen, zu unterlassen, was Gott verbietet, abzulegen, was ihm an mir mißfällig ist, wenn es mir auch noch so lieb wäre; und dafür aber zu thun, was er von mir gethan haben will, wenn es mich auch noch so schwer ankommen sollte."

"Diese Regeln will ich oft durchlesen, und mein Verhalten damit vergleichen, und wenn ich wider eine oder die andere Regel gefehlt habe, so will ich mich desto sorgfältiger befließen, sie in Zukunft zu halten."

Sind diese Regeln, meine liebe Kinder, nicht vortrefflich, und enthalten sie nicht das, was auch ihr thun und laßt müßet, um fromm zu leben und glücklich zu werden?

2. Das jugendliche Leben des Fürsten Georg von Anhalt, dessen Namen unter den deutschen Regenten mit Ehrfurcht genannt zu werden verdient, liefert ein schönes Bild zur Nachahmung. Schon in früher Jugend fing Georg an, der Frömmigkeit sein zartes Herz zu öffnen, wobei er aber nicht versäumte, seine Jugendjahre durch großen Fleiß und rastlosen Eifer in Erlernung jener Wissenschaften weise zu be-

nügen, die ihn zu einem gebildeten, einsichtsvollen Manne machten.

Die Pracht und Fülle, und all' die rauschenden Vergnügungen am Hofe seines Vaters konnten ihn weder stolz, noch leichtsinnig, weder weichlich, noch träge zur Arbeit machen. Obgleich er ein munterer Jüngling von blühender Gesundheit, festem Körper und sehr schönen Aussehen war, so mißbrauchte er doch diese Naturgaben nie zu jenen Lustern, zu welchen leider Viele, die im Besitze derselben sind, sich verführen lassen. Durch innige Liebe zur Religion und Tugend, durch heilige Ehrfurcht vor dem Allwissenden, durch steten Fleiß im Arbeiten und durch das Bestreben, sich zur Führung wichtiger Geschäfte geschickt zu machen, überwand er alle Lockungen der Jugend zu Thorheiten und Ausschweifungen; und darum enthielt er sich auch sogar mancher ihm erlaubten Ergötzlichkeiten, und lebte still und bescheiden, arbeitend an seiner Bildung und an dem Wohle seiner Mitmenschen. Der Gedanke erfüllte seine Seele mit Muth und zarter Besorgniß: daß ihm Gott eine wichtige Stelle auf Erden anvertraut, und daß er vor vielen Andern große Pflichten zu erfüllen habe, indem er zum öffentlichen Wohle, zum Heile Vieler geboren worden, und alle Rechtsschaffene und das ganze Vaterland von ihm nicht nur eine weise, gerechte und gesegnete Regierung der allgemeinen Angelegenheiten, sondern auch besondere Bildung, Wohlthaten und Tugenden, als erstes Vorbild, erwarteten.

Durchdrungen von diesen schönen Grundsätzen wandelte er den Weg der Tugend unsträflich, vor Gottes Augen fromm und weise, obwohl sich ihm so viele Reizungen und Gelegenheiten zur Befriedigung jugendlicher Freuden darboten. In allen seinen Gesinnungen und Handlungen sprach sich Ehrfurcht und Liebe gegen Gott, ein wohlthätiges Wirken für das Wohl der Mitmenschen, stille Bescheidenheit und heitere Herablassung gegen Jedermann, das ist — wahre Frömmigkeit — aus.

Vorzügliche Tugenden im Charakter dieses Prinzen waren noch: eine unendliche Sehnsucht im Gebete vor Gott sein Herz auszugießen, worin er all den Seinigen mit einem vor-

trefflichen Beispiele, ungeheurer Andacht voranging; große Begierde die Wahrheit zu erkennen, sie selbst zu bekennen und gegen Andere zu vertheiligen; Güte, Sanftmuth, und Beherrschung seiner selbst; eine außerordentliche Zärtlichkeit, Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Lehrer G. Held; dem er nicht nur als Schüler mit aller Achtung, mit Gehorsam und Lernbegierde folgte, sondern ihm auch, so lange er lebte, vorzügliche Hochachtung bewies. Georg war also in jeder Beziehung ein Prinz, eines Thrones ganz würdig.

3. Wahre Frömmigkeit bewährt sich durch edle, religiöse Gesinnungen, Gefühle und Wünsche, besonders bei den heiligen Handlungen der Religion.

Casimir, ein Prinz aus der Familie der Könige von Polen, erhielt von seinem Vater, im Vereine mit dem hochwürdigen Liborius, gebürtig aus Konstanz am Bodensee, eine sehr christliche Erziehung. Fromme Gefühle und Entschlüsse wurden frühzeitig in dem Gemüthe des Jünglings erweckt und gestärkt. Am frühesten Morgen stand Casimir auf, um an seine Arbeiten zu gehen. Wie er aber seine Augen eröffnete, wandte er sie zuerst gen Himmel, zum Orber alles Guten, und dankte ihm herzlich für die Wohlthat des gesunden Schlafes; er gelobte treu und gewissenhaft seine Pflichten zu erfüllen, und bat Gott um seinen Segen dazu. Er war schnell, und ohne Beihülfe eines Dieners, angekleidet; mit kindlicher Ehrfurcht gab er seinem Lehrer und Erzieher einen freudlichen Morgengruß, und ging dann an der Seite Kessels ben in die Schlosskirche, wo das Morgengebet laut und innig, zur Erbauung aller Anwesenden, verrichtet wurde. Peter Liborius hielt die hl. Frühmesse, während welcher der fromme Königssohn seinem geistlichen Lehrer am Altar diente. Es war erbauend, wie der edle Prinz seine Frömmigkeit durch Gebet, seine Ehrfurcht durch die anständige Stellung ausdrückte, und in seinen Gesichtszügen nur Unschuld und Andacht zu lesen war. Er führte aber auch wohl zu Gemüthe, daß er im Hause Gottes sey, in welchem von seinem Pfester die heissesten Gebete für seine Verherrlichung und der Menschey Wohl zum Himmel gesandt werden. Und Alle, welche

dem Gottesdienste betwohnten, erbauten sich an des Jünglings reiner Frömmigkeit.

Wie sehr ist zu wünschen, daß alle Kinder in Gottes Fußstapfen treten, und eben so fromm und eifrig zu ihrem Heile und zu Anderer Erbauung sehr möchten!

4. *Casimire, Prinzessin von Anhalt Dessau*, war schon in zarter Jugend sehr fromm und religiös, und nur von den edelsten Gesinnungen, Gefühlen und Entschlüssen besetzt. Vorzüglich ehrwürdig und heilig war ihr das Nachtmahlfeier. Mit inniger Frömmigkeit und glühender Andacht bereitete sie sich immer dazu vor, und dankte Gott allezeit herzlich für den genossenen Segen desselben! Einmal schrieb sie folgende Worte an eine vertraute Freundin nach dem Genuße des heil. Abendmahls:

„Der gestrige Tag war für mich ein außerordentlich feierlicher Tag; kein menschliches Herz kann die unermessliche Liebe unseres Heilandes Jesu ganz empfinden; kein menschlicher Verstand seine erhabenen Vorgänge ganz denken, ganz erkennen. O, wie ist es doch so wahr, daß unser Jesus und Alles in dem aller umfaßlichsten Verstande ist! — Es ist und war und bleibt ja immer Liebe! O, welche Liebe ist Jesus Liebe! In der nämlichen Nacht, da er verrathen ward, war er ganz Liebe. — Er stiftete da noch sein Liebesmahl zum Trost und Heile nicht nur allein der damals lebenden Menschen, sondern auch zum Heil und Trost der jetzt lebenden, und derer, die nach uns leben, ja, so lange als Menschen auf der Welt leben werden, die an ihn glauben, wird es ihr Trost und ihr Glück seyn.“

Wie unwerth bin ich aber der allervollkommensten Liebe! Möchte ich nur frommer, dankbarer und Gott wohlgefälliger werden! — Wir haben gestern das heil. Abendmahl empfangen. Großen, sehr großen und liebevollen Beistand hat mir mein Gott dabei verliehen; und diesen verleihe er mir doch auch ferner, um seines Sohnes, meines Heilandes willen! Er regiere mich durch seinen heil. Geist in meinem ganzen Leben! Er leite mich so durch ihn, daß ich weit frommer und nützlicher, weit dankbarer und besser werde, wenn ich gleich

nie den hohen Grad ersteigen werde, zu dem ich durch die so oft wiederholten, meine Bewunderung übersteigenden, unschreiblich großen Wohlthaten verpflichtet bin. — Jesus, mein Heiland! was bin ich vor dir? Wie unwerth deiner Gnade, deiner Liebe! — Und du hast auch für mich, zu meinem Glück, dein Abendmahl in der Nacht, da du verrathen wurdest, eingesetzt! Heiland Jesus! der du Gnade um Gnade giebst, dein Geist belebe, stärke und wirke Gutes in mir, Möchte ich nur recht fromm, dankbar, Dir, Gott! recht wohlgefällig werden!“

Wenn die Töchter unserer Zeit solche fromme Gesinnungen und Wünsche in sich trügen, wie die edle Casimire, wenn sie eben so religiös denken und handeln, eben so erbauend sich bei den heiligen Handlungen der Religion benehmen würden, hätten wir dann, statt der leichtsinnigen Mädchen, die nichts zu Herzen nehmen, und der Welt mehr, als Gott gefallen wollen, nicht bessere Menschen, und einst christliche, sittlich gute Hausfrauen und Mütter? Merket euch dies.

5. Keine Frömmigkeit bestimmt das einzig wahre Glück des Erdenlebens; außer ihr giebt es keinen wahren Trost, keine Freude, keine Beruhigung in Leiden und Noth. Frömmigkeit, die stets auf den unendlich mächtigen Schöpfer und milden Geber steht, schmückt das Herz des Kindes so schön, und bereitet ihm reichen Segen.

Ferdinand II., König von Leon, einem von den vielen kleinen Reichen, in welche Spanien vormalß getheilt war, hielt es für eine seiner ersten und schönsten Pflichten, den größten Theil der Erziehung seines Sohnes Alphons selbst zu leiten. Es verging kein Tag, wo nicht der fromme königliche Vater die heilsamen Lehren Jesu Christi in das zarte Gemüth des geliebten Sohnes zu legen bemüht war. «O mein Sohn!» — so schloß sich meistens Ferdinands Unterricht, — «denke stets daran, daß dich Gott überall sieht, und jede deiner Handlungen einst am großen Tage der Vergeltung öffentlich richten wird. Fange jede Unternehmung mit herzlichster Anrufung des göttlichen Beistandes an; Bei allen Vorfällen bemühe dich, die Weisheit Gottes, und seinen

göttlichen Willen kennen zu lernen. Der Irrthum dringt leichter, als die Wahrheit, in unsere Seele ein. Das Vergangene und Zukünftige ist dem Alles durchschauenden Antlitz Gottes so bekannt, wie das Gegenwärtige, und wenn man Gott anruft, so leitet seine ewige Weisheit die Gesinnungen der Menschen. Er belohnt das demüthige Vertrauen der Menschen dadurch, daß er ihnen zu rechter Zeit ein giebt, was sie thun und lassen müssen.“ So lauteten die Ermahnungen, welche der edle Vater seinem Söhnlein so oft einzufloßen suchte, und bald sollte es auf eine schöne Weise sich darthun, daß sie in Alphons zartem Herzen tiefe Wurzel gefaßt hatten.

Noch hatte Prinz Alphons nicht sein zehntes Geburtsfest gefeiert, als eines Tags sein Vater siegreich aus einem, wider die feindlichen Mauren, die aus Afrika in Spanien eingedrungen waren, gelieferten Treffen in die Residenzstadt Leon einzog. Jubelnd strömte das Volk dem geliebten tapferen Herrscher entgegen, und wollte ihn, der vom Pferde abgestiegen war, als glorreichen Helden auf seinen treuen Händen unter Siegesgesang in die königliche Hofburg tragen. Ferdinand verbat sich alle Ehrenbezeugungen, und bald enthüllte sich die edle Absicht, warum er vom Pferde abgestiegen war. Nicht ferne von dem Stadthore war eine Kirche. In diese ging der fromme König, umgeben von seinen Herrschführern, und sank im Angesichte seines Volks vor dem Altare auf seine Kniee nieder, um dem Herrn der Herrschenden in einem stillen, innigen Gebete seinen Dank für den glücklichen Sieg darzubringen. Kinder! das war ein schöner, erbauender Anblick für die Tausende, welche dies sahen, und sich gleichfalls zur herzlichen Einstimmung in das stille Gebet auf ihre Kniee niedergezogen fühlten.

Aber der rührendste Anblick sollte erst noch folgen; als nämlich der fromme König sich von der Stufe des Altars empor hob, erblickte er im Umwenden sein neunjähriges Söhnlein, den kleinen Alphons, welcher noch immer auf den Knien da lag, sein von Frömmigkeit leuchtendes Auge zum Bilde des Erlösers, seine schuldlosen Hände kindlich dankend zum Himmel empor gerichtet hielt, und in glühender Andacht und inniger Herzens-

gießung auch nicht das Mindeste, was um ihn herum vorging, zu bemerken schien.

Nicht nur dem königlichen Vater, sondern selbst allen anwesenden Feldherrn und auch Vielen aus dem Volke, die zunächst standen und diese Scene sahen, traten die Thränen der Rührung in die Augen. Und nun winkte der fromme König, damit Niemand durch Aufsehen und Geräusch den frommen kleinen Väter stören sollte.

Eine eben so rührende Scene erfolgte bald hierauf, als König Ferdinand die Kirche verlassen, Alphons ihm gefolgt und nun bei dem, mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe begrüßten, Vater war, der nun von dem frommen Sohne erfuhr, daß er aus freiem Herzens-Antriebe die Hofburg verlassen, und in die Reihe der Dankenden sich gemischt habe. Da konnte der freud-erfüllte Vater und König sich nicht mehr enthalten, den frommen Alphons auf seine Arme zu nehmen, und ihn an sein Herz zu drücken. So am gerührten Herzen das Kostbarste und Schönste, was ein Vater besitzen kann, — ein frommes, gut-erzogenes Kind — tragend, schritt der König und Held unter dem Jubel seiner Unterthanen in die hohen Hallen der Hofburg ein.

6. Wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit erbaut Andere, und ermuntert sie, Gott auch von Herzen zu dienen.

Ein römischer Prinz besuchte fleißig die Kirche, und so oft er sich in derselben einfand, kniete er an einen bestimmten Ort, sah mit unverwandten Augen auf den Altar, und betete mit einer solchen Demuth und Andacht des Herzens, daß Viele durch ihn erbaut, und auf das Innigste gerührt wurden.

Unter Andern war auch ein stolzer und hochmüthiger Mensch zugegen, dem es noch nie in den Sinn gekommen war, sich vor Gott zu erniedrigen. Da nun dieser den frommen, demüthig betenden Prinzen einige Zeit betrachtet hatte, verschwand der Stolz aus seinem Herzen, und er sprach zu sich selbst: «Dies thut ein Prinz, und du schämst dich, es ihm nachzutun!» — Von diesem Augenblicke an war sein Betragen in der Kirche ganz anders. Er zeigte sich demüthig, kniete ehrfurchtsvoll

nieder, und verehrte Gott auf eine würdige und anständige Weise.

Daraus sehet ihr, liebe Kinder, wie wohlthätig ein gutes Beispiel auf die Nebeamenichen wirken könne. Möchtet ihr immer ein solches geben, und das gegebene gut benützen.

7. Johanna Harrington war einer der edelsten Jünglinge, dessen Beispiel merkwürdig ist. Er stand sehr früh, um 4 oder spätestens 5 Uhr auf, und schlief selten mehr als 6 Stunden, weil er den lobenswerthen Grundsatz hatte, daß man die Zeit, in welcher man schlafe, nicht lebe, weil man nichts Gutes thun könne. Sobald er sich angekleidet hatte, versammelte er seine Diensthoten um sich, las ihnen ein Hauptstück aus der Bibel vor, und verrichtete dann laut ein Gebet. Als dann verwendete er eine Stunde auf das Lesen eines Buches, welches schöne und nützliche Religions-Grundsätze enthielt, damit er gute Gesinnungen in sich erwecken, und auch in Andern die Kenntniß der christlichen Religion vermehren möchte. Vor dem Mittag- und Abendessen versammelte sich Alles, was zu seinem Hause gehörte; man las Psalmen, oder ein Kapitel aus der heil. Schrift, oder verrichtete herzliche Gebete. Eben so wurde auch nach dem Essen ein Psalm gesungen, und das Gebet andächtig verrichtet. Besondere Aufmerksamkeit hatte er auf die Heiligung des Sonntags, den er sehr gewissenhaft feierte. Er hatte zwar ein Hauskaplan, und hätte also zu Hause seine Andacht verrichten können: aber er wußte, welche Gewalt das gute Beispiel über die Menschen übe, und besuchte sehr fleißig den öffentlichen Gottesdienst Früh und Nachmittags. So sehr war es diesem edlen und reichen Jünglinge Bedürfnis geworden, die Gefühle seines frommen Herzens in der Stille und öffentlich vor Gott auszusprechen. Von seinen jährlichen großen Einkünften hatte er den zehnten Theil zu Werken der Liebe und Wohlthätigkeit bestimmt.

Wohl wäre dieser vortreffliche Jüngling werth gewesen, recht lange zu leben, denn wer wie Lord Harrington denkt und handelt, lebt nur zum Wohle seiner Mitmenschen. Allein er starb in einem Alter von kaum 22 Jahren, zwar von allen guten Menschen betrauert, aber eben so freudig als selig.

Möchtet ihr nicht auch so leben, um einst auch so sterben zu können? —

8. Frömmigkeit ist auf dem Sterbebette die Quelle des Trostes und der Erhebung, und macht den Uebergang in eine bessere Welt leicht und voll süßer Hoffnung.

Anna, die dritte Tochter des Königs Karl I. von England, ward den 17. März 1637 zu St. James, dem königl. Palaste in Westminster zu London, geboren. Kaum war Anna 4 Jahre alt, als sie schon auffallende Beweise eines großen Verstandes und eines sehr frommen Herzens gab. Prinzessin Anna erkrankte schwer, und man gab alle Hoffnung an ihrer Genesung auf. Nie klagte das gute Kind, und wenn sie Schmerzen am größten waren, faltete sie ihre kleinen Händchen, und betete still zum lieben Gott um Stärke zum Dulden. Immer mehr nahm die Gefahr zu, und die am Krankenlager stehenden weinten. Da tröstete sie die fromme Prinzessin, und sagte: „Laß mich nur beten; meine Kräfte sind schwach, ich kann mein langes Gebet (das Vater unser) nicht mehr sagen; ich will nur ein kurzes sagen: Herr und Gott! erleuchte meine Augen, daß sie nicht in den Schlaf des ewigen Todes verfallen!“ Also sprach das fromme Kind, neigte sein Haupt, und gab ihren Geist in die Hände ihres Schöpfers.

9. Marie Lenley, ein junges, liebliches Mädchen, war die Schwester der Gattin des berühmten englischen Paramentredners und Dichters Sheridan, welcher in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte. In der Blüthe ihrer Jahre wurde Maria von einem unheilbaren, schleichen Fieber befallen, und von Tag zu Tag nahmen ihre Kräfte ab. Das gute Mädchen war immer sehr fromm, und bemerkte, daß das Ende ihres Lebens nicht mehr ferne sey: aber sie verzagte nicht. Frömmigkeit und ihr Glaube an Jesus Christus und seine göttlichen Verheißungen gaben ihr Muth, die Leiden einer großen Krankheit geduldig zu ertragen.

Kurze Zeit vor ihrem Hinscheiden, da sie schon lange das Bette hatte hüten müssen, richtete sie sich plötzlich auf, und sang mit froher Begeisterung Händels himmlisches Lied:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“ Die fast überirdische Anmuth der Töne, die das junge, fromme Mädchen, das eben von der Welt scheiden wollte, erklingen ließ, und die fromme Hoffnung, welche aus den Worten jenes Liebes erblühet, verliehen dem letzten Hall einer Stimme, die immer jedes Ohr entzückt hatte, eine Kraft, die nicht zu beschreiben ist. Dr. Harrington, der berühmte Arzt und gleichfalls ein großer Tonkünstler, verlor alle Fassung, konnte nichts hervorbringen, als die Worte: „Maria ist ein Engel!“ und verließ das Zimmer.

Durch diese letzte Kraftanstrengung gänzlich erschöpft, sank Maria in die Arme ihrer Wärterin zurück, und starb bald nachher.

10. Wer in früher Jugend fromm zu werden sich bestrebt, und dann immer fromm lebt, stirbt ruhig und selig.

Joseph Addisson wurde geboren am 1. März 1672 zu Wiston in Wiltshire, in der Grafschaft Wexler in England. Seine Aeltern erzogen ihn sehr gottesfürchtig und christlich, und ließen ihn in allen nützlichen Kenntnissen unterrichten. Er zeigte früh große Neigung zu den Studien, die ihn in der Folge ausgezeichnet haben. Addisson war nicht nur seinen Aeltern sehr gehorsam, im Lernen unermüdet fleißig, sondern sehr gottesfürchtig und fromm. Täglich nahm er an Gelehrsamkeit und an Frömmigkeit zu, dadurch erhob er sich zu den angesehensten Aemtern in seinem Vaterlande. Diese änderten aber sein Herz nicht, welches unter allen Verhältnissen Gott ergeben und fromm blieb. Mit welcher inniger Liebe er an Gott hing, und wie sehr er die Religion schätzte, beweisen seine vielen herrlichen Schriften, die er im Drucke herausgab. Besonders schön und erbauend sind seine heiligen Lieder, die er verfertigte, welche jedem, der sie aufmerksam und mit Theilnahme liest, Andacht einflößen. Was er in seinen Schriften aussprach, davon war er selbst ganz durchdrungen. Immer lebte er fromm und gottesfürchtig; darum war ihm auch vor dem Tode nicht bange, als er fühlte, daß er herannähe. Sobald er das Ende seiner irdischen Laufbahn heran nahen sah, entließ er die Aerzte, und verlangte, daß

ein junger Anverwandter zu ihm gerufen werde. Dieser kam, und bat den Addisson um Befehle, die, wie er versicherte, er mit aller Gewissenhaftigkeit befolgen werde. Der Sterbende drückte ihm die Hand, und sagte: Sehen Sie, wie ruhig ein frommer Christ sterben kann! Und in wenigen Augenblicken darnach entschlief er in Gott, seinem Herrn.

Liebe Kinder! Ihr wünschet gewiß, einst auch so ruhig und getrost zu sterben, wie dieser fromme Mann starb. Leget nun den Grund hiezu schon in der Jugend; seyd fromm, liebet und fürchtet Gott, wandelt christlich, und ihr werdet einst gewiß auch selig sterben.

*

Wandle vor Gott, und sey fromm. Genes. 17. 1. — Das Geschlecht der Frommen wird gesegnet seyn. Psal. 111. 2. — Die Gottseligkeit ist zu Allem nütze, da sie die Verheißungen hat für dieses und das zukünftige Leben. 1. Tim. 4. 8. — Die Augen des Herrn sind auf die Gerechten gerichtet, und seine Ohren auf ihr Flehen; aber mit Mißfallen blickt der Herr auf die, welche Böses thun. 1. Petr. 3. 12.

Kind! sey fromm, den Engeln gleich.
Himmelreich blüht nur dem Frommen;
Diese werden aufgenommen
In das sel'ge Gottesreich.



G e b e t.

Das vornehmste Geschöpf auf der Erde ist der Mensch; denn er hat von seinem Schöpfer einen unsterblichen Geist, und ist berufen zur ewigen Seligkeit. Dieser Vorzüge und der Größe und Güte Gottes soll sich der Mensch oft erinnern, an Gott denken, mit ihm reden, das heißt — beten. Die mit Rührung verbundene Erhebung des Gemüthes zu

Gott, als dem mächtigen und weisen Helfer und Geber alles Guten nennt man Gebet. Es ist eine heilige Pflicht des Menschen, daß er bete, recht oft sein Gemüth zu Gott erhebe. Vergesst dies nie, und erhebet euer Herz recht oft zu Gott, meine lieben Kinder. Wer nicht betet, ist auch kein guter Mensch. Ohne Gebet gebelhet kein Vorwärtskommen im Guten; das Herz bleibt kalt, und leicht wird man zum Bösen verleitet. Unzufrieden und unruhig ist der Mensch, der nie an Gott denkt, nie zu ihm betet. Wer aber herzlich betet, machet sich Gott wohlgefällig, und erhält seinen Segen; Gebet bringt Freude und Beruhigung, gibt Stärke und Muth in schweren Unternehmungen, Trost in Leiden; Gebet zieht das Herz immer mehr vom Irdischen ab, und führt zu Gott hin.

Betet also herzlich, liebe Kinder! betet mit kindlichem Sinne; Kindersinn liebet Gott, der Vater; öffnet ihm euere Herzen, dann öffnet auch Er sein Herz euch. Wenn ihr betet, so denkt an nichts anderes, als an das Gebet; überleget zuerst, was ihr beten wollt, damit euer Gebet nicht thörichte Dinge zum Endzwecke habe. Sprechet mit Demuth und Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren, so, als ob ihr ihn sähet; sprecht kindlich und furchtlos, wie mit dem vertrauenswürdigsten Vater; vertraulich, wie mit dem bewährtesten Freunde. Seyd überzeugt, der, welcher das Auge gestaltet hat, steht; der, welcher das Ohr schuf, hört; der die Welt erschaffen hat, vermag Alles. Alle Schicksale der Menschen stehen in seiner Hand, und kein Gebet der Andacht, der Demuth und des Glaubens kann umsonst und ohne wohlthätige Wirkung für den Beter seyn. Herzliches Gebet wird euch die Seele über das Sichtbare erheben, das Vertrauen auf Gott und seine väterliche Fürsorge stärken, und in euch ein frohes und ernstes Andenken an den Allwissenden und Allgegenwärtigen erhalten, euch wachsam gegen die Versuchungen und Reize zum Bösen machen, in der Pflichttreue, und zur Ausübung schwerer Tugenden euch stärken, und Freude, Hoffnung, Standhaftigkeit euch einflößen.

Hütet euch aber beim Gebete vor aller Heuchelei, Schein-

heiligkeit, und der Begierde, bemerkt zu werden. Betet nicht, um sagen zu können; ich habe gebetet, oder, damit Andere euch fromm und gut nennen. Zum rechten Gebet gehört ein gutes Gewissen, reine Hände und ein frommes Herz. Betet mit Einsicht des Herzens, ohne alle Rücksicht auf eines Menschen Aug und Ohr. Bittet um Weisheit, die Wahrheit und Gottes Willen zu erkennen, Bittet um Segen und Gelingen eurer Arbeiten, und glaubet fest: auf euer herzliches Gebet wird etwas Gutes erfolgen, was ohne Gebet nie erfolgt wäre, und haltet auch an Jesu Wort: Bittet, so werdet ihr empfangen.

1. Lerna in früher Jugend wie du beten sollst.

Ein kleiner Knabe, Namens Gottlieb, **, welcher täglich sah, daß seine Aeltern Morgens und Abends, wie auch vor und nach dem Tische, die Hände zusammen hielten, mit den Augen aufwärts schauten, und dabei etwas in der Stille sagten, fragte einst, was sie da machten. Die Mutter antwortete; Wir besen, mein Kind, das heißt, wir reden mit dem lieben Gott. Was sagt ihr denn zu dem lieben Gott? fuhr der Knabe zu fragen fort. Die Mutter antwortete: Wir loben und preisen ihn, weil er so gut gegen uns und alle Menschen ist, da er uns ernährt und versorgt; wir danken ihm für alles Gute, das er uns gibt, und bitten ihn, daß er immer für uns sorgen wolle. „Liebe Mutter! sagte darauf der kleine Gottlieb, — lehrt mich doch auch beten, damit ich auch zu dem lieben Gott sprechen kann.“

Die Mutter that es, und Gottlieb, nachdem er die Morgen-, Abend- und Tischgebete gelernt hatte, betete sie täglich mit einer solchen Andacht, daß jeder Mensch, der ihn beten sah, darüber erstaunte und sich freute.

Liebe Kinder! ahmet diesem Knaben nach, und verrichtet auch täglich zu den gehörigen Stunden euer Gebet mit herzlichster Andacht.

2. Christlieb von Erter war ein guter und frommer Knabe. Seine Freude war, mit seinem lieben Gott zu reden, und alle Tage öffnete er in herzlichem Gebete Gott sein schuldloses Herz. Er hatte von seinen frommen Aeltern gelernt, wie

Gott, als dem mächtigen und weisen Helfer und Geber alles Guten nennt man Gebet. Es ist eine heilige Pflicht des Menschen, daß er bete, recht oft sein Gemüth zu Gott erhebe. Vergesset dies nie, und erhebet euer Herz recht oft zu Gott, meine lieben Kinder. Wer nicht betet, ist auch kein guter Mensch. Ohne Gebet gebet ihr kein Vorwärtskommen im Guten; das Herz bleibt kalt, und leicht wird man zum Bösen verleitet. Unzufrieden und unruhig ist der Mensch, der nie an Gott denkt, nie zu ihm betet. Wer aber herzlich betet, machet sich Gott wohlgefällig, und erhält seinen Segen; Gebet bringt Freude und Beruhigung, gibt Stärke und Muth in schweren Unternehmungen, Trost in Leiden; Gebet zieht das Herz immer mehr vom Irdischen ab, und führt zu Gott hin.

Betet also herzlich, liebe Kinder! betet mit kindlichem Sinne; Kindersinn liebet Gott, der Vater; öffnet ihm eure Herzen, dann öffnet auch Er sein Herz euch. Wenn ihr betet, so denkt an nichts anderes, als an das Gebet; überleget zuerst, was ihr beten wollt, damit euer Gebet nicht thörichte Dinge zum Endzwecke habe. Sprechet mit Demuth und Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren, so, als ob ihr ihn sähet; sprecht kindlich und furchtlos, wie mit dem vertrauenswürdigsten Vater; vertraulich, wie mit dem bewährtesten Freunde. Seyd überzeugt, der, welcher das Auge gestaltet hat, steht; der, welcher das Ohr schuf, hört; der die Welt erschaffen hat, vermag Alles. Alle Schicksale der Menschen stehen in seiner Hand, und kein Gebet der Andacht, der Demuth und des Glaubens kann umsonst und ohne wohlthätige Wirkung für den Beter seyn. Herzliches Gebet wird euch die Seele über das Sichtbare erheben, das Vertrauen auf Gott und seine väterliche Fürsorge stärken, und in euch ein frohes und ernstes Andenken an den Allwissenden und Allgegenwärtigen erhalten, euch wachsam gegen die Versuchungen und Reize zum Bösen machen, in der Pflichttreue, und zur Ausübung schwerer Tugenden euch stärken, und Freude, Hoffnung, Standhaftigkeit euch einflößen.

Hütet euch aber beim Gebete vor aller Heuchelei, Schein-

heiligkeit, und der Begierde, bemerkt zu werden. Betet nicht, um sagen zu können: ich habe gebetet, oder, damit Andern euch fromm und gut nennen. Zum rechten Gebet gehört ein gutes Gewissen, reine Hände und ein frommes Herz. Betet mit Theilnahme des Herzens, ohne alle Rücksicht auf eines Menschen Aug und Ohr. Bittet um Weisheit, die Wahrheit und Gottes Willen zu erkennen. Bittet um Segen und Gelingen eurer Arbeiten, und glaubet fest: auf euer herzliches Gebet wird etwas Gutes erfolgen, was ohne Gebet nie erfolgt wäre, und haltet auch an Jesu Wort: Bittet, so werdet ihr empfangen.

1. Ferna in früher Jugend wie du beten sollst.

Ein kleiner Knabe, Namens Gottlieb, **, welcher täglich sah, daß seine Aeltern Morgens und Abends, wie auch vor und nach dem Tische, die Hände zusammen hielten, mit den Augen aufwärts schauten, und dabei etwas in der Stille sagten, fragte einst, was sie da machten. Die Mutter antwortete: Wir beten, mein Kind, das heißt, wir reden mit dem lieben Gott. Was sagt ihr denn zu dem lieben Gott? fuhr der Knabe zu fragen fort. Die Mutter antwortete: Wir loben und preisen ihn, weil er so gut gegen uns und alle Menschen ist, da er uns ernährt und versorgt; wir danken ihm für alles Gute, das er uns gibt, und bitten ihn, daß er immer für uns sorgen wolle. „Liebe Mutter! sagte darauf der kleine Gottlieb, — lehrt mich doch auch beten, damit ich auch zu dem lieben Gott sprechen kann.“

Die Mutter that es, und Gottlieb, nachdem er die Morgen-, Abend- und Tischgebete gelernt hatte, betete sie täglich mit einer solchen Andacht, daß jeder Mensch, der ihn beten sah, darüber erstaunte und sich freute.

Liebe Kinder! ahmet diesem Knaben nach, und vergißet auch täglich zu den gehörigen Stunden euer Gebet mit herzlichem Andacht.

2. Christlieb von Erter war ein guter und frommer Knabe. Seine Freude war, mit seinem lieben Gott zu reden, und alle Tage öffnete er in herzlichem Gebete Gott sein schuldloses Herz. Er hatte von seinen frommen Aeltern gelernt, wie

man beten solle, und redete mit wahrer Demuth und Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren so, als ob er ihn gesehen hätte, und nicht mit gelehrten Worten, sondern wie es ihm aus dem Herzen kam, voll des Glaubens und kindlichen Vertrauens.

Einst suchte ihn sein jüngerer Bruder, um im Hofe ein Spiel zu machen; da fand er den frommen Knaben in einem Kämmerlein vor Gott auf den Knien liegen, und recht herzlich beten. Dies rührte den kleinen Bruder so sehr, daß er sich entschloß, auch so fromm wie Christlieb zu werden. Der Drang seines Knaben, zu beten, war wirklich so groß, daß er öfters seine Geschwister mit sich an einen abgelegenen Ort nahm, sie brüderlich küßte, und dann sagte: Kommt, laßt uns beten, wir haben Zeit und Raum dazu; wir wollen die Zeit auskosten.

3. Carl Bruggmann wurde von seinen frommen Aeltern frühzeitig angehalten, oft und herzlich zu beten. Nie stand Carl auf, ohne das Auge und Herz zum Himmel, zu Gott, erhoben zu haben, seinen Fuß setzte er aus dem Hause, ohne ein herzliches Gebet verrichtet zu haben. Ebenso betete er andächtig vor und nach dem Tische, und beim Bettgehen. „Ich habe nur halb gelebt, wenn ich nicht gebetet habe!“ sagte einst dieser gute Knabe; wenn er auch einmal aus Müdigkeit es vergesen hatte, ging er geschwind wieder aus dem Bette, kniete nieder, und bat Gott um Vergebung seines Fehlers. Wenn seine Brüder essen wollten, ehe sie gebetet hatten, so sagte er: „Wer nicht betet, ist auch nicht würdig zu essen. Wendet zuerst euer Herz zu Gott; wenn Er nichts gäbe, wären wir Alle verloren. Er ist der freundliche Geber alles Guten!“

Präget euch die Worte und Handlungen dieses Knaben recht in das Gemüth.

4. Christian Fürchtegott Gellert wurde den 4. Juli 1715 zu Hammichen, einem kleinen Städtchen bei Freiberg, geboren, und erhielt daselbst den ersten Unterricht. Er genoß das Glück, durch seine rechtschaffenen Aeltern von früher Jugend an zu einer wahren und herzlichen Hochachtung gegen die Religion geführt zu werden; darum war es auch für ihn die höchste Freude, zum Altwissenden recht oft sein Herz und seine Hände

zu erheben, und innig zu beten. Er empfand auch, nach seinem eigenen Geständnisse, zu allen Zeiten seines Lebens den Segen und die Kraft der Religion und des Gebetes. Sein Eifer in der Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste war unermüdet; er besuchte die Kirche so regelmäßig, daß ihn, seines schwächlichen Körpers ungeachtet, keine, auch noch so raube, Witterung abhielt, zum ermunternden Beispiele für viele Kinder, welche durch allerlei Vorwände vom Besuche des Gotteshauses sich loszumachen suchten. So wichtig dem kleinen Gellert der öffentliche Unterricht in der Religion war, mit eben so großer Aufmerksamkeit und ernster Andacht nahm er an den feierlichen Religionshandlungen seiner Confession Theil, und immer erhöhte die reine Andacht, die sichtbare Ehrfurcht des frommen Knaben die Andacht aller derer, die mit ihm im Gotteshause waren. In seinen häuslichen Andachtsübungen war er eben so eifrig und gewissenhaft, besonders im Gebete, weil er von dem Segen desselben für Tugend und Frömmigkeit jene Begriffe hatte, welche wahre Verehrer Gottes zu allen Zeiten davon gehabt haben. Gellert betete zu Hause allein, so wie mit dem Kellern und Geschwistern herzlich, und las gerne in frommen Erbauungsbüchern.

Mit inniger Liebe hing er an seinem Kellern, und betete täglich für ihr Wohl. Die mittelmäßigen Einkünfte seines Vaters, der 13 Kinder zu ernähren hatte, nöthigten ihn, schon in seinem eilften Jahre durch Abschreiben für Abschreibern sich einigen Erwerb zu verschaffen. Früh äußerte sich seine Neigung zur Dichtkunst. Sein erster Versuch, den er in seinem 13ten Jahre machte, war ein Geburtstagsgedicht für seinen Vater. Die baufällige Wohnung desselben wurde durch 15 Stützen vor dem Einsturz gesichert; und eben so viel waren damals der Gellertschen Kinder und Kindeskinde. Diese Zufälligkeit brachte er in jenes Gedicht, indem er jedes der Letztern als eine Stütze des Vaters und seines Namens auführte, und seinen Glückwunsch abstratten ließ. Im Jahre 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Weissen, um sich daselbst für die Universität vorzubereiten. Hier lernte er Gärtner und Rabener kennen, und schloß mit diesen den Bund einer innigen Freundschaft.

schaft. Die drei Jünglinge spornten einander gegenseitig zum Eifer in den Wissenschaften und zur Verichtigung ihres Geschmacks an. Später wurde Gellert Erzieher vornehmer Kinder, dann öffentlicher Lehrer, und die Fäßlichkeit und Anwendbarkeit seines Unterrichts erwarb ihm ausgezeichneten Beifall. Er dichtete und bearbeitete sehr Vieles, wodurch er sich großen Ruhm erwarb; selbst die angesehensten Männer beeiferten sich, dem Manne ihre Hochachtung zu beweisen, der der Liebling seiner Nation war. Die preussischen Prinzen Carl und Heinrich unterredeten sich öfters mit ihm, und letzterer machte ihm durch den General Ralkreuter das Pferd zum Geschenk, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und worauf Gellert seit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte. Einer seiner geliebtesten Schüler, der treffliche Graf Moriz von Brühl, gab ihm eine jährliche Pension von 150 Thalern, ohne daß Gellert seinen Wohlthäter entdecken konnte. Gellert wurde immer schwächer, weil er an einem unheilbaren Uebel litt; und er starb, wegen seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, so wie wegen seiner Gelehrsamkeit und dem edlen Character von allen bedauert, am 13. December 1769 im 55ten Lebensjahre. Seine geistlichen Lieder blieben immer ein kostbarer Schatz. Ueberzeugt von dem Einflusse des Gebetes in die Besserung und Ruhe des Herzens übte er sich täglich in demselben, suchte täglich die wahre Vollkommenheit eines ächten christlichen Veters immer mehr zu erlangen, und bezeugte oft, daß er mit keiner Zeit seiner jüngeren Jahren mehr unzufrieden wäre, als wo er das Gebet vernachlässigt hätte, und erinnerte sich wohl, daß, wie sein Eifer im Gebet abgenommen, unerlaubte Neigungen in ihm zugenommen hätten. Nehmt euch diese Bemerkung wohl zu Herzen, liebe Kinder.

5. Jenes Gebet der Jugend ist Gott am angenehmsten, worin um Jugend und Weisheit gebeten wird.

Albrecht Heinrich, Prinz von Braunschweig und Lüneburg, wurde sorgfältig erzogen. Obwohl ihm manche Freuden dieser Welt zu genießen als Prinz offen stand, so lebte er doch sehr christlich, und betete oft und herzlich. Das

Gebet war ihm eine der wichtigsten und angenehmsten Pflichten der Religion. Man sah den Prinzen, allen zur Erbauung, mit aller Sorgfalt den öffentlichen Gottesdienst besuchen, wo er sich als einen herzlichen, ehrfürchtvollen Verehrer und Anbeter Gottes zeigte. Seine Freude am Gebet war so groß, daß er oft ganze Nächte hindurch betete. Um was er aber vorzugsweise betete, war nicht um Erdengüter, um Reichthum, Macht oder Ansehen; sondern daß ihm Gott Gnade geben möge, immer weiser, tugendhafter und vollkommener zu werden. Gott erhörte auch sein eifriges Gebet, und Prinz Albrecht Heinrich zeichnete sich durch seinen christlichen Character und sein rein sittliches Leben vor Vielen seiner Zeit aus.

Tugend und Weisheit macht zeitlich und ewig glücklich; diese seyen also der Hauptinhalt unseres Gebetes.

6. Mary Hudson aus Südcarolina, in den nordamerikanischen Freistaaten, war in ihrer Jugend sehr fromm, und bewies dies durch ihre Liebe zum Gebete. Sie suchte einsame Orte, wo sie die Gefühle ihres frommen Herzens vor Gott ausgießen konnte; denn in der Einsamkeit, fern vom Geräusche der Welt, können ungestörter Geist und Herz sich mit Gott beschäftigen. Einst schrieb Mary, ehe sie sich zum Empfange der heil. Communion vorbereitete, folgendes in ihr Tagebuch:

„1757 den 4. Januar. Da dies der Tag unserer heil. Communion war, so stand ich ein wenig früher als gewöhnlich auf, und so konnte ich mehrere Zeit in der Einsamkeit zubringen, und wie ich hoffe, habe ich den Herrn nicht vorgeblüht gesucht. Ach, wer ist so gut, als unser lieber Gott! Reich an Güte und Gnade ist er, vergibt Uebertretung und Sünde, und erläßt seinem Volke die Missethat. Und soll ich seine heiligste Majestät noch stets beleidigen? Wann, o Herr, werde ich aufhören, wider dich zu sündigen, wann werde ich dich vollkommen verherrlichen?“

So betete Mary Hudson oft und innig, und unterhielt sich im herzlichen Gebet mit Gott, und bezeugte Jesu Christo ihre Liebe und Zuversicht zu ihm mit großem Eifer. Die Blüten

Stunden der Mitternacht, da sie auf ihrem Lager wachte, und auch die heitern Morgenstunden waren es insbesondere, in welchen sie ihr Herz zu Gott erhob, und immer fühlte sie sich neu gestärkt in ihren frommen Vorsätzen, nach Gottes Willen immer vollkommener zu werden. Auch an Mary bewährte sich die Wahrheit des Wortes: der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen; Allen, die ihn wahrhaft anrufen. Er erhöret ihre Bitte, und rettet sie. — Darum betet, liebe Kinder, betet mit Mund und Herz.

7. Adalbert von Prag, aus einem königlichen Geschlechte abstammend, wurde schon in zarter Jugend von seinen frommen Aeltern zum öfteren und herzlichsten Gebete angehalten. Nichts freute ihn so sehr, als im Gebete mit Gott sich beschäftigen, ihm seines Herzens Angelegenheiten vorlegen zu dürfen. Daher sah man ihn öfters mit entblößtem Haupte zu den freundlichen Gestirnen blicken, und anbeten die Majestät und Herrlichkeit des Allerböchsten. Jede Blume bewog ihn zum Lobe Gottes, und mit inniger Freude und Anbetung wurde sein Herz beim Anblicke der Wunder der Natur erfüllt. Wo er aber am liebsten verweilte, war im Gotteshause; und wie sehr er sich angelegen seyn ließ, in dem Hause des Herrn innig zu beten, im Geiste und in der Wahrheit, sollt ihr nun hören.

Es war in den heiligen Tagen der Charwoche, als eines Vormittags der zwölfjährige Adalbert in der Domkirche zu Prag dem Kanzelvortrag eines berühmten geistlichen Redners beigewohnt, und aus dem verkündeten Worte Gottes solche lehrreiche und rührende Wahrheiten aufgefaßt hatte, daß es ihm nach geendigtem Gottesdienste unmöglich wurde, die frommen Empfindungen seines zur anbetenden Gottesverehrung gestimmten Gemüthes zu unterbrechen; und doch war es schon Mittagszeit, in welcher der Pförtner die Kirchenthüre abzuschießen pflegte. Da begab sich Adalbert in eine Seitenkapelle der hohen Domkirche, wo er theils in herzlichem Gebete, theils in frommer Betrachtung des Leidens und Kreuzestodes Jesu Christi bereits mehrere Stunden zubrachte. Innig war sein Gebet; mehr mit der Seele, als den Lippen, sprach er die

Güte und Gnade Gottes, die in Jesus uns einen Retter und Erlöser sandte, und demüthig neigte er sich in frommer Betrachtung.

So war es dem andächtigen Jünglinge gar nicht bemerkt worden, daß schon die Hälfte des Nachmittags vorüber war. Er erhob so eben seine gebeugten Kniee von den Stufen des Altars, und wollte nun aus der kleinen Kapelle wieder in die schöne Domkirche gehen, als ihm seine Mutter entgegen trat.

Die Heiligkeit des Ortes gestattete weder eine Entschuldigung über seine lange Abwesenheit, noch eine Erklärung von Seite der Mutter. Beides ging vor sich, als man den ehrwürdigen Tempel verlassen und das Freie erreicht hatte. Wie staunte Albert, als die Sonnenuhr des Kirchthurmes schon auf die 4te Nachmittagsstunde wies! Es ward ihm nun sehr einleuchtend, daß sein so langes Verbleiben von dem Parke der geliebten Aeltern die Ursache großer Besorgnisse habe werden müssen. Er bemühte sich, hierüber die gütige Mutter um Verzeihung zu bitten. Aber diese sprach: »Mein Adalbert! ich habe den Vater über dein langes Ausbleiben im Voraus mit der Gewißheit beruhiget, daß ich dich ganz gewiß zu dieser heiligen Zeit nirgends anders, als in dem Tempel Gottes treffen würde.«

Und an der treuen Mutter Hand ging Adalbert, durch Gebet gestärkt und der Aeltern Liebe und Sorgfalt erheitert, seinem Vaterhause getrost entgegen.

Wie heilig ist es, in den Vorhöfen des Herrn zu weilen, und den allmächtigen, liebevollsten Gott anzubeten! Aber, tretet in Adalberts Fußstapfen.

3. Einiges und demüthiges Gebet in der Stunde der Noth erhört Gott; und sendet Jenen, die auf ihn vertrauen, Hülfe.

Zur Zeit des sechzehnjährigen Krieges wohnte ein gottesfürchtiges Mädchen, welches gut erzogen und gebildet, aber in seiner Kindheit blind geworden war, mit den Seinigen in einem Dorfe in der Neumark. Als die Russen und Kosaken auch nach diesem Orte streiften, so nahm Jedermann auf

Furcht vor ihnen die Flucht, und die Häuser ließ man leert stehen. Das arme, blinde Mädchen wurde von den Seinigen aus kraßbarer Nachlässigkeit allein zurückgelassen. In der großen Angst, die es wegen der üblen Behandlung hatte, welche der Feind ihm zufügen würde, warf es sich auf die Knie nieder, und betete inständig zu Gott um Bewahrung vor Leiden und Verfolgung. Der Feind kam, und durchsuchte alle Häuser des Dorfes; aber in das Haus des blinden Mädchens kam nicht ein einziger Soldat. Und als die Truppen wieder fortgezogen waren, fanden die Seinigen zur Verwunderung Mädchen und Haus unbeschädigt. Sie erkannten hieraus, wie Gott das Gebet in der Noth erhört und sie gnädig bewahrt habe. Sie dankten ihm dafür, und von dieser Zeit an hielten sie sehr viel auf das Gebet, dem sie nun als fleißiger und andächtiger oblagen, als vorher.

Gott der Herr sagt ja selbst: rufe mich an zur Zeit der Noth, und ich will dich erretten, und du sollst mich preisen.

9. Ein armer Student war einst auf eine Untereise tät gegangen, um daselbst sich eine wissenschaftliche Bildung zu erwerben. Noch nicht lange war er daselbst, als er krank wurde. Er mußte lange liegen, und sein wenig Geld, das er mitgebracht hatte, war bald für Verpflegung und Arzneimittel ausgegeben. Nun wurde seine Lage erst traurig, obwohl seine Gesundheit sich nach und nach wieder einstellte; denn er hatte in jener Stadt keine Bekanntschaft und keinen Credit, daß ihm Jemand in der Noth gelehnt hätte. Er bekam Hunger; aber er hatte leider nicht viel, ihm zu stillen, und der Jüngling weinte manche bittere Thräne.

Einst saß er an einem Sonntag Mittags in seinem Zimmer, hatte keinen Kreuzer Geld, keinen Bissen Brod, und empfand einen heftigen Hunger. Da hört er in einem Winkel ein Mänschen, das an einem Krüstchen Brodes nagte. Er ging hinzu, sah das Krüstchen, das man weiß, wie alt und ganz vertrocknet war; doch für seinen Hunger war es nicht zu schlecht, und an Etel wurde jetzt nicht gedacht. Er nahm begierig. — doch wollte er es nicht ohne Gebet vorgehen.

Er legte es also auf den Tisch, stellte sich davor, und betete, in dem festen Vertrauen, daß Gott diese wenige Speise ihm eben so wohl zur Nahrung und Stärkung des Leibes segnen könne, als wenn es noch so viel wäre.

Gott erhörte sein Gebet, und gab ihm mehr, als er bat und erwartete. Denn ehe es zu Ende war, kam der Bediente eines adelichen Herrn, der in der Nachbarschaft wohnte, und von seinen Umständen gehört hatte, und brachte ihm drei Schüsseln voll guter, warmer Szeisen.

Das Gebet ist ein Doppelschlüssel: es schließt das Herz des Menschen und die Pforte des Himmels auf. Das Gebet der Armen durchdringt die Wolken.

10. Dergleichen Gebet zu Gott erbaut die Menschen, und rührt ihr Herz, auch anzubeten den einzig wahren Gott, den Herrn Himmels und der Erde.

Ein schwedischer Jüngling war Officier, und hatte das Unglück, in russische Gefangenschaft zu gerathen. Zwan besaß er zu Hause ein schönes Vermögen, mußte aber in den Zeiten seiner Gefangenschaft in der ängsten Dürftigkeit leben, weil man ihm nichts zusenden konnte. Voll Betrübniß ging er, da er die Erlaubniß hatte, auszugehen, in den Wald, um sein Herz dem allmächtigen Gott, dem Gott der Barmherzigkeit und Liebe, zu eröffnen. Ein tartarischer Bauer sah ihn von Ferne, wollte diesen, von seinem elenden Zustande gedrückten, Menschen belauschen, und verbarg sich hinter einem Baume. Der Offizier fiel jetzt vor Gott nieder, hob seine Hände gen Himmel, und bat um Errettung aus seiner drückenden Noth. Nach verrichtetem Gebete fühlte er in seinem Herzen die Ueberzeugung, daß sein Gebet gewiß erhört worden sey. Voll getrosten Muthes und großer Freude wollte er eben nach Hause zurückkehren, als der Tartar vor ihn trat, und fragte, wer er wäre. Der Officier erzählt ihm sein Schicksal.

„Aber was ist das?“ sprach der Tartar; — „erst warst du traurig, und nun, da du gebetet hast, bist du so fröhlich; — hat dir denn dein Gott etwas gegeben?“

«Noch habe ich nichts erhalten» — antwortete der Jüngling. — „Gott ließ mir aber die Wahrheit seines Wortes, daß er mein Gebet erhört habe, recht kräftig werden. Ob ich also gleich noch nichts habe, so weiß ich doch gewiß, daß er mir helfen werde. Denn dieser einzige, wahre Gott des Himmels und der Erde hat einen Sohn, der Jesus Christus heißt, in welchem er allen Menschen gnädig seyn will. Wer an diesen Sohn Gottes von Herzen glaubt, und in seinem Namen Gott bittet, den erhört Gott um seines Sohnes willen wirklich.«

Kurze Zeit nachher erhielt der Officier einen Wechsel von 300 Thalern.

Der Tartar, welcher auch sehr arm war, dachte: es ist doch ein Gott, der uns Alle erschaffen hat, warum sollte er mir nicht auch helfen? Voll edler Herzensersault fiel er jetzt nieder, und betete: „Du großer Gott, der du Himmel und Erde erschaffen hast, ich habe gehört, daß du einen Sohn habest, und um seinetwillen allen Menschen gnädig seyn, und die dich in seinem Namen anrufen, erhören wollest. Ich bitte dich deswegen im Namen deines Sohnes Jesu Christi, hilf auch mir in meiner Noth und Armuth!“

Die Verhältnisse des Tartaren besserten sich wirklich nach und nach durch Gottes Hülfe, und voll Vergnügen über die gemachte Erfahrung suchte er den Officier auf, hörte von diesem, wie Gott für ihn gesorgt habe, und erzählte dann selbst, wie er Gott gebeten, und von ihm Hülfe erhalten habe. «Das ist gut,» setzte er hinzu, «daß ich etwas von diesem wahren Gott weiß. Von nun an will ich diesen einzigen wahren Gott in seinem Sohne anbeten und verehren.»

Der Officier gab ihm noch weiteren Unterricht von Gott und seinen beseligenden Anstalten durch Jesus Christus, und der Tartar wurde ein guter Christ. Folgender Umstand mag bezeugen, welche eine vortreffliche Wirkung der christliche Unterricht auf sein Herz und Leben gemacht habe. Ein russischer Kaufmann verlor auf seiner Reise durch diese Gegend einen versegelten Beutel mit 500 Rubeln, welchen der Sohn dieses Tartaren fand, und seinem Vater brachte. Der rechtschaffene

Tartar ließ sich die Stelle zeigen, wo der Beutel gefunden wurde, und verwahrte ihn daselbst unter der Erde. Als der Kaufmann mit seiner Gesellschaft zurückkam, so forschte der Tartar so lange nach, bis er den Besitzer des gefundenen Geldes, der den Beutel mit seinem Petschafte versiegelt hatte, entdeckte, und gab ihm das Gefundene unverfehrt zurück.

Hätte dieser Tartar Christus auch kennen gelernt, wenn jener schwedische Jüngling nicht so herzlich im Walde gebetet hätte? — So viel vermag ein gutes Beispiel.

11. Rührendes Dankgebet eines Wilden für seinen Wohlthäter.

Ein Geistlicher, der in Ostindien Missionär war, erzählt eine rührende Geschichte von einem Wilden. Der Geistliche ging einst gegen Abend mit seinen Hausgenossen spazieren; da hörten sie in einem Walde ein klägliches Winseln. Sie gingen diesem nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden (einen von den Heiden, welche Ostindien bewohnen). Er lag ermattet auf der Erde, und konnte sich nicht mehr rühren. Der Geistliche fragte freundlich nach seinen Umständen, aber er wollte anfänglich gar nicht reden; doch endlich sagte er: »Ach! heute Morgen, als der Himmel roth war, machte ich mich auf, um in meine Heimath zu kommen. Ich bin schon lange von meinen Aeltern fort. Aber ich habe mich verirrt, ich wurde immer müder, war ohne Nahrung; es wird dunkel, ich bin sehr müde; nun muß ich hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen, oder wilde Thiere, oder meine Feinde mich umbringen. Ach, meine guten Aeltern!«

Der Geistliche hatte Mitleid mit dem Wilden, der ein Jüngling war, und bat ihn, mit ihm in seine Wohnung zu gehen, und bei ihm über Nacht zu bleiben. — »Aber du kennst mich nicht!« sagte der Wilde. — »Ich brauche dich nicht zu kennen,« antwortete der Geistliche, führte ihn mit sich in seine Hütte, und erquickte ihn mit Speise und Trank. Darnach bereitete er ihm ein Nachtlager in einem Kämmerchen neben dem seinigen, so daß nur eine dünne, leinene Wand zwischen ihnen war. Der wilde Jüngling legte sich nieder.

Mitten in der Nacht hörte der Geistliche ein Geräusch als ob der Wilde von seinem Lager aufstände. Er erschrock und horchte; denn er fürchtete, der Wilde möchte etwas Böses im Sinne haben. Allein er that ihm Unrecht, und hatte gar keine Ursache, sich zu fürchten; denn er hörte, daß der Wilde niederkniete, und mit folgenden Worten betete: »O Gott! ich danke dir, daß auf meinem Wege die Sonne geschehen hat; ich danke dir, daß mich keine Schlange gestochen, kein wildes Thier angefallen hat, daß meine Feinde mir nicht begegnet sind. Ich danke dir, daß dieser gute Fremde gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt hat. — O Gott, wenn dieser Fremde, oder seine Nachkommen reisen, so gieb ihnen auch die Sonne; so bewahre sie vor Schlangen und wilden Thieren, und vor ihren Feinden. Und wenn sich einer verirrt, und am Wege liegt, so laß einen guten Mann kommen, der ihn mit in seine Hütte nimmt.«

So betete der Heide, und gewiß hat sein Gebet Gott wohlgefallen. Betet ihr auch, liebe Kinder, die ihr von Gott täglich so viele Wohlthaten empfanget, da er euch beschützt und erhält? Betet ihr auch für euere Wohlthäter? Möchte doch dieser Wilde keines unter euch beschämen!

12. Noch eine Geschichte von einem indianischen Prinzen, der, obwohl nicht im wahren Glauben geboren und erzogen, doch dem Allmächtigen Gebet und Opfer darbrachte von ganzem Herzen.

Der englische Capitain Corver traf im Jahre 1783 auf seinen Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika einen jungen indianischen Prinzen oder sogenannten amerikanischen Wilden, dessen Vater der Vorsteher eines großen wilden Volkes war. Der Jüngling war von der Nation der Winbagoer, und ging als Gesandter zu den Radowessischen Völkerschaften. Da dieser hörte, daß Capitain Corver den berühmten Wasserfall des Niagara-Flusses besuchen wollte, so äußerte er sein Verlangen, ihn dahin zu begleiten. Beide gingen mit einem Bedienten dahin.

Schon in einer Entfernung von beinahe 4 Stunden konnten die Reisenden das Geräusch des Wassers deutlich hö-

ren; je näher sie aber diesem Meisterstücke der Schöpfung Gottes kamen, um so größer wurde ihr Erstaunen und Vergnügen. Raum hatte der Prinz die Spitze des Berges erreicht, von welcher man diesen bewunderungswürdigen Wasserfall überschauen kann, so fing er an, mit vernehmlicher Stimme zu dem großen Geiste, wie er Gott nannte, zu beten, weil er glaubte, daß dies einer von seinen Wohnplätzen wäre. Er sagte ihm vor, daß er einen weiten Weg gereiset wäre, um ihn anzubeten, und daß er ihm jetzt das beste Opfer, das er besitze, darbringen wolle. Er warf hierauf seine Pfeife in den Strom, und das Futteral, worin er seinen Tabak verwahrte; dann folgten die Armbänder, die er an sich trug, sein aus Drath und Glasperlen bestehendes Halsband, und zuletzt seine Ohrringe. Kurz, er schenkte Gott Alles, was er am liebsten hatte, und was in seinem Anzuge von einigem Werth war. Zugleich setzte er sein Gebet immer fort, wie es ihm sein Herz und die Natur eingab, und endigte es damit, daß er den großen Geist um seinen Schutz auf seiner Reise, um eine glänzende Sonne, einen schönen blauen Himmel und helles, heiteres Wetter bat. Er ging dann nicht von der Stelle, bis er mit dem Capitain Corver, nach indianischer Sitte, dem großen Geiste zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatte.

Eine solche Ehrfurcht und Liebe hatte zu Gott ein junger heidnischer Prinz, der von unserem heiligen Glauben an den einzig wahren Gott nichts wußte.

*

Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernst anrufen. Psal. 145. 18. — Das Gebet der Frommen ist Gott angenehm. Sprüchw. 15. 8. — Wer Gott dienet mit Freude, wird erhört, und sein Gebet wird bis an die Wolken reichen. Sir. 35. 20. — Alles, um was ihr im Gebete bittet, glaubet, daß ihr es erhalten werdet, und es wird euch werden. Mark. 11. 24. — Betet unter allen Umständen stets mit Bitten und Flehen im Geiste. Ephef. 6. 18. — Beharret im Gebet, verbindet damit

Wachsamkeit und Dank. Koloss. 4. 2. — Leidet Jemand unter euch, so betet er. Jak. 5. 13.

Zu Gott im Himmel beten
Ist eine heil'ge Pflicht;
Mit Dank vor ihn zu treten,
O Kind! versäume nicht.
Du darfst nicht Worte wählen,
Wie sie die Kunst gebent;
In Einsalt deiner Seelen
Bet' oft mit Freudigkeit;
Bei jeder Freud', in jedem Schmerz
Hast du dann ein getrostes Herz,

G e d u l d.

So wenig es immer Sonnenschein in der Natur seyn kann, eben so wenig kann es den Menschen immer gut gehen. Leiden sind nach dem Plane der göttlichen Vorsehung hienieden unvermeidlich, und Niemand kann, so vorsichtig er auch seyn mag, allen traurigen Ereignissen entgehen; auch im glücklichsten Leben finden sich trübe Stunden. Wer weise seyn, wer als ein Christ handeln will, trägt die Bürde der Leiden, die eine höhere Hand ihm auflegt, zufrieden und ruhig. Die Aeußerung der Zufriedenheit, in Beziehung auf die Ertragung unabwendbarer Beschwerden und Leiden des menschlichen Lebens nennt man Geduld. Jedem Menschen, selbst dem Kinde, ist keine Schule nöthiger, als die der Geduld; wer in der Jugend nicht geduldig zu seyn lernte, dessen Herz wird im Alter unter dem Drucke der Leiden brechen.

Auch ihr, liebe Kinder, werdet gewiß Vieles in der Welt zu leiden und mit mancherlei unangenehmen Empfindungen zu kämpfen haben. Leidet mit stillem, ruhigem Sinne, mit schweigender Geduld. Murret nicht wider Gott und Menschen. Ein Leiden, mit Widerwillen getragen, drückt doppelt

schwer. So wenig dem Wanderer sein rauher Pfad dann leichter und anmuthsvoller wird, wenn er ihn mürrend wandelt; eben so wenig machen wir uns durch Ungebuld die Beschwerden und Leiden des Lebens erträglicher. Je gelassener wir dulden, desto leichter werden wir tragen. Geduld stärkt, erhebt und macht muthig. Die Leiden und Widerwärtigkeiten, die uns Gott auflegt, sollen uns näher an Gott anschließen, Glauben und Vertrauen zu seiner Vorsicht erwecken. Sie sollen uns lehren, unsere Kräfte besser anzuwenden, unsere Gedanken von der Erde hinweg und himmelan zu ziehen. Durch Leiden sollen wir besser, weiser, tugendhafter werden; sie zeigen uns unsere Bestimmung, die Ewigkeit, in einem helleren Lichte, und führen uns näher zur Vollkommenheit. Wie das Gold im Feuer geläutert werden muß, so muß der Christ im Feuerofen der Leiden geläutert werden; und Geduld ist dann die Bewährung des Glaubens und der Tugend. Unterwerfet euch also in aller Geduld dem Leiden, das der liebe Gott euch auflegt, und klaget nie. Denket, daß Gott von euren Leiden wisse, und euch als Vater nur zu eurem Besten leiden lasse; gewöhnt euch, gleich anfangs, kleine Leiden und Widerwärtigkeiten Gott zu lieb zu dulden. Unverschuldete Leiden betrachtet als ein Kennzeichen, daß euch Gott lieb habe; hütet euch aber, daß ihr nicht durch Sünden selbst die Stifter eurer Leiden werdet. Blickt oft auf Jesus, das Vorbild aller Leidenden, und erwäget, daß er für euch mehr und unschuldiger litt, als ihr. Verzaget nie, wenn auch euer Pfad noch so rauh, noch so dornenvoll seyn mag. Traget geduldig als Christen, was Gott euch auferlegt. Er versucht euch nicht über Vermögen. Je schwerer der Sieg ist, desto erfreuender ist er; je stärker die Prüfung ist, welcher Gott uns würdiget, desto höher ist jenseits unsere Vollkommenheit, unser Glück. Wie der Regenbogen nie besser, als bei untergehender Sonne in Mitte trüber Wolken seine herrlichen Farben zeigt, also soll in Leiden euer innerer Werth durch Geduld und Glauben sich bewähren. Nehmet dann den Spruch zu Herzen:

Still im Leiden und gelassen
Mit Geduld die Seele fassen

Muthig in der Hoffnung seyn;
 Hohen, bange Sorgen drücken,
 Sich mit Gottes Wort erquicken,
 Das flößt Kraft zum Siege ein.

1. Nikolaus Boileau (Boaloh) wurde den 1ten November 1636 zu Paris geboren. Schon sehr früh hatte dieser Knabe mit Krankheit und manchem Ungemach zu kämpfen. Als er 8 Jahre alt war, bekam er einen Anfall von der Steinplage, welches eine sehr schmerzhafte Krankheit ist. Es entstehen nämlich zuweilen in der Urinblase Steine, welche, wenn sie größer werden, nicht anders, als durch einen Schnitt, wegzuschaffen sind. Die Leiden des jungen Boileau nahmen immer mehr zu, und es war für ihn nur ein Mittel, sein Leben zu retten, nämlich sich durch den Schnitt operiren zu lassen. Der gute Knabe war freilich etwas betroffen; als man ihn hievon in Kenntniß setzte; allein er faßte sich, betete recht innig, und duldete die sehr schmerzhafte Operation mit außerordentlicher Geduld. Er wurde gerettet.

Er studirte die Rechtswissenschaften, verließ sie aber bald wieder aus Abneigung, und beschloß, ganz seiner Liebe zur Dichtkunst zu folgen, worin er sich auch großen Ruhm erwarb; denn seine Gedichte zeichneten sich durch Gediegenheit des stets passenden Ausdrucks und in der Klarheit aus, womit er seine überall einleuchtenden Grundsätze vorträgt. Ludwig der XIV. schätzte ihn sehr hoch; er starb an der Brustwassersucht den 13. März 1711.

2. Ludwig XVI., König von Frankreich, welcher den sonderbaren Absichten seiner Unterthanen, die die französische Revolution herbeiführten, nicht entsprechen wollte, mußte mit seiner Gemahlin im 39sten Lebensjahre, im Angesicht seines ehemaligen Palastes, den 21. Januar 1793 mit seiner Gemahlin und Schwester auf dem Blutgerüste sterben.

Ludwig Karl, Dauphin oder Kronprinz von Frankreich, war 1789, wo die fürchterliche französische Revolution ausbrach, erst 4 Jahre alt, ein Knabe von zierlichem Wuchse, edlem freundlichem Gesicht, den Kopf mit schönen Locken umwallt, welche bis auf die Schultern hinabfielen. Alles suchte

ihm Freude zu machen, alles liebte ihn an. Vater und Mutter nahmen ihn lieblosend in die Arme, und sahen mit Wohlgefühls seinen unschuldigen Spielen zu. Wenig Kinder gaben so große Proben von Verstand und Lernbegierde. Aber des Leidens Stunde hatte dieser ganzen edlen Familie geschlagen. Es begannen die Gräuel der Revolution; gleich anfangs wurden unzählige Menschen gemordet; auch der königlichen Familie drohte Gefahr. Sie mußte auf drohendes Gerüchten des Böhs nach Paris ziehen. Die treue königliche Leibwache wurde von dem wüthenden Volke angegriffen, und mehrere davon vor den Augen des Königs ermordet; ja selbst der Königin, bis zu deren Schlafzimmer die Rasenden gedrungen waren; drohten sie mit dem Tode. Alle diese Gefahren theilte der junge Prinz mit seinen Aeltern, immer enger an sie sich schmiegend, je größer die Gefahr war. In Paris sah er die Thränen der Mutter, den Kummer des Vaters; sein gutes Herz litt mit, sein Auge weinte Thränen bitterer Wehmuth. Die königlichen Aeltern wagten einen Versuch, zu entfliehen; allein sie wurden eingeholt, und strenger bewacht und behandelt, als vorher. In den drohenden Gefahren, ermordet zu werden, nahm die königliche Mutter den theuern Sohn auf den Arm, und zeigte ihn dem erbitterten Volke, das drohend mit Speeren und Bayonetten auf sie eindrang, die Waffen aber sinken ließ, wenn es das holde unschuldige Kind erblickte. Damals ehrte man noch einigermaßen den König; nun aber wurde er der königlichen Würde entsezt, und mit seiner ganzen Familie in einen Thurm geworfen, wo sie lange in Gefangenschaft schmachteten. Hier hatte der Prinz kein anderes Vergnügen, als den Umgang mit seinen theuern Angehörigen. Der Vater unterrichtete ihn täglich einige Stunden, und ließ ihn Handschriften illuminiren.

Indessen machte man dem König den Prozeß; der unglückliche Monarch ward zum Tode verurtheilt, nachdem man eine künstliche Mehrheit von 5 Stimmen für das Todesurtheil heranzubringen gesucht hatte. Eine starke Wache kam, ihn zum Muthgerüste abzuholen. Er durfte seine Familie nicht mehr sehen; auch bewilligte man ihm die erbetene dreitägige

Zeit nicht, um sich auf seinen Tod vorzubereiten. Raus! war aber die Rufsche, die der König bestiegen hatte, weggefahren; so sprang Prinz Ludwig, den die Mutter nicht länger zurückhalten konnte, mit größter Schnelligkeit die Treppe hinab; die unten stehende Schildwache hielt ihn nicht weitzuden Bitte, bitte! — sagte das unschuldige Kind, — laß mich gehen; ich will auf die Straße, da will ich niederknien; und die Leute bitten, daß sie meinen Vater nicht ermorden. — Alldem sonst, er sah seinen unglücklichen Vater nie wieder. Der Prinz war damals 8 Jahre alt.

Einige Zeit darauf, wurde auch seine Mutter vom ihm getrennt; und in ein anderes Gefängniß gebracht, sie blieb also mit Schwester und Tante, der Schwester seines Vaters, allein in dem düstern Thurne. Vergebens hat er seine Wächter Tag für Tag flehentlich, daß sie ihn doch zu seiner Mutter bringen möchten; er wurde nicht gehört. Dagegen ließ man ihn am 10ten August den Tag am Rationalfeste mit ansehen. «Geschicht, dieß vielleicht, fragte er, um auch die Mutter in den Himmel zum Vater zu bringen?» Hierauf weinte er sehr, und man hatte Mühe, ihn wieder zu beruhigen. Endlich kam die Zeit, und auch über seine Mutter das Todesurtheil ausgesprochen wurde. Sie durfte noch ihren traurigen Ende ihre Kinder nicht mehr sehen; so sehr sie auch bat und flehte. Nach der Hinrichtung aber sagten sie die Mönchsleute, den jungen, unschuldigen Prinzen in einen Kerkern, führten ihn auf den Richtplatz, zeigten ihm die Köpfmaschine (Guillotine), und erklärten ihm, wie seinem Vetter der Kopf damit abgeschlagen worden sey. Er sah mit wehenden Augen ihr Blut auf der Erde, und der Regen rasselte darüber hin. Mit rauher Stimmen sprach sein Führer zu ihm: Sieh, dies war das Schicksal deiner Mutter und deines Vaters; auch dir wird es nicht besser gehen, wenn du dir es jemals einfallen läßt, König werden zu wollen; oder auch nur gegen die Gesetze der Republik zu handeln. — Nach dem wurde Ludwig wieder zurück in den Thurn gebracht und in eine Kammer gesperrt. Noch eine Zeitlang blieb ihm seine Schwester und Tante, aber nachher auch sie; die wie

en Menschen beladiget hatte, wurde endlich zur Schlacht
geführt, die Schwester aber ihren Verwandten in Deutsch-
land zurückgegeben. Nun hatte der Arme Alles verloren,
das ihm lieb war. Die unmenschlichen Gewaltthaber peinigte
das unschuldige Kind, wie keine Wilden es gethan ha-
ben würden. Ludwig aber blieb immer ruhig und gedul-
dig, und sah zum Himmel, wohin alles gegangen, was ihm
theuer war.

Seine einzige Gesellschaft war ein Schußwäcker, Namens
Simon, ein unwissender, rauher, abscheulicher Mensch, und
er von den vielen Bösewichtern, die damals alles verwich-
ten. Dieser Unmensch machte es sich zu einem ganz eigenen
Geschäfte, die Seele und den Körper des unglücklichen Kindes
zu verderben. Er ließ ihn Brandtwein in Menge trinken,
um ihn dumm und krank zu machen. Lange widerstand jedoch
die gute Natur des Prinzen den üblen Folgen dieses verderb-
lichen Getränkes, und Simon selbst mußte noch vor ihm ster-
ben. Sein Kopf fiel unter der Guillotine.

Nun wurde das arme Kind zwei andern Barbaren über-
lassen, die es Tag und Nacht bewachten, und für dessen sichere
Bewahrung haften mußten. Um desto gewisser zu seyn,
schloß die Kammer des kleinen Gefangenen verschlossen und
verriegelt. Es wurde in der Wand ein Loch mit einem
Hieberr angebracht, durch welches man ihm das Essen hin-
ein schob. Der Prinz mußte, wenn er dasselbe zu sich genom-
men hatte, die Schüssel wieder durch das Loch zurück geben.
Niemand kam in seine Kammer; nicht einmal das Bett würde
da gereinigt und gemacht. So brachte der arme unglückliche
Kind sein trauriges Leben auf einem eckelhaften, elenden Lager
zu, und da auch seine Kammer nie gereinigt wurde, so läßt
sich leicht denken, in welchem Zustande er sich befand.

Sobald es dunkel ward, rief man ihm zu, daß er sich
hasten legen solle; denn niemals wurde ihm Licht gegeben.
Während dann der unschuldige Knabe auf seine Kniee, faltete
seine Hände, und verrichtete ein recht herzliches Nachtgebet,
wollte ihm seine Mutter immer zu thun gelehrt hätte. Dann
legte er sich nieder, obwohl er gerne noch gearbeitet oder

Landkarten illuminirt hätte; wie einst bei seinem guten Vater. Raum aber war er eingeschlafen, so ließ sich wieder eine donnernde Stimme hören: Capet, wo bist du! Der arme Knabe antwortete schlaftrunken: Hier bin ich! — Komm her, daß ich dich sehe, rief der Mannsch. Das zitternde Kind kam halb nackt an die aufgeriegelte Thüre. Du kannst dich wieder niederlegen — sagte man ihm mit rauher Stimme. Nach einigen Stunden erschallte von Neuem der Ruf: Capet, wo bist du! und so wurde dem unglücklichen, bedauerndwürdigen Königssohne nicht einmal der Trost aller Unglücklichen, der Schlaf, vergönt. Doch klagte er niemals; es war zum Erstaunen, mit welcher Geduld und frommen Ergebung der gute Knabe die vielen und großen Leiden erduldet. Die Natur erlag endlich dem Schmerze; das unglückliche Kind starb am 8. Juni 1795, 10 Jahre und 3 Monat alt. Er kränkelte schon seit längerer Zeit, befiel eine Geschwulst am rechten Knie und an der linken Hand, und — aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sein Tod noch durch Gift beschehen.

So litt und duldet der gute Königssohn unschuldig. Kinder, erbauet euch an seinem Benehmen. Selbst Königssohne sind nicht vor Leiden gesichert.

3. Christlieb von Exter, ein sehr guter Knabe, wurde oft von außerordentlichen Kopfschmerzen geplagt. Wenn der Schmerz ihn überfiel, schwieg er, und legte das Haupt vor sich auf den Tisch, oder ging auf die Seite; bis er vorüber war. Nie hörte man aus seinem Munde ein Wort der Ungeduld oder der Klage. Einst wurden die Schmerzen außerordentlich groß, so daß er kaum mehr aushalten konnte. Da fragte die Mutter den kleinen Christlieb: „Liebes Kind! bittest du denn Gott nicht, daß er dir deinen Schmerz erleichtere? — Der gute Knabe antwortete: „Meine liebe Mutter, ich weiß, daß der liebe Vater im Himmel mir nicht so viele Schmerzen auflegen würde, wenn sie mir nicht gut und nützlich wären. Ich will Geduld dabei lernen. Wenn ich's aber nicht mehr aushalten kann, alsdann will ich Gott um Linderung bitten.“

Wärdet ihr wohl eben so christlich euch im Leiden verhalten, wie dieser Knabe, und eben so geduldig seyn?

4. Oft ist der Mensch an seinen Leiden selbst schuld; mit desto größerer Geduld soll er sie dann ertragen.

Ludwig, Herzog von Burgund, ein Enkel Ludwig des XV., König von Frankreich, zeichnete sich durch herrliche Talente, Liebe zu den Wissenschaften, kindliche Liebe, und heldenmüthige Geduld in Schmerzen aus. Dieser edle Prinz zog sich aber einen langsamen und schmerzhaften Tod durch seine zu weit getriebene Besorgniß zu, jemanden Kummer zu machen. Er spielte und lief mit eben so frohem Muthe, als er studierte. Eines Tages lief er mit zu großer Hestigkeit eine Treppe herab, that einen starken Fall auf das rechte Knie, und empfand heftige Schmerzen. Hätte er doch gleich diesen Vorfall seinem Kellern oder Erziehern gesagt, wie leicht wäre ihm zu helfen gewesen! So aber verschloß er, aus Furcht seine geliebte Mutter zu beunruhigen, und den Bedienten, denen die Aufsicht über seine Person anvertraut war, Vorwürfe zuzuziehen, seine Leiden in sein Inneres und klagte nicht. So sehr diese Verschwiegenheit von seinem edlen Herzen zeugt, wird sie doch dadurch tadelnswerth, daß er die Folgen nicht überdachte, und dadurch sich und seinen Kellern viele Schmerzen und unsägliches Kummer verursachte.

Das geheim gehaltene Uebel artete nach einigen Wochen in ein Geschwür aus. Die Aerzten erklärten, daß hier kein anderes Mittel wäre, als die Operation (das Aufschneiden), sobald das Geschwür seine gehdrige Reife erlangt haben würde. So schmerzhaft nun diese Kur war, so hörte der junge Prinz die Aerzte doch mit außerordentlicher Fassung an. Er untersuchte selbst die chirurgischen Instrumente, die dazu verwendet wurden, und litt den schmerzhaften Schnitt mit aller Geduld und wahren Heldenmuthe. Sein größter Kummer war dabei, daß er nicht, wie sonst, seine Studien fortsetzen durfte. Allein er kränkelte von dem Augenblicke an immer, nahm zusehends ab, litt dabei die empfindlichsten Schmerzen in seinem rechten Fusse, und schloß sein Leben im neunten Jahre.

Hätte dieser sonst so gute und liebenswürdige Prinz nicht den Fehler begangen, daß er seinen Fall den Kellern verschwiegen hätte, er wäre von großen Leiden verschont geblieben.

Nur durch sein edles, geduldiges Benehmen in Leiden machte er in etwas den Fehler wieder gut.

5. Karoline W** war die Tochter eines Beamten in K** am Bodensee. Das gute Mädchen verlor seinen Vater, als es kaum 9 Jahre alt war. Karoline war mit ihren 4 übrigen Geschwister sehr über des Vaters Tod betrübt; Alle hatten ja mit ihm so viel verloren; aber sie entschloß sich, nun mit verdoppelter Kraft der Mutter an die Hand zu geben, und recht fleißig für ihre kleinen Geschwister zu arbeiten. Sie hielt auch redlich Wort, und jeden Augenblick, den sie außer der Schule erübrigte, arbeitete Karoline unermüdet. Allein im 12ten Jahre ihres Alters fing sie an zu kränkeln, und immer mehr häuften sich die Leiden. Wie freute sie sich aber, als sie die Erlaubniß erhielt, zur heil. Kommunion gehen zu dürfen! Mehrere Tage vorher bereitete sie sich durch inniges Gebet vor, und bat den lieben Gott, daß er ihr doch Kraft verleihen möchte, die Leiden, welche er ihr auferlegt hatte, geduldig und ergeben in seinen Willen zu ertragen. Zwar schien es im folgenden Sommer, als nähmen ihre Kräfte wieder zu; allein verdoppelt stellten sich die früheren Leiden im Herbst wieder ein, und das arme Mädchen, dem die große Armuth ihrer Familie ohnehin so sehr am Herzen lag, hatte unendliche Schmerzen auszustehen.

Aber auch im größten Leiden klagte Karoline nie, sondern faltete nur ihre Hände und rief: „Lieber Gott! dein heiliger Wille geschehe.“ — Oft erbat sie sich den Besuch eines Geistlichen, der ihr dann Worte des Trostes, aus der Quelle des ewigen Lebens, der heil. Schrift, geschöpft, in das leidende Herz goß. Karoline war dann allzeit so heiter, so ergeben und selbst freudig, daß Jedermann an ihr sich erheiterte. Sie konnte nun das Bett nicht mehr verlassen; aber auch in diesem gab sie ein rührendes Beispiel der Geduld, und sprach oft ihren kleinen Geschwistern Trost zu, wenn diese, ob der lieben Schwester Schmerzen, zu weinen anfiengen. Immer mehr nahmen des guten, still duldbenden Mädchens Kräfte ab, die Leiden aber zu: ihre Geduld aber ermüdete nie.

An einem Morgen fühlte sie unsägliches Leiden, und ließ den Geistlichen zu sich bitten. Herzlich bat sie diesen, ihr die heil. Kommunion zu reichen, und die Krankenölung zu geben; denn nur durch Jesus und die von ihm eingesetzten Gnadenmittel finde sie Kraft, die schweren Leiden geduldig und gottsergeben zu ertragen. Mit inniger Rührung legte sie das Bekenntniß ihrer Sünden ab, und mit Thränen in den Augen, von frommer Sehnsucht nach Jesus erzeugt, empfing sie das heil. Mahl der Liebe und die Krankenölung. Nun bat sie den Geistlichen, ihr doch noch etwas vorzubeten, um ihr neuen Muth und festen Glauben an die Gnade Gottes durch Jesus zu geben, und in ihrem Herzen zu befestigen. Der Geistliche betete ihr Worte des Vertrauens, der Ergebung und dulden- den Liebe, so wie des innigen Dankes für Alle Gnade und Hülfe vor. Still faltete Karoline ihre Hände und blickte zum Himmel. Mit größter Innigkeit betete sie dem Geistlichen im Herzen nach. Einige Zeit darauf, während der Geistliche noch fortbetete, sah dieser Karoline an, wollte ihr noch einigen Trost zusprechen; allein — sie lag entsetzt da, mit gefalteten Händen, das Auge zum Himmel gewendet, wohin der Erlöser sie, die fest im Glauben an ihm hing, und wie er still duldet, genommen hatte. Und Alle fielen auf die Knie nieder, und beteten, daß Gott ihnen auch solchen Glauben, solche Liebe, und einst ein so seliges Ende verleihen möge, wie Karolinen. Sie starb im 15ten Jahre ihres Alters im Jahre 1824.

Kinder! nur die Religion giebt dem Christen Kraft, mit Fassung, Geduld und Ergebung Leiden zu ertragen.

6. Konrad G **, ein braver, rechtschaffener Jüngling, der Sohn eines fleißigen und geachteten Bürgers aus U **, wurde vor einigen Jahren in eine Mühle geschickt, um dort Hanf zu reiben. Konrad war von allen Menschen geliebt; denn er zeichnete sich vor sehr vielen Jünglingen seines Ortes durch seine Verständlichkeit, Ehrlichkeit, durch seinen Fleiß, und stillen, sittlichen Betragen vortheilhaft aus. Flint eilte er nach seines Vaters Befehle in die Mühle, um fleißig daselbst zu arbeiten. Das Hanfreiben geschieht in jener Gegend, in dem sich ein großer Stein um eine Achse dreht, unter welcher

sodann der Hanf gelegt, und durch die sehr schnelle Bewegung und den Druck des Steines weicher gemacht wird. Konrad wendete mit Fleiß und Vorsicht den Hanf um, und sang dazu ein frohes Lied. Allein, die Stunde schwerer Leiden hatte ihm geschlagen.

Während der Stein mit außerordentlicher Schnelligkeit sich im Kreise herum drehte, und mit seiner furchtbaren Kraft den unterlegten Hanf mürbe machte, wollte Konrad etwas Hanf näher unter die Hanfreibe bringen, und hatte das Unglück, die rechte Hand unter den Stein zu bringen. Kinder! wer beschreibt diese Scene, als dem guten Konrad der furchtbar schwere Stein über die Hand hinweg rollte! Kaum hatte er noch so viel Besinnung, die Hand schnell unter dem Stein hervorzuziehen, und sogleich fiel er ohnmächtig nieder. Ach! die Hand war ganz zerquetscht, und der gute Jüngling nun ein Krüppel. Man eilte ihm zu Hülfe, rief Aerzte herbei, und wendete Alles an, um ihm das Leben zu retten.

Als Konrad zur Besinnung kam, wandte er zuerst die Augen zum Himmel und sprach laut: «Großer Gott, du hast mir eine schwere Prüfung auferlegt. Aber ich will geduldig ausharren; ich bitte dich um Kraft!» — Seine Aeltern weinten sehr; aber Konrad tröstete sie mit den Worten, daß alles, was Gott thue, wohlgethan sey. Die Schmerzen waren furchterlich; aber auch nicht ein Laut der Klage kam über Konrads Lippen. Nur eines bedauerte er, daß, im Fall sein Leben gerettet werden sollte, er sein Brod nicht mehr durch fleißige Handarbeit verdienen könne; jedoch fügte er bei, daß der liebe Gott ihm dann auch Mittel an die Hand geben werde, als ein redlicher Mensch sein Brod zu verdienen. Die Aerzte beschloßen, die vorderen Glieder der Hand abzunehmen. Konrad betete, duldete, und fügte sich in den heiligen Willen Gottes. Manche Thräne glänzte in den Augen der Jugendfreunde, welche bei der Operation den guten Konrad unterstützten; es waren die Thränen inniger Theilnahme, die Thränen der Rührung und Erbauung an des guten Jünglings stillen, frommem Daseyn. Nur zum Himmel blickte er, und seine Lippen bewegten sich betend.

Doch nicht lange währte seine Leidenszeit; der Brand trat schnell hinzu, und die Aerzte vermochten nicht mehr, zu ratten. Konrad verfiel wenige Tage nachher in Besinnungslosigkeit, nachdem er die heil. Sakramente noch mit rührender Andacht empfangen hatte, und gab seinen Geist in die Hände des Schöpfers, dessen Rathschlüsse zwar unerforschlich, aber immer von Liebe geleitet sind.

7. Leiden sind Wohlthaten Gottes, Fügungen seiner Weisheit und Güte, welche zu den schönen Tugenden der Geduld, Ergebung und Standhaftigkeit führen, und als eine Schule der Weisheit und Tugend betrachtet werden können.

Unter den Deportirten des französischen Volkes, welche durch die Robespierische Tyrannei in die Aht erklärt wurden, befand sich aus Isnard, ein Jüngling aus der ehemaligen Provence. Er war entflohen, und mußte 15 Monate in einem unterirdischen Loch zubringen, wo er von einem Tage zum andern in der Erwartung blieb, herausgezogen, und auf das Blutgerüst geführt zu werden. Einmal war er sehr nahe daran, entdeckt zu werden. Es kamen Commissäre, die das Haus, unter dem sich Isnard aufhielt, durchsuchten. In allen Ecken und Winkeln der Gegend, wo er sich befand, wurde nachgesehen, und eine Viertelstunde hindurch standen sie fast unmittelbar über seinem Haupte. Diese unglückliche Lage war aber für ihn sehr wohlthätig. Er wurde durch sie zum ernstern Nachdenken gezwungen und zu Ueberzeugungen gebracht, die er früher nie hatte; er lernte nachdenken über sich und seine Bestimmung, und fand jenen Weg, den er bis dahin gewandelt, nicht als gut und heilbringend. Seine Erklärungen hierüber sind in der That lehrreich. Höret. —

„Ich habe es erfahren,“ schreibt Isnard, „daß es eine tröstende Vorsehung für die verfolgte Tugend giebt. Durch ihre Hülfe bin ich stark im Unglücke gewesen; meine Seele ist durch Leiden gereinigt worden, und an jedem Tage sah ich mit vergrößerter Heiterkeit dem, was mir bevorstand, entgegen. Durch Nachdenken hatte ich es soweit gebracht, daß ich gleichgültig gegen Alles geworden war, was mich nur per-

ſtüllich betraf, und keine andere, als fremde Leiden kannte. Auch kann ich mit Wahrheit ſagen, daß, — ohne die zerreiſſenden Gefühle, die mich quälten, ſo oft ich an die Gefahren meiner trenen Hüter dachte, oder ſich die Bilder meiner Angehörigen meinem Andenken darſtellten — die Lage, die ich vogelfrei zugebracht habe, die ſchönſten meines Lebens geweſen ſeyn würden, weil ich, von der traurigen Bühne der Welt entfernt, mich ungeſtört meinen Lieblingsbetrachtungen überlaſſen konnte. Ich habe gefühlt, wie das Glück aus dem Unglücke ſelbſt hervorgehen kann. Der weiſe Regierer unſerer Schickſale wollte, daß dieſes ſeinen Nutzen und ſogar ſeine eigenen Reize haben ſollte. Ja, danken würde ich dem Urheber meiner Leiden, dem böſen Koboldſpiere, wenn ich vergeſſen könnte, was meine Familie und meine Freunde gelitten haben. Das nämliche Dekret, das mich geſchloß machte, hatte mich auch gleichſam loſgemacht von den Beſchwerden des Lebens, mich einem neuen, beſſern Daſeyn zugeführt, und mich mir ſelbſt wieder gegeben. Wäre ich nie unglücklich geworden, ſo hätte ich, wie ſo viele Andere, vom Strome hingeriſſen, fortgelebt, ohne mich ſelbſt zu kennen; und wäre geſtorben, ohne zu wiſſen, daß ich gelebt habe. Mein Unglück hat mich gezwungen, eine Pauſe in der Lebensweiſe zu machen, in mich ſelbſt zu blicken, und mich zu erkennen. Ich habe geſehen, woher ich kam, wohin ich wollte, den Weg, den ich zurückgelegt hatte, und den, der noch vor mir lag; ebenſo erkannte ich die falſchen Nebenwege, durch die ich gekommen war, und die einzigen rechten, die ich jetzt wählen mußte, um zum wahren Ziele zu gelangen. Ich finde keinen Ausdruck, der hinlänglich beſchreiben würde, welch einen mannigfaltigen Genuß ich in meiner Lage fand, in der Stille um mich her, in der gänzlichen Abgeſchiedenheit von Menſchen, in dem ungeſtörten Beſiße meiner eigenen Gedanken, in dem immer verfolgten Nachdenken über mein Weſen, in den Früchten der Weiſheit und des Unterrichtes, die ich in mir reifen fühlte, in der Entfernung, aus welcher ich der Menſchen frevelhafte Thorheit betrachtete und beurtheilte, in der immer zunehmenden

Achtung der Tugend, in dem Hinaufschwingen meines Geistes zu großen, erhabenen Gegenständen, — besonders zu dem Urheber der Natur, in der freien, reinen Verehrung, die ich ihm unaufhörlich darbrachte. Jede Nacht ging ich ungefähr 3 Stunden in einem Garten spazieren. Das Schauspiel des gestirnten Himmels, das einzige, das sich mir darbot, wurde fast immer der Gegenstand meiner Betrachtungen. Und welcher Betrachtung! Wie nützlich und entzückend, wie erhaben fand ich dies große Buch, das immer über unsern Häuptern aufgeschlagen bleibt, von der Hand des Unerforschlichen bescrieben mit Buchstaben, deren jeder ein Gestirn, eine Welt ist. Wohl dem, der darin zu lesen versteht, was ich darin geschrieben fand: Daseyn Gottes, Unsterblichkeit der Seele, Nothwendigkeit der Tugend. —

«Oft, wenn ich bis 2 Uhr des Morgens, liegend oder sitzend auf dem Rasen, mich in meinen bewundernden Betrachtungen vertieft, und von der Unsterblichkeit der Seele mich überzeugt hatte, rief ich bei der Rückkehr in meinen unterirdischen Zufluchtsort aus: Wenn auch meine Feinde mich heute erwürgen, so werden morgen alle diese Sonnen unter meinen Füßen seyn! — Und diese Hoffnung verjügte mein Leiden. Am Ende war ich glücklich mitten im Unglücke, und das war doch eine nützliche, heilsame Wirkung. Auch so oft ich jetzt, nachdem ich wieder unter Menschen gekommen bin, ein wenig zu viel von dem Ungemache empfinde, das aus den Reibungen der Gesellschaft entsteht, sage ich zu mir selbst: Ach, vom dem Allem fühltest du nichts in deinem Gewölbe!«

So fand Isnard den Weg zu Gott und der Tugend nur durch Leiden; darum klaget nie, liebe Kinder, wenn Leiden euch treffen. Sie sind die Fingerzeige, Gott und der Tugend sich zu ergeben, und ihnen treu zu bleiben, und fürwahr eine Schule, in welcher man für den Himmel erzogen wird.

8. Der Erbprinz von * * * hatte einen ausgezeichnet religiösen Character. Liebe zu Gott, zur Religion und Tugend beehrte ihn, und trieb ihn zu den edelsten Handlungen an; nebstdem aber hatte er nicht jenen sonderbaren Geist, von

welchem so Viele ergriffen werden, die dem Throne so nahe stehen: den Geist des Stolzes, einer verschlossenen Politik und einer erzwungenen Freundlichkeit und Herablassung gegen Untergebene. Er war wahrhaft leutselig, offen, und von einem ächt biederemännischen Sinne befeelt. Dies zog ihm auch die ungetheilteste Liebe und Verehrung Aller zu.

Er wurde sehr krank, und hatte mit unbeschreiblichen Leiden und Schmerzen zu kämpfen. Allein er litt geduldig, eines Christen würdig. Einst drückte Jemand gegen ihn wegen seinen Leiden Bedauern aus; der Erbprinz aber erwiderte eben so christlich als lehrreich: «Ich bin sehr zufrieden mit Gott, und sehe mein frühes Leiden als eine wohlthätige Fügung seiner Vorsehung an, wodurch ich von der Leidenschaft für sinnliche Vergnügen zurückgehalten werde, über welche ich leicht meine Pflicht und Bestimmung in der Welt hätte vergessen können. Nun kann ich mich ganz zu meiner künftigen Bestimmung anschicken, da ich keine herrschende Leidenschaft für sinnliche Vergnügungen bekommen habe.» Der Prinz bildete sich auch herrlich für seinen künftigen Beruf, und wenn neue Leiden eintraten, harzte er aus in Geduld und Standhaftigkeit.

Geduld bringt schöne Früchte; zu ihr ermuntert die Erinnerung an überstandene Leiden, welche nicht nur angenehm, sondern auch heilsam ist. Jede Stunde der Vergangenheit, die wir der Tugend weihen, bleibt uns theuer, auch wenn wir sie unter Thränen durchlebten. Wir freuen uns dann der Stärke, mit der wir rangen, und der Treue, mit der wir ausharrten, und sammeln neuen Muth, im Dienste der Tugend bis ans Ende geduldig und beharrlich zu seyn, und mit stiller Ergebung auch auf dornigter Bahn unsere Lebensweise fortzusetzen.

*

Halte dich in Leiden, und habe in deiner Erniedrigung immer Geduld. Sir. 1. 4. — Durch ausdauernde Geduld rettet euere Seelen. Luk. 21. 19. — Beweiset Standhaftigkeit und Geduld mit Freuden. Koloss. 1. 11. — Trage

das Widrige, wie ein tapferer Streiter Jesu Christi. II. Tim. 2. 3. — Geduld ist euch nothwendig, um den Willen Gottes zu erfüllen und das Verheißene zu erlangen. Hebr. 10. 36.

Im Leiden, das mich drückt, will ich geduldig seyn,
Nicht murren, Unmuth flieh'n; auf Gottes Hülff allein,
Mit stillem Glaubensmuth, voll froher Hoffnung warten,
Wie seine Freunde stets das Ende froh erharzten.

G e f ä l l i g k e i t.

Nichts gewährt einen erfreulicheren Anblick, als wenn die Menschen sich beeifern, einander angenehme Dienste zu erweisen, gefällig zu seyn und das Leben sich zu erleichtern und zu verschönern. Das zuvorkommende, menschenfreundliche Bestreben, Jedem seinen Willen zu erfüllen, und allen Menschen nützlich und angenehm zu werden, ohne daß es Andere fordern könnten, oder es uns einen Vortheil brächte, nennt man Gefälligkeit. Wo dieser Wetteifer ist, wo Jeder sucht, den leisesten Wünschen des Andern zuvorzukommen; wo Jeder mit sichtbarer Freude thut, was er Andern gleichsam in den Augen lieft; wo alle gleichsam nur ein Herz und eine Seele sind, und zu allem Guten einander gefällig die Hand bieten, da ist der Himmel auf Erden. Laßt es euch daher recht angelegen seyn, liebe Kinder, gegen jeden eurer Mitmenschen gefällig zu seyn. Es ist nichts unausstehlicher, als wenn die Menschen einander vorsätzlich zum Verdruß leben. Sehet immer, wo ihr Jemanden Gutes oder Gefälliges erweisen könnet; sehet euch durch Rechtschaffenheit in nützliche Verbindungen mit Andern, und machet euch dadurch fähig, die Wünsche Anderer auch da zu erfüllen, wo sie euch nicht darum bitten. Habet Gottes Beispiel vor Augen, der so oft ohne unser Verdienst unseren Wünschen zuvorkommt, und un-

terdrückt Geiz und Gewinnsucht, welche nur auf eigenes Wohlfeyn Bedacht nehmen. Bedenket, wie schön die Tugend der Gefälligkeit ist. Durch Gefälligkeit gewinnen wir die Herzen Anderer, und zwar nicht nur derer, welchen wir Gefälligkeiten erwiesen, sondern auch jener, welche Zeuge davon sind. Man sucht auch immer, den Wünschen des Gefälligen wieder zuvorzukommen; man sehnt sich nach dem Umgange des Gefälligen. Die Ausübung dieser Tugend giebt uns das selige Bewußtseyn, daß wir bei solchen Gesinnungen Gott ähnlich sind und seines Wohlgefallens versichert seyn können. Nur von den Menschen hängt es ab, durch Liebeserweisungen und Gefälligkeiten die Erde zum Himmel, zur Wohnung der Liebe und des Friedens umzuschaffen.

1. Der unglückliche König von Frankreich, Ludwig XVI., hatte einen Sohn, Ludwig Karl, der sehr jung nicht lange nach dem Tode seiner Aeltern starb, welche beide im Jahre 1793 als unglückliche Opfer der Zerrüttungen des Landes auf dem Blutgerüste ihr Leben endigten. Der Prinz war seit seiner frühesten Jugend ein sanftes, liebenswürdiges Kind, und seine Mutter, Maria Antoinette, die Tochter der deutschen Kaiserin Maria Theresia, war immer sorgfältig bemüht, alle guten Anlagen des Kindes durch ihre guten Lehren zu veredeln. Schönheit, angenehmes Betragen, und selbst aller Glanz hoher Herkunft sind ja nichts, ohne Tugend und Herzengüte.

Der Prinz Ludwig Karl war kaum 4 Jahre alt, als er einst im Garten des Schlosses zu Versailles, wo der König wohnte, einige Morgenstunde wie gewöhnlich zubrachte, um sich durch Bewegung im Freien zu stärken. Er fuhr auf einem kleinen Karren Sand, und wenn er seine Arbeit geendigt hatte, ging er zu seiner Mutter, um die versprochene Belohnung zu empfangen. Bald erhielt er ein lange gewünschtes Spielzeug, bald ein Paar weiße Kaninchen, die ihn besonders sehr freuten, bald einige Goldstücke, womit er alte, ausgediente Soldaten erfreute, die oft vor dem Gitterthor des Gartens stehen blieben, um den Prinzen anzusehen.

Der Prinz hatte eben seine Arbeit vollendet, und ruhte unter einem kleinen Zelte aus, das man auf der Erhöhung vor dem Schlosse aufgeschlagen hatte. Er saß auf seinem Karren, trocknete sich den Schweiß ab, als eine alte Frau, die nur in mittelmäßigen Umständen zu seyn schien, sich auf das Gitter lehnte, und das freundliche Kind betrachtete. Sie zog eine kleine, altfränkische Tabaksdose aus der Tasche, und als sie nach ihrer alten Gewohnheit eine Prise nahm, ließ sie einen Muff von rothem Sammet über das Gitter fallen. An dem abgeschabten Muff wäre freilich nicht viel verloren gewesen, aber alte Leute trennen sich nicht gerne von ihren Sachen. Die gute Frau gab sich alle Mühe, den Muff wieder herauf zu holen, der unten im Sande lag; aber vergebens bückte sie sich über das Gitter, und streckte den langen, bageren Arm aus, der wenigstens noch einen Fuß länger hätte seyn müssen, wenn sie auf die Erde hinabreichen wollte.

Der Prinz bemerkte ihre Bemühungen, ihre Verlegenheit. Er verließ sogleich seine Spielsachen, Hacke, Schaufel und Karren, eilte zu dem Gitter, hob den alten Muff auf, schüttelte sorgfältig den Staub ab, und reichte ihn höflich der Alten, indem er sagte: «Warum haben Sie mich nicht herbei gerufen, ehe Sie sich so viele Mühe gegeben?»

Die gute Frau war ganz überrascht und entzückt, über die liebenswürdige Gefälligkeit des Prinzen, und während sie in ihrer Freude ihn ansah, dachte sie kaum noch an ihren Muff. Endlich nahm sie ihn mit vielem Danke aus der Hand des Kleinen, dem sie lange nachsah, bis er in das Schloß zurückging.

Dem Kinde kam die ganze Sache sehr einfach und natürlich vor; denn er dachte: Jedermann ist schuldig, zukommend den Wünschen des Andern zu seyn, ihm nützlich und angenehm zu werden; darum habe ich ja nur meine Pflicht gethan, wenn ich gegen die gute alte Frau gefällig war. Die ganze Geschichte verlor sich bald aus seinem Gedächtnisse. Die Königin aber, seine Mutter, hatte aus den Fenstern des Schloffes, wo sie seinen Spielen zusah, alles beobachtet

Sie fühlte die unaussprechliche Freude einer Mutter, die in dem Herzen des Kindes die Keime der Tugend aufgehen sieht, und sie genoß die süße Hoffnung, ihn zu einem guten Menschen zu erziehen, der durch Gefälligkeiten Andern das Leben zu erleichtern und zu verschönern suchen, an fremdem Wohl und Wehe Antheil nehmen werde. Sie machte dem guten Kinde aber keine Lobsprüche darüber, und der junge Prinz, der nichts als eine ganz gewöhnliche Pflicht erfüllt zu haben glaubte, sprach auch nicht mit ihr davon. Diese schöne Bescheidenheit machte ihn der Belohnung noch würdiger, die ihn erwartete.

Am andern Morgen fand er beim Aufstehen auf einem Tische einen kleinen Muff von rothem Sammet, mit gelbem Futter, dem Muff der alten Frau ganz ähnlich. Er hob ihn begierig auf, und als er die Hand hineinsteckte, fand er ein schön verziertes Schächtelchen von Schildpat mit Schokoladentäfelchen, die er so gerne aß, und einen allerliebsten Handwurst, der den Mund öffnete und die Augen bewegte, und wenn man eine Feder drückte, allerlei lustige Gebärden machte. Zwei Tage nachher kam es ihm vor, als ob der Muff, der auf einem Tische vor seinem Bette lag, sich bewege, und als er ihn ergriff, sah er ein weißes Kaninchen mit röthlichen Augen hervorkommen, das ein silbernes Halsband hatte, worauf des Prinzen Name stand. Kaum waren wieder 3 Tage vergangen, als er in dem Muff ein sehr zahmes Eichhörnchen fand, das blißschnell auf seinen Arm, seine Schultern und seinen Kopf kletterte, und dann schnell unter sein Tüchchen schlupfte. Einige Zeit nachher brachte der Muff einen schönen Papagei, der gar närrische Dinge plauderte, und bald wieder ein Paar Zeisige und einen Staaren, der schöne Lieder piff.

Wie lieb wurde da der wunderbare Muff dem Prinzen! Wie freute er sich, daß er gegen die gute alte Frau so gefällig gewesen war! Er zweifelte gar nicht, daß alle die schönen Sachen, die er bekam, Gaben der Dankbarkeit wären. Es vergingen mehrere Monate, und jeden Wunsch, den er nur aussprach, wurde erfüllt. Da nahm der Prinz den Muff in die Hand, und sagte lachend: „Lieber Muff, ich möchte

gerne Spielsachen und Zuckerwerk für die Kinder haben, die mir begegnen.» Dann sagte er wieder: »Lieber Muff, ich hätte gerne etwas Geld für die armen Leute, die mich ansprechen.« Und am nächsten Morgen waren seine Wünsche erfüllt. Er eilte nun eines Tages in seiner Freude zur Mutter, und fragte sie, auf welche wunderbare Weise alle seine Wünsche durch den Muff erfüllt werden möchten.

... »Das ist ganz natürlich,« antwortete die Königin. »Die gute alte Frau hat überall von deiner Gefälligkeit erzählt, und nun wollen Frauen aus allen Ständen dir zeigen, wie dankbar und zufrieden sie sind. Vergiß nie, mein liebes Kind, daß man sich durch Gefälligkeit und Höflichkeit die meisten Freunde erwirbt. Denke immer an den Muff der guten alten Frau.«

Kinder! Ihr möchtet wohl auch einen so freigebigen Muff, aber werdet ihr wohl auch durch Gefälligkeit und Höflichkeit die Liebe und Dankbarkeit eurer Mitmenschen euch erwerben wollen? —

2. Ein norwegisches Schiff segelte einst an der spanischen Küste von Galizien hin, die mit ihren herrlichen, grünen Bergen und Thälern einen entzückenden Anblick darbietet. Mehrere Küstenfahrzeuge näherten sich mit Früchten, Gemüse, Geflügel, besonders aber mit vortrefflichen Orangen und saftigen Citronen. Das norwegische Schiff legte sich vor Anker, um einzukaufen. Es war bald, wie ein Markt, auf den Wogen des Meeres, und immer lebendiger; denn es kam ein Nachen nach dem andern zum großen norwegischen Schiffe. Unter andern kam auch ein Nachen mit den schönsten Lerkoien, Nelken und Rosen-Stöcken; man treibt in Galizien, so wie in Holland, die Blumenzucht im Großen. Eine flinke Galizierin von 15 Jahren war in dem schön geschmückten Schiffchen, und sah die schöne, freundliche Tochter des norwegischen Schiffsherrn am Bord, und ihre Augen funkelten vor Freude und Liebe zu der schönen Jungfrau. Das galizische Mädchen zog ein kleines, zinnernes Krugisir aus dem Busen, küßte es, befestigte es an ein Ruder, und reichte es am Bord hinauf mit den Worten: »Da, schönste Schwester, nimm das zum Zeichen meiner ewigen Freundschaft!« — So schloß die

Tochter des Südens mit der Tochter des Nordens durch gefälliges Benehmen den Bund der Freundschaft. Die Tochter des Schiffsherrn, tief gerührt über die Gefälligkeit und Artigkeit des freundlichen Mädchens, erwiderte sogleich das herzliche Geschenk durch ein goldenes Kreuz, und der Bund schöner Seelen, die sich hier so überraschend getroffen und erkannt haben, war auf immer geschlossen.

3. Charlotte Auguste von Wales wurde den 7ten Januar 1796 in Carltonhouse geboren. Sie war die Tochter des Prinzen von Wales oder Wallis. Ihre ersten Jahre brachte die Prinzessin unter den Augen der Mutter zu, die mit besonderer Liebe und Sorgfalt über sie wachte; späterhin kam sie unter die Aufsicht der Lady Cliford, und der Bischof von Exeter wurde beauftragt, ihren Unterricht zu leiten. Vom Morgen bis zum Abende studierte sie mit allem Fleiße; denn sie mußte sich bilden, um einst die Königin eines so mächtigen Volkes, wie die Engländer, mit Würde seyn zu können. Man versichert, daß sie mit den vorzüglichsten Schriftstellern der Alten bekannt, und mit der Geschichte und Statistik der europäischen Staaten, besonders aber mit der Verfassung und den Einrichtungen ihres Vaterlandes vertraut gewesen sey. Sie sprach mit Leichtigkeit französisch, deutsch, italienisch und spanisch, sang, spielte die Harfe, das Clavier und die Guitare vortrefflich, und zeichnete Landschaften nach der Natur mit Geschmack. Besonders aber zeichnete sie sich durch ihr sehr gefälliges Benehmen gegen Jedermann aus. Zuweilen machte sie kleine Sommerreisen in die Seebäder von Bognor, welchen Ort sie besonders liebte, um sich von ihren anstrengenden Arbeiten etwas zu erholen. Hier hatte sie ihre 4 kleinen Pferde, die ihr der Vater geschenkt, bei sich, fuhr sich selbst im leichten Korbwagen von Dorf zu Dorf, oder durchwanderte im schlechten grünen Oberrocke, und mit einem Strohpute die Umgegend, und schien nicht eine königliche Prinzessin, sondern ein schmeckes, munteres Landmädchen zu seyn. Sie war da so unbefangen, so thätig gegen Jedermann, daß Alles sie liebte und verehrte. Groß und klein grüßte sie landsmännisch und leutselig, liebte die Kinder, lehrte hier und da in Bauernhäusern ein,

und erkundigte sich nach den Umständen der Leute. Waren diese armselig, so theilte sie ihnen selbst mit, oder sandte Gaben durch ihre Dienerschaft, die ihr unbemerkt folgen mußte. Herzlich nahm sie sich besonders der Kranken an; allen armen Kindern half sie, gab ihnen Kleider, Bücher, Geld, und oft erfreute sie dieselben sogar mit Spielzeug. Wo sie nur Jemanden gefällig seyn konnte, hatte sie ihre Freude.

Prinzessin Charlotte gewann auch die Herzen aller Menschen, vermählte sich mit dem Prinzen Leopold von Coburg im Jahre 1816, starb aber am 5. November 1817; ihr Tod versetzte ihren Gemahl und ihren Vater in die tiefste Betrübnis und erschütterte ganz England, denn sie war eine liebenswürdige Prinzessin, treue Tochter und Gemahlin, und eine Zierde ihres Geschlechtes.

4. Vor einigen Jahren sah ein unbemittelter Hausvater, in einem Dorfe des Fürstenthums Lippe-Detmold, seinen Acker, der mehrere Jahre zuvor nur spärlich getragen hatte, vom Himmel reichlich gesegnet dastehen. Die Frucht war zeitig zur Aerndte; aber nach dem allgemeinen Spruche: ein Jeder ist sich selbst der Nächste! — sorgten bei dem Herannahen eines furchtbaren Gewitters die Meisten für ihr eigenes Haus, besonders weil der folgende Tag noch ein Feiertag war. Der arme Hausvater blickte händeringend bald auf die schwarze Unglückswolke, bald auf sein kornbeladenes Feld, und sprach in bitterem Schmerzgeföhle: «Was nützet mir nun Gottes Segen, wenn ich ihn nicht genießen soll!»

Einige Jünglinge hörten von dieser Aeußerung. Es war schon Abend, das Ungewitter zog noch einmal glücklich vorüber, und der leuchtende Mond war Zeuge einer schönen Handlung. Mehr als 12 wackere Jünglinge des Ortes vereinten ihre muthige Kraft, zogen mit eigener Hand bei nächtlichem Schimmer zu wiederholten Malen dem sorgenden Landmann alle seine Früchte ein, und weigerten sich, selbst den Labetrunk anzunehmen, welchen der dankbare, gerährte Hausvater ihnen reichen wollte; es genügte ihnen — das schöne, erfreuende Bewußtseyn einer guten That, einer zum Wohle

eines Armen und Bedrängten verrichteten gefälligen Handlung.

*

Ein freundliches Wort erfreut, und ist oft angenehmer, als eine große Gabe. Ein holdseliger Mensch giebt sie beide. Sir. 18. 17. — Die Reden des Freundlichen sind Honigseim, sie trösten die Seele und erfrischen die Gebeine. Spr. Sal. 16. 24. — Ein Jeder von uns strebe, dem Nächsten zu gefallen außs Gute hin zur Erbauung. Röm. 15. 2. — Dienet einander in Liebe auß dem Geiste. Galat. 5. 13. — Dienet einander, Jeder mit der ihm zu Theil gewordenen Gabe, als gute Verwalter der mannigfachen Gnadengeschenke Gottes. I. Petr. 4. 10.

Mit Liebe sich zu Menschen neigen,
Sich überall gefällig zeigen;
Das bringet Jedermann Gewinn,
Zufriedenheit und frohen Sinn

G e h o r s a m.

Eine der ersten und natürlichsten Pflichten des Kindes ist Gehorsam, die genaue Befolgung des Willens eines Andern, der das Recht zu befehlen hat. Wer hätte ein größeres Recht, den Kindern zu befehlen, als seine Aeltern, ohne die es nichts ist, nichts vermag, nichts werden kann? Und seine Lehrer, ohne deren Leitung es nie ein nützlicher Bürger des Staates werden kann? Diese meinen es mit den Kindern so gut, wollen nur ihr wahres Beste. Dieß soll das Kind wohl überlegen, und immer bedenken, daß Aeltern und Lehrer alles besser wissen, und es recht von Herzen gut meinen. In diesem Glauben muß es seinen Willen dem ihrigen unterwerfen, das heißt: gehorchen, gehorsam und nur dann zufrieden seyn, wenn ihr Wille auf das Genaueste befolgt ist.

Gehorsam ist der Kinder schönste Tugend, und begreift alle Tugenden in sich. Weder Glaube, Hoffnung, noch Liebe, weder Geduld, Frömmigkeit, Demuth, noch eine andere Tugend kann ohne Gehorsam bestehen. Der Gehorsam unterläßt und thut ohne allen Anstand, mit der ungesäumtesten Bereitswilligkeit, was die Ältern und Lehrer fordern, so wie alles, was jeder rechtmäßige Obere und Gebieter fordert. Wer sich säumet zu gehorchen, oder wer gegen Befehle Einwendungen macht, der ist nicht gehorsam. Der Gehorsame untersucht nicht einmal die Gründe des Befehlgebers; er gehorcht auch nicht um dieser Gründe willen, sondern um des Gebotes und des Gebieters willen. Die Vortheile des Gehorsams sind groß, recht groß. Wer gehorsam in der Jugend zu seyn lernet, erwirbt sich die Liebe der Ältern, die Achtung der Lehrer; in reiferen Jahren weiß er dann selbst mit Vernunft zu gebieten. Er hat sich die Kraft erworben, sich selbst zu beherrschen. Er hat sich in der allen Menschen täglich unentbehrlichen Geduld geübt. Er darf auf die Liebe und Achtung weiser und guter Menschen, auf den Segen seiner Ältern, auf Gottes Beifall, Schutz und besondere Beweise seiner liebevollen Fürsorge rechnen. Denn immer hat Gott gehorsame Menschen gesegnet. Hingegen lehrt aber die Erfahrung, daß ungehorsame Kinder selten glücklich, und gewiß nie wackere, gute, tugendhafte und verehrungswürdige Menschen geworden sind. Darum übet euch von Jugend an, liebe Kinder, gehorsam eueren rechtmäßigen Vorgesetzten zu seyn.

I. Sey gehorsam gegen die Ältern.

1. Gute Kinder folgen den Befehlen, Lehren und Ermahnungen ihrer Ältern mit aller Bereitwilligkeit.

Cajus Marcius, mit dem Beinamen Coriolan, weil er die Hauptstadt der Volscer, Corioli, fast allein eroberte, lebte ungefähr 151 Jahre vor Alexander dem Großen, und war ein vornehmer Römer. Er machte sich wegen seines Stolzes und seiner Härte gegen seine ärmeren und geringeren Mitbürger so bei denselben verhaßt, daß er auf immer aus

Rom verbannt wurde. Er begab sich darauf zu den Völkern, mit dem festen Vorsatze, sich an seinem Vaterlande zu rächen, was allerdings ein sehr unehrerlicher Entschluß war. Die Völker nahmen ihn nicht allein bei seiner Ankunft gütig auf, sondern äußerten auch immer mehr Achtung gegen ihn. Dies benützte er, um sie zu einem neuen Kriege mit den Römern, gegen welche sie bisher nichts hatten ausrichten können, zu bewegen. Sie ließen sich dazu bereden, und unter seiner Anführung waren sie überall siegreich. Nachdem er viele Städte erobert hatte, ging er gerade auf Rom zu, und belagerte die Stadt. Das römische Volk wollte nicht sechten, und brachte den Senat dahin, an Coriolan eine Gesandtschaft zu schicken, um wegen eines Friedens Unterhandlungen anzufangen. Allein sie wurde sehr schnöde abgefertiget. Selbst die Priester, die sich in ihrem völligen Ornate zum Marcius begaben, richteten eben so wenig aus.

Nun machte sich Veturia, die Mutter Coriolans, mit vielen römischen Frauen auf, um zu versuchen, was sie über ihn vermöchten. Zwar war sie schon sehr alt; aber sie hielt das Herz ihres Sohnes doch noch nicht so ganz verdorben, daß er auf ihre Worte nicht Bedacht nehmen sollte. Sobald sich die Frauen dem Lager genähert hatten, ward dem Coriolan angezeigt, daß eine Menge Frauen vor demselben angekommen wären. Allein er, auf den weder das Ansehen der im Namen eines ganzen Volkes erschienenen Gesandten, noch die heilige Würde der Priester einigen Eindruck gemacht hatten, nahm sich vor, auch bei den Thränen der Frauen unerbittlich zu bleiben. Sobald er aber seine Mutter erkannt hatte, befahl er seinen Victoren, die Fasces (ein Ehrenzeichen der römischen Magistratspersonen, welches in Bündeln glatter Stäbe bestand, in deren Mitte sich, zum Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, ein Beil befand) vor ihnen zu neigen, und empfing seine Mutter und Angehörigen unter Thränen und zärtlichen Umarmungen. — „Sage mir,“ redete die Mutter ihn an, „bin ich zu einem Feinde, oder zu meinem Sohne gekommen? Mußte ich so lange leben, um das Unglück in meinem hohen Alter zu haben, daß ich

erst aus Rom verwiesen, und dich dann als dessen Feind zu sehen? Wäre ich nicht Mutter geworden, so würde Rom jetzt nicht belagert; hätte ich nicht einen Sohn, so könnte ich frei unter einem freien Volke sterben. Ich bitte dich, nicht zum Schaden des Volkes, das dich so großmüthig aufgenommen hat, Rom zu retten, sondern die Streitigkeiten zwischen demselben und deinem Vaterlande auf immer beizulegen." Und nun fiel sie vor ihm auf die Knie. Anfangs widerstand er ihren Bitten, und forderte sie auf, das falsche Rom zu verlassen und zu ihm zu kommen. Allein seine Mutter forderte ihn mit Ernst und Würde auf, seinem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden zu gewähren, und sagte ihm, daß er nur über ihren Leichnam in die Thore Roms eingehen könne. Da konnte er nicht länger widerstehen. "Mutter," sprach Coriolan, "was gebietest du? Du allein hast mich besiegt." Er hob sie auf, umarmte sie, und zog sich mit seinem Heere zurück. So ward Rom durch seinen kindlichen Gehorsam gerettet.

2. Johann Cicero, der Sohn des Kurfürsten Albrecht von Brandenburg, war in früher Jugend schon ein Muster eines guten und gehorsamen Kindes. Er war von dem edeln Eifer befeelt, sich Weltklugheit und Menschenkenntniß zu erwerben. Davon zeugt ein Brief, den er als Jüngling an seinen Vater schrieb, und worin er diesen bat, ihn mit auf den Reichstag nach Augsburg zu nehmen. Dieser Brief ist ein Beweis seines kindlichen Gehorsames. Er schrieb: "Hier in der Mark sehen und lernen wir nichts, als allein Vieß, daß wir zu Zeiten, um Lust und Verführung der Zeit willen, nach Rehen und anderm Wilde jagen. Daher ver sitzen wir uns ganz, sehen nichts, lernen nichts, und wissen nichts, und wissen auch nicht, wie wir uns gegen Fürsten und Andere mit Ehrerbietung und Rehen verhalten sollen; wie ein niederländischer Landesfürst und Jäger, der sein Lebtag nichts gesehen und gehört hat, und ihm selbst, seinem Land und seinen Leuten wenig Nutzen schafft."

Bei der Strenge aber, die sein Vater gegen ihn anwandte, konnte Johann schon im Voraus überzeugt seyn, daß ihm,

was auch geschah, seine bescheidene und dringende Bitte abgeschlagen werden würde; daher setzte er seinem Briefe noch hinzu: „Sollte es aber Euer Liebden Wille nicht seyn, und mitzunehmen, so möget Ihr uns das ohne Säumen wissen lassen. Alsdann wollen wir uns gehorsamst darnach richten, und ohne Euern Willen nicht ausser Landes gehen; ja, lieber wollten wir unser Lebtag nicht verreisen, wenn es gegen Euern Willen seyn sollte.“

Ein gehorsames Kind ist seiner Aeltern Freude und ärdnet Beifall und Segen.

3. Auch gegen strenge Aeltern ist ein gutes Kind Gehorsam.

Julius, Prinz von Braunschweig, wurde in seiner Jugend von seinem Vater, Heinrich dem Jüngern, sehr verhaßt und verfolgt, weil er ein Freund und Beförderer der Reformation war. Es geht sogar die Sage, daß der Vater im Sinne gehabt habe, seinen Sohn, der einen andern Glauben angenommen hatte, aus dem Wege räumen zu lassen. Um dieser Gefahr zu entgehen, floh Julius zu seinem Schwager, dem Markgrafen Hans von Brandenburg, bei dem er sich einige Jahre aufhielt. So sehr man den Vater ermahnte, seinen einzigen Sohn zu begnadigen, so vermählte er sich doch wieder mit einer polnischen Prinzessin, um noch einen andern Erben zu erlangen, und dann den Prinzen Julius der Nachfolge in der Regierung zu berauben. Da er aber von seiner zweiten Gemahlin keine Kinder bekam, und von seinen Töchtern und Schwiegersöhnen wiederholt gebeten wurde, seinem Sohne Julius zu verzeihen, so ließ er sich endlich dazu bewegen, und schickte einen Edelmann, Namens Dietrich von Duitzow, nach Berlin, um ihn nach Wolfenbüttel zurückzuführen. Der Prinz traute Anfangs dieser Einladung nicht, fragte daher seine Schwäger um Rath, was er thun solle; allein sie wollten weder zu, noch abrathe. Betrübt und zweifelhaft kam er wieder zu dem an ihn abgeschickten von Duitzow, und beschwor ihn bei seiner Ehre, daß er ihm sagen möchte, ob er es für rathsam halte, daß er der an ihn ergangenen Aufforderung seines Vaters folge; denn es sey

ihm ja bekannt, daß sein Vater ihm nachgestellt habe, und er könnte also leicht sein Leben in Gefahr setzen. Der Edelmann wußte nicht, was er antworten sollte, weil es immer seyn konnte, daß der Herzog Heinrich es nicht redlich meinte; er überließ es also dem Prinzen, seinen Entschluß zu fassen.

Endlich sprach Prinz Julius: „Nun, mein lieber Herr von Duitzow, ich traue Euch und meinem Vater, aber noch mehr Gott und meiner gerechten Sache. Ich will in Gottes Namen mit euch nach Wolfenbüttel reisen, und meines Vaters Befehl als ein gehorsames Kind auf Gottes Gebot befolgen, es gehe mir darüber, wie es wolle; ich bin hier mein Leben und Tod steht in Gottes Händen, er kann mich erhalten und verderben; er kann meines Vaters Herz lenken, wie er will und mir nützlich ist, und bei meinem Gott und dem heilsamen Evangelium will ich bis an mein Ende bleiben, und darauf leben und sterben.“ Sie reisten nach Wolfenbüttel ab, und es geschah ihm nichts, nur daß sein Vater ihn von seinen Religionsansichten abzubringen suchte.

4. Ein gutes Kind ist schuldig, dem Gehorsame gegen seine Ältern Opfer zu bringen.

Therese P * * war die Tochter eines Unterbeamten. Sie hatte eine Stiefmutter, welche sie oft hart und lieblos behandelte. Durch weibliche Handarbeiten verdiente sich Therese wöchentlich mehrere Thaler, welche sie treulich ihrem Vater einhändigte, dem dadurch merkliche Hülfe zu Theil ward, da er seine 5 Kinder mit seinem Gehalte nur kümmerlich ernähren konnte. Ein Bau-Conducteur, ein fleißiger und geschickter Mann, gewann Theressa wegen der Keinheit ihrer Sitten und ihrem häuslichen Sinn lieb, und wollte sie heirathen. Da erschien bei Theressens Vater ganz unerwartet ein ällicher Geheimerath, und hielt um ihre Hand an. Der Vater gab, in der Meinung, durch die Mitwirkung eines so angesehenen Schwiegersohnes eine bessere Stelle zu erhalten, sein Jawort, und Therese, welche jenen Bau-Conducteur sehr lieb hatte, vermählte sich mit dem ällichen Herrn aus Gehorsam gegen ihren Vater, zumal da sie der Conducteur durch sein Versprechen gebunden und ihr völlige Freiheit gelassen hatte,

jedoch that sie es nicht ohne großen Kampf mit sich selbst, und brachte ihre Ruhe den Hoffnungen des Vaters zum Opfer. Es gehörte viel Geduld dazu, die Launen und Wunderlichkeiten ihres geizigen und argwöhnischen Vaters zu ertragen, aber sie fügte sich duldsam in seine Sonderbarkeiten, und ertrug aus Liebe zu ihrem Vater mit aller Fassung ihr hartes Loos.

Vier Jahre nach ihrer Verheirathung ward der Geheimerath krank, brachte 6 Jahre in Kränklichkeit zu, und Therese war seine treue, unermüdete Pflegerin; sie war selbst mit Gefahr ihrer eigenen Gesundheit auf jede Erleichterung des Ungeduldigen bedacht; endlich starb er in ihren Armen. Therese war seine Erbin, blieb aber Wittwe, und widmete sich ganz der Pflege ihres alten Vaters und ihrer Stiefmutter, so wie dem Glücke ihrer Geschwister. Wer so, wie dieses Mädchen, der Ruhe seiner Aelteren Opfer zu bringen vermag, auf dem ruht der Segen und die Gnade Gottes.

*

Kind! Gehorche der Zucht deines Vaters, und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter. Sprüchw. 1. 8. — Der Knabe Jesus war seinen Aeltern folgsam. Luk. 2. 51. — Ihr Kinder! seyd gehorsam euern Aeltern im Herrn, denn dies ist recht. Ehre deinen Vater und deine Mutter! so lautet jenes Hauptgebot mit der Verheißung: damit es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden. Ephes. 6. 1 — 3.

Du sollst auf deines Aeltern Rath und Worte achten,
 Selbst ihren Wünschen oft zuzukommen trachten.
 Noch bist du jung, und weißt noch nicht
 Dich selbst zu bilden und zu bessern;
 Gehorsam wird dein Glück vergrößern;
 Denn glücklich macht erfüllte Pflicht.

II. Sey gehorsam gegen deine Lehrer.

1. Marcus Portius Cato, der Jüngere, zeigte als Knabe einen langsamen Kopf, der nur schwer etwas begriff, aber was er einmal gefaßt hatte, behielt er fest, und vergaß es nicht wieder. Sein Lehrer Sarpedo hatte sicher große Mühe mit ihm, weil nur angestrengte Aufmerksamkeit und sehr deutliche Erklärung dem jungen Schüler Licht in den Geist gaben. Sarpedo mußte zu manchem strengen Mittel Zuflucht nehmen, und oft sehr strenge seyn, wenn aus seinem Schüler etwas werden sollte. Cato aber bewies sich gegen seinen Lehrer, der sehr geschickt und bei aller Strenge dennoch lieblich und gefällig war, und lieber Gründe als die Ruthe brauchte, immer sehr folgsam, und that Alles, was ihm befohlen wurde, mit aller Freude und Bereitwilligkeit.

Wächst ihr, liebe Kinder, die Wohlthaten erkennen, die ihr von euren Lehrer empfanget, und ihnen immer folgsam seyn, weil sie nur euer Bestes wollen!

2. Xenokrates war gebürtig aus Chalcedon. Er war ein Schüler des Plato, des großen griechischen Philosophen, faßte aber nur langsam und mit Mühe den Unterricht seines Lehrers; allein obwohl ihm dadurch das Studiren sehr sauer war, verlor er doch seinen Muth nicht, und der Lehrer schätzte ihn nicht nur wegen seines eisernen Fleißes und beharrlichen Characters, sondern auch wegen seinem willigen Gehorsam. Plato fand an ihm einen Mangel der feinern Sitten, und sagte daher oft zu ihm: daß er den Grazien opfern soll. Er wollte ihm dadurch zu verstehen geben, daß er sich eines sauffern und gefälligern Betragens befeissen möchte. Diese Erinnerung gahm der folgsame Schüler immer nicht nur mit Gelassenheit, sondern auch mit dankbarem Herzen an, und als ihn einst Jemand anreizte, sich dergleichen von dem Lehrer nicht vorwerfen zu lassen, so antwortete er: das ist mir sehr nützlich, und nur zu meinem Besten behandelt mich mein Lehrer auf diese Weise.

Xenokrates wurde aber auch ein ausgezeichnete Mann und großer Weltweiser, und stand wegen seiner Rechtlichkeit

so in Ansehen, daß, als er einst vor Gericht ein Zeugniß ablegen sollte, die Richter den dabei gewöhnlichen Eid von ihm nicht verlangten, sondern sein bloßes Wort als hinlänglich annahmen.

3. Prinz Kasimir, aus der Familie der Könige von Polen, zeichnete sich in früher Jugend durch seinen Gehorsam gegen den Lehrer Liborius aus, welcher ihn nach den Grundsätzen der Religion Jesu Christi zu bilden suchte. Zwei Zimmer in dem abgelegensten Theile der königlichen Residenz waren die Wohnungen des Lehrers und Schülers; ein alter Bedienter ward als Ausgeher und Koch zugleich benützt. Die Mittags- und Abendtafel war sehr einfach. Die Stunden des Tages waren mit Pünktlichkeit zwischen den aufklärenden und stärkenden Anstrengungen des Geistes und Körpers in jene getheilt, die der ruhigen Erholung und der wieder belebenden Aufheiterung gewidmet werden konnten. Die frühe Morgenstunde begann mit einem herzlichen Gebete; dann wurde die Lehraufgabe des vorigen Abends wiederholt und zu einer neuen geschritten, welcher aber immer die deutlichste, und, wenn die Schwierigkeiten des Gegenstandes es nothwendig machten, die wiederholte Erklärung voraus folgte. Die Zeit des Lernens endigte um 11 Uhr, wo es in den Obst- oder Gemüsegarten über eine dem körperlichen Wohle gedeihliche Handarbeit ging. Liborius und sein Jögling Kasimir aßen das ganze Jahr hindurch kein anderes Obst und Gemüse, als welches die mit eigener Hand gepflegten Garten- und Gemüsebeete gaben. Schlag 12 Uhr ging es zu Tische. Gespräche, aus dem heiteren Gebiete des schönen menschlichen Jugendlebens gezogen, streuten während einer halbstündigen Ruhe am Tische die Würze auf die wenigen, aber gesunden und mit erregter Eßlust genossenen Speisen. Hierauf wurde ein Spaziergang ins Freie gemacht. Das weite Gebiet der Natur mit seinen mannigfaltigen und schönen Gegenständen des bewunderungswürdigen Wachsthums war der große Schauplatz, wo der anschaulichste Lehrvortrag über Ackerbau, Gartenwesen und verschiedene Gewerbe gehalten wurde. Da man ferner hier im großen, herrlichen Tempel der Natur überall

die unverkennbaren Spuren eines allmächtigen, göttlichen Wesens voll der reinsten Liebe, voll der höchsten Weisheit und innigsten Vatermilde für die Millionen seiner erschaffenen Wesen antraf, so gab die hieraus aufgefaßte Seelenstimmung den Anlaß zur gemüthlichen Unterredung des ersten und wichtigsten Religions-Unterrichtes von Gott, von der Bestimmung des Menschen, von der Unsterblichkeit der Seele u. dgl. Diese schönen Unterredungen wurden bei der Ankunft im Arbeitszimmer dadurch fortgesetzt, daß der Prinz einige Stellen aus dem Evangelium vorlesen mußte, worüber der Hofmeister sodann eine deutliche Erklärung gab. Von der Lebens- und Lehrgeschichte unseres göttlichen Religionsstifter Jesus gieng er auf die sittlichen Schriften frommer Kirchenväter, und von diesen auf die allgemeine Welt-, Menschen- und Ländergeschichte über. An die hierauf folgenden Lehrgegenstände der Sprachen-, Erd-, Rechnungs- und Zeichnungskunde knüpfte sich die Eintragung in ein Tagebuch, welches der Prinz mit eigener Hand führen, und in dessen Blätter einen kurzen Umfang der jedesmal abgehandelten Unterrichtsgegenstände, der wichtigsten Ereignisse und der vollbrachten Handlungen eintragen mußte. Am Rande dieser Tages-Vorgänge fügte Liborius entweder eine heilsame Ermahnung, oder eine ernstliche Warnung bei, je nachdem er aus dem Fleiße und Betragen seines Zögling's Anlaß fand, mit ihm mehr oder weniger zufrieden zu seyn. Trat, was aber nur zweimal geschah, der Fall des Mißvergnügens ein, so mußte der Schüler vor den Augen seines ernsten Lehrers das begangene Vergehen nach allen schädlichen Erfolgen zergliedern, und diese Zergliederung war der Stoff zu bitterer Reue und des aus dem gerührten Herzen kommenden Vorsatzes, sich vor der Wiederholung des begangenen Vergehens, als vor einer schweren Beleidigung Gottes, äußerst zu hüten, und dadurch das schöne Merkmal ernstlicher Besserung vor Gottes und aller Menschen Augen darzulegen. Und Kasimir gehorchte seinem ehrwürdigen Lehrer mit aller Freude und Kindlichkeit, und gewann dessen Liebe und Achtung dadurch immer mehr.

Der kleine Abendtisch bestand nun in etwas Suppe,

sich genug seyn läßt. Darum seyd genügsam, und denkt oft an das Sprüchlein:

Mit Wünschen zu dem Himmel fliegen,
Ist keine Kunst; — dies ist sie: sich begnügen.

Höret daher von solchen Menschen, die schon in früher Jugend sich angewöhnten, genügsam zu seyn, und lernet, welchen großen Einfluß die Tugend der Genügsamkeit auf den Character des Menschen habe.

1. Pittacus war ein Sohn des Hircadius aus Ithracien, geboren zu Mytilene, einer kleinen Stadt auf der Insel Lesbos. Schon in früher Jugend gewöhnte er sich an Genügsamkeit, und war, selbst im Glücksstande, mit Wenigem zufrieden. Einst erhielt er von den Mytilenern aus Erkenntlichkeit für die ihnen geleisteten Dienste eine der schönsten Gegenden zum Geschenke. Sie war mit klaren Bächen durchflossen, mit schönen Wäldern und Weinbergen umgeben, und hatte so viele Mayerhöfe, daß ihr Ertrag einen reichen Unterhalt gewährte. Pittacus nahm aber die ganze Gegend nicht an. Er warf seinen Pfeil in die Luft, und war zufrieden mit so viel Land, als der Raum ins Gevierte ausmachte, den er mit seinem Pfeil erreicht hatte. «Man kann,» — sagte er — «keinen Theil besser benutzen, als das Ganze. Große Güter machen große Sorgen und Unruhen.»

2. Quinctius Cincinnatus, einer der edelsten Römer aus den ältesten Zeiten des Freistaates, zeichnete sich in der Jugend durch Genügsamkeit immer aus, was er dann auch in späterer Zeit bewährte. Er wurde im Jahr 460 vor der christlichen Zeitrechnung zum Consul erwählt. Die Abgesandten wollten ihn mit gebührender Feierlichkeit abholen, trafen ihn aber auf dem Felde mit dem Pfluge in der Hand. Er nahm die Würde an, bedauerte aber unter Vergießung häufiger Thränen, daß nunmehr sein kleines geliebtes Landgut unbearbeitet bleiben würde, und die Seinigen vielleicht Noth leiden müßten. Er verwaltete das Consulat uneigennützig und ruhmvoll, schlug es aber, als es ihm auf das nächste Jahr wieder angeboten wurde, aus, und erhielt nachher die Dicta-

tur auf 6 Monate. Auch hier fanden ihn die Boten hinter dem Pfluge, und erstaunten über die Einfachheit des großen Mannes. Zweimal wurde dieser genügsame Mann Retter seines Volkes, das ihn als Vater ehrte. Genügsamkeit bringt Glück und Ehre.

3. Pelopidas war der Sohn des Hippokles, aus einem berühmten Geschlechte zu Theben. Er wurde im Ueberflusse erzogen, und erbaute schon in seiner Jugend ein prächtiges Haus, bemühte sich aber, mit seinem Reichthume würdigen Menschen Hülfe zu leisten; denn er wollte Herr seines Geldes, und nicht Sklave desselben seyn. Unter allen seinen Freunden allein konnte aber Epaminondas nicht dahin gebracht werden, daß er an seinem Reichthume Antheil nehme. Pelopidas erkannte den Werth der Genügsamkeit, und suchte daher dem Epaminondas ganz ähnlich zu werden. Er kleidete sich eben so gering, hielt Aken eben so sparsamen Tisch, war eben so arbeitsam als Epaminondas, ja er achtete es für Schande, auf seinen Leib mehr, als der geringste Thebaner, zu verwenden. Ob er also gleich großes Vermögen hatte, gebrauchte er doch seinen Reichthum nicht zur Ueppigkeit, sondern war mit Wenigem zufrieden. Ihm gebührt der Ruhm, sein Vaterland von der tyrannischen Parthei und dem Joche der Lacedämonier befreit zu haben. Er lebte bis zum 364ten Jahre vor Christuß.

4. Marcus Curius war der Sohn eines vornehmen Römers. Er gewöhnte sich schon früh an Einfachheit in der Lebensweise und an Genügsamkeit. Er besiegte die Samniter, Sabiner, Lucanier, und schlug 272 Jahre vor Christi Geburt den Pyrrhus bei Tarent. Ungeachtet dieses Ruhmes zog er sich aber auf sein Landgut zurück, und lebte still und genügsam. Als nach dem samnitischen Kriege die Abgeordneten der Samniter zur Abschließung des Friedens bei ihm erschienen, fanden sie ihn auf seinem Landgute, wie er sich eben in einem irdenen Topfe Rüben kochte, und boten ihm goldene Gefäße dar, um ihn dadurch zu ihrem Vortheil zu stimmen. Der edle Römer schlug sie aber aus, und sprach: »Ich ziehe mein irdenes Geschirr eueren goldenen Gefäßen vor, wünsche nicht

reich zu seyn, und bin in meiner Armuth zufrieden, solchen befehlen zu können, die reich sind.

*

Wer sich mit seiner Arbeit nähret, und läset sich genügen, der findet ein ruhiges Leben. Sir. 40. 18. — Es ist freilich ein großer Gewinn, gottselig und dabei genügsam seyn. I. Tim. 6. 6. — Wenn wir also Nahrung haben und Bedeckung, so laſet uns damit begnügen. I. Tim. 6. 8. — Seyd zufrieden mit dem was ihr habt. Hebr. 13. 5.

Nie ſchenkt der Stand, nie ſchenken Güter
Dem Menſchen die Zufriedenheit;
Die wahre Ruhe der Gemüther
Iſt Tugend und Genügsamkeit.

2

G e ſ c h w i ſ t e r l i e b e.

Brüder und Schwestern ſind ſich die reinſte Werthſchätzung und Liebe ſchuldig; die Bande der Natur haben ſie enger als, an andere Menſchen, an einander gekettet. Sie ſollen ſich durch ein liebevolles, freundliches Entgegenkommen, durch Befriedigung unſchuldiger Liebeswünſche, durch Rachſicht und Schonung bei gegenseitigen Fehlern das Leben angenehm machen, ſich unter einander zu veredeln ſuchen, ſich im reiferen Alter, in den mannigfaltigen Bedrängniſſen des Lebens, gegenseitig unterſtützen, und immer unter ſich den Geiſt einer uneigennütigen, herzlichen und thätigen Liebe herrſchen laſſen; das iſt dann wahre Geſchwisterliebe. Höret daher aufmerkſam zu, wenn ich nun von dem Betragen liebevoller Geſchwister erzähle.

1. Geſchwister ſollen liebevoll ſich unterſtützen, und einander gute Beiſpiele geben.

Païreſe (Pâreſ), der Sohn reicher und vornehmer Aeltern in der ehemaligen Provence (Provans) in Frankreich,

geigte schon in früher Jugend eine sehr große Lernbegierde. Bei allem, was ihm vorkam, hörte er nicht auf, nach dessen Namen, Ursprung und Nutzen zu fragen. Sein lebenswürdiges, zuvorkommendes Betragen gewann ihm die Herzen Aller, die ihn näher kennen lernten, und Jedermann suchte, ihm Vergnügen zu machen. Vorzüglich war sein Benehmen gegen den Bruder edel und schön. Er war kaum 7 Jahre alt, da er seinen fünfjährigen Stiefbruder Karlave unter seine Leitung nahm. Er ordnete seine Lernstunden und geistlichen Beschäftigungen, und wachte über seine Sitten; er leitete seine Handlungen mit außerordentlich vieler Geduld, mit unermüdetem Eifer, und alles dies mit unendlicher Liebe. Nie ließ der kleine Lehrer seinen Schüler die Ueberlegenheit seines Alters und Geistes fühlen, behandelte den kleinen Jüngling, auch wenn dieser fehlte, mit brüderlicher Schonung, wandte alle Geduld und Aufmerksamkeit beim Unterrichte auf denselben, und spielte in Erholungstunden mit ihm voll Frohsinn. Dieser verständige Knabe gab dadurch, daß er selbst mit allem Eifer lernte, seinem Lehrer gehorsam war, und mit größter Genauigkeit seine Pflichten erfüllte, seinem Bruder ein sehr ermunterndes Beispiel der Nachahmung.

2. Geschwister sind sich innige Anhänglichkeit und Zärtlichkeit schuldig. Dorothea von Kurland, Tochter des Reichsgrafen von Redem, schrieb in der Mitternachtsstunde des neuen Jahres an ihre Schwester Elise, welche sie innig liebte, folgenden Brief: „Es ist Mitternacht; aber zu dir, meine Elise, muß ich noch sprechen, ehe ich mich zu Ruhe lege. Im Kreise meiner hiesigen Freunde feierte ich die Scheidestunde des Jahres, so wie wir es im väterlichen Hause gewohnt waren. Eine geistliche Musik machte die Einkleitung und den Beschluß. Meine ganze Seele war zur Andacht gestimmt. Sie erhob sich mit der Freudigkeit seliger Hoffnungen zu Gott, und eine sanfte, stärkende Heiterkeit kam von Oben auf mich herab. Als die Mitternachtsstunde schlug, begrüßten wir das neue Jahr mit Anstoßung unserer Gläser. Heil und Segen über die ganze Menschheit! — rief ich aus. Wohlwollen und Liebe verbinde die Men-

sehen untereinander! Das war mein zweiter Wunsch. Du gute, liebevolle Elise, du schwebtest mir vor. Gern hätte ich deinen Namen laut genannt; aber so ganz, wie ich dich kenne, kannte Keiner dich im Kreise. Ich ging also mit meinem Glase in den einsamen Winkel eines Fensters, blickte zum gestirnten Himmel hinauf, nannte still im Herzen vor Gott deinen Namen, trank auf dein Wohl, dann nannte ich auch die Namen meiner Freunde im Vaterlande, sandte ein stilles Gebet zu dem liebenden Vater der Menschen, und kehrte recht heiter und gestärkt zur Gesellschaft zurück. Ich sehne mich nach dir. Nun, Gott wird uns schon wieder in einem friedlichen Orte zusammenführen, und dir und mir dazu Gesundheit verleihen!

Welche Freude muß Elise beim Lesen dieses liebevollen Schreibens empfunden haben!

3. Geschwister sind sich alle Theilnahme, Unterstützung und Hülfe schuldig.

Bei der Belagerung von Lyon 1793 lebte daselbst ein glücklicher Vater zweier Söhne, von denen der Eine kaum 15, der Andere 12 Jahre alt war. Der ältere mußte das Gewehr tragen, und hatte sich bei den Ausfällen gegen die Republikaner sehr ausgezeichnet. Der Vater verlor schon während der Belagerung sein Leben, und nur die Mutter wurde noch erhalten. Als Lyon einige Tage darauf eingenommen wurde, so setzte man den Jüngling, weil er das Gewehr getragen hatte, in das unter dem Namen — der schwarze Keller — bekannt gewordene schreckliche Gefängniß, und verurtheilte ihn zum Tode. Sein jüngerer Bruder, der ihn überall gesucht und nirgends gefunden hatte, kam endlich auch an das Kellerloch, das auf die Straße Lafond geht, und rief ihm bei seinem Namen. Als der kleine arme Gefangene seines Bruders Stimme hörte, streckte er seine Hände durch das Gitter, um ihn zu umarmen, und dieser richtete sich auf den Zehen in die Höhe, um wenigstens des gefangenen Bruders Hand berühren und küssen zu können; allein es war alles vergebens.

„O mein Bruder!“ — rief der Jüngere, — dich wollen sie ermorden, und ich soll dich nicht wiedersehen! Hast du denn nicht gesagt, daß du noch nicht 15 Jahre alt seiest?“ — „Ja Bruder,“ — antwortete jener, — „ich habe alles gesagt; aber sie wollten nichts hören. Geh' und tröste unsere gute Mutter! O, nichts macht mir mehr Kummer, als daß ich sie krank hinterlasse. Sage ihr aber noch nicht, daß ich sterben muß!“ — Der Kleine zerfloß in Thränen. Er legte sich auf die Erde nieder, winselte, und rief unaufhörlich: „Ach! er soll sterben, und ist noch nicht 15 Jahre alt!“ — Man dachte ihm, wenn er nicht schweigen und sich entfernen würde; aber er blieb unbeweglich auf seiner Stelle, bis er durch eine Wache mit Gewalt weggerissen, und vor einen des Commissärs gebracht wurde. Dieser war nicht ganz taub gegen die Stimme der Menschlichkeit. Er redete dem Knaben zu, sich zu beruhigen und sich in sein Geschick zu fügen. Aber der Knabe warf sich, da alle seine Bitten unerhört blieben, vor dem Commissär nieder, blickte zu ihm hinauf und flehte so herzlich und dringend: er möchte ihn doch für seinen Bruder sterben lassen, daß dieser gerührt wurde, ihn freundlich aufhob, und einige Zeilen schrieb, die er sogleich absendete, indem er ihn warten ließ. Bald darauf erschien der Gefangene, begleitet von einer Wache, aber ohne Gefährten. — „Gott im Himmel, riefen beide, mein Bruder!“ Sie umarmten sich innig, und dann waren des Kleinen erste Worte: „Nun verlaß ich dich nie wieder!“ — „Das sollst du auch nicht!“ sagte der Commissär, — „geht zu eurer Mutter, und seyd eben so gute Söhne, als ihr gute Brüder seyd.“

4. Larochébeaucour (Laroschhofur) war Steuereinknehmer zu Angoumois in Frankreich. Er hatte kein Vermögen, aber er war ein edler Mensch, ein guter Gatte und zärtlicher Vater. Er wendete, so viel er konnte, auf die Erziehung seiner Tochter Franziska; allein unglücklicher Weise verlor diese ihren guten Vater schon in ihrem eilften Jahre, und ihre Mutter folgte ihm bald nach. Franziska war jetzt, ob schon selbst verwaiset, mit der Sorge für ihren anderhalbjährigen Bruder belastet, und ohne Vermögen, eine kleine

Hütte mit einem Garten ausgenommen, die ihrem Vater zugehörte und am Ende des Ortes lag. In diese Hütte zog Franziska mit ihrem Bruder. Nirgends hatte sie Freunde, die sie unterstützt hätten. Einige Landleute wollten ihr das Hüten der Schafe und Gänse anvertrauen; da sie aber auf diese Weise ihren kleinen Bruder hätte vernachlässigen müssen, so lehnte sie dies ab. Indessen wurde ihr der Mangel immer drückender. Sie verkaufte nun ihre letzten nur etwas erheblichen Habseligkeiten, kaufte sich dafür Glas und Baumwolle, und spann und arbeitete so fleißig, daß sie sich und ihrem Bruder das Nöthige erwerben, und ihre Unabhängigkeit behaupten konnte. Sie strickte nämlich so geschwind, daß sie in zwei Tagen ein Paar Mannsstrümpfe aus grober Baumwolle zu Stande brachte. Mitunter machte sie auch Netze, und nähte.

Ein junges Mädchen von 12 Jahren, das in einer elenden Hütte allein lebt, sich selbst genug ist, ihren kleinen Bruder besorgt, als wenn sie seine Mutter wäre, das war ein eben so rührendes als seltenes Beispiel. Sie wurde in der ganzen Gegend berühmt. Die Mütter führten ihre Töchter hin, um sich an ihr zu spiegeln; alles beeiferte sich, ihre Arbeit zu bringen, um ihre Tugend zu unterstützen. So sah sie sich dann im Stande, eine gute Alte zu sich zu nehmen, die über ihrem Bruder Aufsicht hatte, während sie selbst ihre Arbeiten ablieferte.

Franziska hatte nun 3 Jahre in ihrer einsamen Hütte verlebt, und war indeffen groß, schön und stark geworden; Vorzüglich aber hatte ihr Herz durch dieses Entbehren aller Unterhaltungen, durch diese Aufopferung für ihren Bruder und durch ihre ununterbrochene Arbeitsamkeit einen so hohen Werth in den Augen vieler jungen, selbst begüterten Landleute erreicht, daß sie von mehreren Seiten Anträge zur Verbindung erhielt. Sie zog ihnen allen aber einen ziemlich bejahrten Kaufmann vor, der eben nicht reich war, »weil,« wie sie sagte, »ich und mein Bruder ihn wie einen Vater ansehen können, und weil er mir mit der Erfahrung, die mir mangelt, aushelfen kann.«

Es war mitten in einem langen und harten Winter, und die edelmüthige Franziska erwartete die Tage des Frühlings, um ihr Geschick mit dem jenes glücklichen Mannes zu vereinigen. Allein der Himmel hatte es anders verfügt.

Bei der außerordentlichen und lang anhaltenden Kälte näherten sich die Wölfe den menschlichen Wohnungen, um Nahrung zu suchen; auch in die Hütte der braven Franziska brach eine Wölfin mit 5 Jungen ein. Während sie sich heldenmüthig gegen sie vertheidigte, stürzte ein neuer Wolf herein und gerade auf ihren kleinen Bruder los. Mit außerordentlicher Behendigkeit riß sie ihn in die Höhe, öffnete eine Mehltruhe, und brachte ihn hier vor aller Gefahr in Sicherheit. Während dieser Unternehmung sprang die Wölfin wüthend auf die Unglückliche los, und erdroffelte sie. So endete dieses Muster schwesterlicher Liebe in ihrem 15ten Jahre das Leben. Auch die Alte ward von den Wölfen zerrissen; aber der kleine Bruder kam glücklich davon, und lebte noch lange.

5. Bei der im Jahre 1793 im Hanbverschen gemachten Truppenaushebung war auch der Meier Heinrich Christoph Weber, aus dem Flecken Granda an der Weser, mit seinen 3 Söhnen vor dem Oberamt zu erscheinen bestellt, damit einer von den letztern zum Rekruten ausgewählt werden könnte. Den ältesten Sohn, Ludwig Weber, durfte und konnte man dem alten Vater als künftigen Erben der Meierrei, und des väterlichen Hofes nicht wohl entreißen; auch den 2ten Sohn trug man Bedenken wegzunehmen, weil seine an einen Meier in der Nachbarschaft verheirathete Schwester, die keine Kinder hatte, diesen Burschen von Jugend auf erzogen und gleichsam an Kindesstatt angenommen hatte, und er deren Meierhof bald antreten sollte. Das Loos traf also den jüngsten der 3 Brüder, einen Jüngling von 17 Jahren; er wurde, da er groß und stark genug war, als Rekrut aufgezeichnet.

Die Augen schwer von Thränen amarannten sich Vater und Sohn; Bruder und Bruder sagten einander auf immer ein Lebewohl; es eröffnete sich ein Auftritt, der alle Anwesenden erschütterte, und den kein Mensch von Gefühl ohne innige Theilnahme mit anzusehen vermochte. Der älteste Bru-

der war am meisten bewegt, und jeder aufmerksame Beobachter konnte in seinem Gesichte den Kampf, der im Innersten seiner Seele vorging, und den Schmerz über die Trennung von seinem geliebten Bruder, gar leicht entdecken. Er erbot sich, statt seines Bruders, dem Vaterlande zu dienen, wenn er unter die Kavallerie versetzt würde, welches man ihm jedoch nicht versprechen konnte.

Des andern Tages, einige Stunden vorher, ehe der Rekruten-Transport abgeführt werden sollte, kam Ludwig Weber vor das Amt, und bat, ihn unter die Rekruten aufzunehmen und seinen Bruder los zu geben. „Er habe, — sagte er, — diesen Schritt reiflich überlegt, und nichts könne ihn nunmehr von der Ausführung desselben abhalten.“ — Als Hauptbeweggrund seines Entschlusses führte er an: die große Anhänglichkeit seiner Aeltern an seinen jüngsten Bruder, denen die Trennung von diesem ihrem Lieblinge gar zu nahe gehe, sodann das noch jugendliche Alter desselben, welches zu den im Kriege unvermeidlichen Strapazen noch nicht abgehärtet genug, auch den Versuchungen mehr als im reifern Alter ausgesetzt sey, und endlich Vaterlandsliebe; er könne nämlich, da er schon 24 Jahre alt sey, den Feinden thätigern Widerstand thun, als sein junger Bruder.

Der würdige Beamte rief ihm zu: „Ihr seyd ein edler Mann!“ — Er reichte ihm dabei die Hand, und sagte: „bleibt künftig mein Freund, und ein eben so biederer, deutscher Mann, wie Ihr euch jetzt zeigt; ich kann Euch zwar nicht belohnen, nur bewundern muß ich Euere erhabene Seele. Ihr habt meine ganze Hochachtung, und zugleich die Versicherung, daß Euch, nach der landesherrlichen Bestimmung, das nächste Recht zu dem väterlichen Meierhose zusteht.“

Ludwig Weber, der bei diesen Worten seinem Oberen die Hand drückte, und dem die Thränen aus den Augen rollten, sagte weiter nichts, als: „Sorgen Sie gefällig für mich!“ — und ward jetzt in die Mannschafts-Liste eingetragen, und mit den andern Rekruten abgeführt.

So viel vermag treue Geschwisterliebe.

6. Friederike Dorothea Louise Philippine,

Tochter des Prinzen August Ferdinand von Preußen, gab bei der langwierigen Krankheit ihres Bruders Heinrich ein schönes Beispiel schwesterlicher Liebe und eines zärtlichen Besnehmens. Als die Krankheit ihres Bruders zunahm, daß er auf seinem Zimmer bleiben mußte, leistete sie ihm so viel als möglich Gesellschaft, und entzog sich, wo der Anstand es erlaubte, allen fröhlichen Kreisen, welchen sie sonst beizuwohnen pflegte. Mit aller Sorgfalt suchte sie dem leidenden Bruder Aufheiterung und Zerstreuung zu verschaffen, um ihm durch angenehme Unterhaltung das Gefühl seiner Krankheit vergessen zu machen. Wenn er ausfuhr, so begleitete sie ihn, und vergrößerte ihm durch ihre liebevollen Reden das Vergnügen der Spaziersfahrt. Der Prinz liebte sie aber auch außerordentlich; ihre Theilnahme machte selbst im Leiden ihn glücklich. Schrecklich war für Friederiken die Nachricht seines Todes; bis auf den letzten Augenblick hatte sie die Hoffnung, daß ihr Bruder gerettet werden könnte. Jetzt hatte man Ursache, für ihre Gesundheit besorgt zu seyn; durch ihre gute körperliche Constitution entging sie aber der Gefahr. Kaum hatte sie sich wieder etwas erholt, so sorgte sie auf eine rührende Weise dafür, daß ihr verewigter Bruder im Andenken seiner Freunde ein Denkmal finden möchte. Jeder derselben erhielt nach ihrer Anordnung eines oder mehrere Stücke von den hinterlassenen Meublen und Kostbarkeiten des Prinzen. Den wichtigsten Freunden darunter legte sie Briefe bei, worin sie denen, die ihren Bruder im Leben geliebt hatten, mit der freundschaftlichsten Güte dankte.

2. Auch gegen feindselige Geschwister soll man liebevoll seyn.

Robert, Sohn Wilhelms des Eroberers, Herzog der Normandie, lebte im 11ten Jahrhunderte. Wilhelm, König von England, hinterließ drei Söhne, wovon die beiden jüngern, Eifer nach dem Andern, unter dem Namen Wilhelm II. und Heinrich I., auf den Thron kamen, der älteste aber nur die Normandie und die Landschaft Maine zu seinem Erbtheil erhielt, weil er sich einmal gegen seinen Vater empört hatte. Heinrich, der jüngste von ihnen, betrug sich gegen seine Brü-

der so, daß sie genöthiget waren, ihn zu bekriegen. Da er zu schwach war, ihnen im offenen Felde zu widerstehen, so schlossen sie ihn bald in eine Festung ein, in welche er sich geworfen hatte. Hier ward er mit seinen Soldaten, aus Mangel an Wasser, auf das Aeußerste gebracht. Robert aber gestattete ihm aus Liebe und Verzeihung nicht nur sich damit zu versorgen, sondern schickte ihm auch zu seinem eigenen Gebrauch einen Vorrath an Wein. Wilhelm war mit dieser, wie er glaubte, ungeitigen Großmuth übel zufrieden; allein Robert gab ihm zur Antwort: «Sollen wir denn unsern Bruder vor Durst umkommen lassen? Wo bekämen wir alsdann einen andern Bruder her?» —

8. Keine Geschwisterliebe opfert selbst das Leben, um Leiden und Uebel von einander abzuwenden.

Zwei Brüder aus Lyon, Namens Brusset, welche Buchhändler waren, liebten sich innig. Der Ältere war Familienvater, der Jüngere noch ledig. Beide wurden in dem Jahre 1793, nach der Eroberung der Stadt durch die Jakobiner, verhaftet. Man hatte während der Belagerung der Stadt, als es an klingender Münze fehlte, zum Ersatz des Metalls Papiergeld ausgegeben, und unter demselben fand sich als Bürgschaft für die Gültigkeit auch der Name Brusset verzeichnet. Als die Richter fragten, welcher von den beiden Brüdern die Zettel unterschrieben habe? — erwiederte der Jüngere rasch: «Ich bin es gewesen. Mein Bruder hat gar keinen Antheil daran gehabt!» —

Diesem Geständniß zu Folge ward er sogleich zum Tode verurtheilt, dem er um so muthiger entgegen ging, da er unverheirathet war, und seinen lieben Bruder rettete, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Mag dieser edle Bruder dort im bessern Leben den Lohn seiner treuen, aufopfernden Liebe empfangen haben!

*

Eintracht unter den Brüdern gefällt Gott und den Menschen. Sir. 25. 1—2. — Wer es freundlich meint, liebet zu aller Zeit; und der Bruder wird in der Noth erkannt.

Sprüchw. 17. 17. — Mit aller Demuth und Sanftmuth, mit schonender Nachsicht ertrage Einer den Andern in Liebe. **Ephes. 4. 2.** — Fehlte es einem Bruder oder einer Schwester an Kleidern und an der täglichen Nahrung, und einer von euch sagte zu ihnen: gehet in Gottes Namen, wärmt euch, esset euch satt! ihr gäbet ihnen aber nicht, was zur Nothdurft des Leibes gehört, was würde das helfen? Ohne die Werke ist der Glaube todt. **Jak. 2. 15 — 17.**

Wenn sich die Geschwister lieben,
Früh sich schon der Tugend weih'n,
Täglich sich im Guten üben
Und sich miteinander freu'n:
Dann freuen alle Menschen sich,
Und ehren, Vater! innig dich.

Siehe auch den Artikel Bruderliebe.

G e s e l l s c h a f t.

Der weise Schöpfer hat den Trieb in die Brust der Menschen gelegt, mit andern Menschen sich zu unterhalten, und ihre Gesellschaft zu suchen. Ohne geselligen Verkehr wäre der Mensch sehr unglücklich, und arm an der nöthigen Menschenkenntniß. Allein es ist besonders jungen Leuten große Vorsicht zu empfehlen im Besuche von Gesellschaften. In Gesellschaft theilt sich das Böse leicht mit, und es giebt zuweilen Menschen, die das feine Gift der sittlichen Verdorbenheit Andern unvermerkt beibringen. In Gesellschaften wird die Kunst der Verstellung, der Hang zur Schmeichelei, und feine Falschheit am meisten geübt. Daher seyd in der Wahl der Gesellschaft sehr behutsam; merket wohl auf, ob in derselben der Religion oder Tugend zu nahe getreten, böse von Andern gesprochen, oder gegen Anstand und Sittlichkeit gehandelt werde. Prüfet euch, so oft ihr aus einer Ge-

gesellschaft zurückkehret, ob euere Tugend gewonnen oder verloren habe. Suchet nur solche Gesellschaften, die für euch nützlich und erbaulich sind. Dadurch könnet ihr euch den Weg der Tugend erleichtern, und mit ruhigem Herzen eine solche Gesellschaft verlassen. Gute Gesellschaft hat immer gute Folgen.

1. Suche gute Gesellschaft, um durch den Umgang mit wohlgesitteten, geistreichen Menschen an deiner Bildung zu gewinnen.

Heinrich Franz von Aguessau wurde zu Limoges in Frankreich im Jahre 1663 geboren, und erhielt von seinem eigenen Vater, obschon derselbe in einem angesehenen Amte stand, und mit Geschäften seines Dienstes überladen war, doch den ersten Unterricht; denn der Vater liebte seinen Sohn zu sehr, als daß er ihn fremden Händen hätte übergeben, und sich das Vergnügen versagen sollen, die guten Anlagen und Kräfte desselben unter seinen eigenen Augen sich entwickeln zu sehen. Sorgfältig benützte der junge Heinrich die Unterweisungen seines Vaters, und war im Jünglingsalter in Wissenschaften und Sprachen so fortgeschritten, daß er die meisten Altersgenossen bei weitem übertraf.

Im Hause des jungen Heinrich versammelten sich häufig Gelehrte und geistreiche Männer. Heinrich befand sich am liebsten in ihrer Gesellschaft, denn er sah da, was wahre Bildung ist, hörte nur Verständiges und Schönes, und lernte täglich, ohne es einmal zu wissen, viel Nützlichcs und Wünschenswerthes. Die beiden Gelehrten Racine und Boileau (Boaloh) schenkten besonders dem wißbegierigen Jünglinge von seinen Sitten ihre Freundschaft, beschäftigten sich gerne und viel mit ihm, und weckten in ihm das schlummernde Talent für Dichtkunst, welche Heinrich sein Lebenslang besonders liebte. Dabei aber vergaß derselbe seinen Hauptzweck nicht. Er hatte sich aus eigener Wahl den Rechtswissenschaften gewidmet, und brachte es im Studium derselben so weit, daß er schon in einem Alter von 32 Jahren den ausgezeichneten Posten eines General-Procurators des Parlaments in Paris bekleidete. In diesem Amte erwarb sich Heinrich die größten Verdienste um

die Verbesserung der Geseze und der Rechtspflege, und war dabei überall da mit seinem feikenen Eifer und hoher Menschenliebe thätig, wo es auf das allgemeine Wohl und auf Binderung des Schicksals Unglücklicher ankam. Solchen Gegen genos dieser Jüngling, der in der Jugend nur gute Gesellschaft suchte.

2. Meide alle böse Gesellschaft, in welcher du Gefahr laufst; deine Unschuld und Tugend zu verlieren.

Ein Portugiese hatte einen einzigen Sohn, in dessen schönem Leibe auch eine schöne Seele wohnte. Wer den Knaben kannte, liebte ihn. Mehr als Alle liebte ihn sein Vater; allein so groß dessen Liebe war, so war sie doch weise. Der Vater bemerkte mit Schmerzen, daß sein Sohn mit Genossen umgehe, die mit ihm gleiches Alter, aber nicht gleiche Reinheit der Sitten hatten, und fürchtete desto mehr für ihn, je argloser seine Unschuld war. Er ermahnte ihn daher väterlich, die Gespielen zu meiden, deren Sitten nicht ganz rein wären, und deren er ihm mehrere nannte. Der Sohn hörte den warnenden Vater voll Ehrfurcht an; doch sprach er: „Fürchte du nicht, mein Vater, wo nichts zu fürchten ist! Diese meine Gespielen sind gewiß unverdorben; wie sollten sie mich verderben können? Und sollte Etwas an ihnen nicht ganz unverdorben seyn, so hoffe ich es durch meinen Umgang zu verbessern.“ Der Vater wollte dem Sohne nicht bloß befehlen, sondern ihn auch belehren, und versuchte dieses durch eine schuldlose List. Er füllte ein artiges Kistchen mit den schönsten Aprikosen, die wie Gold und Purpur glänzten; allein unter die edlen Früchte mischte er einige, an denen leichte Spuren die nahende Fäulniß verriethen. Dann rief er dem Sohne, und sprach: „Nimm das hin, als einen kleinen Beweis meiner Liebe.“ Der Sohn nahm das Geschenk mit Dank und Freude, und zählte und besah die schönen Früchte; doch plötzlich rief er wehmüthig: „Ach mein Vater! Warum hast du faulende Früchte unter die guten gemischt?“ — „Klage nicht mein Sohn!“ sprach der Vater; — „die reinen werden den verdorbenen ihre Güte wieder mittheilen.“ — „Vielmehr, mein Vater!“ — erwiederte der Sohn, — „wer“

die verdorbenen auch die reinen anstecken.“ — Fürchte nichts, mein Sohn!“ — sagte der Vater, — «oder gedulde dich mir zu Liebe, und laß uns den Erfolg abwarten.» — Der Sohn merkte nicht, was der Vater vorhatte, und ließ es, obschon mit Wehmuth, geschehen. Das Kistchen wurde geschlossen, und der Vater nahm den Schlüssel zur Verwahrung. Voll Kummer und Ungeduld bat der Sohn oft und flehend den Vater, ihm zu erlauben, daß er nachsehe. in welchem Zustande die schönen Früchte sich befänden. — „Warum quälst du mich mit so ängstlicher Furcht?“ — sprach der Vater. „Gedulde dich noch, bis ich dir deine Bitte gewähren kann.“ — Endlich kam der ersehnte Tag. Der Knabe erhielt den Schlüssel, das Kistchen öffnete sich; aber welche Veränderung! Verschwunden war das Gold und der Purpur der lieblichen Frucht, hin der balsamische Duft; alle Aprikosen waren faul, und verbreiteten einen üblen Geruch. Mit Thränen in den Augen rief der Sohn: „Das wußte ich wohl, mein Vater! und sagte es dir voraus; aber du hörtest mich nicht.“ — Der Vater antwortete: „Betrübe dich nicht, mein Sohn! über diesen Verlust, er ist es nicht werth. Du klagst, daß die Früchte verdorben; aber du achtest nicht darauf, als ich dich ermahnte, jene Gesellschaften zu meiden, in welchen auch dein Herz angesteckt werden könnte, weil jener Gespielen Herz nicht mehr unverdorben ist? Du betrübst dich über den Verlust der schönen Aprikosen; doch dieser Verlust ist nur gering, und ich kann ihn dir leicht wieder ersetzen. Allein würde dein schuldloses Herz, das meine Freude und mein Glück ausmacht, verdorben, was würde aus deinem armen Vater werden? Was könnte diesen Verlust ihm ersetzen?“ — Nun erkannte es der Knabe ganz, wie leicht böse Gesellschaft gute Sitten verderbe; er erkannte es, daß die guten Genossen den Bösen nicht gut, sondern immer die Bösen den Guten böse machen, und suchte von nun an die Gesellschaft guter und gebildeter Menschen.

Wer mit Weisen umgeht, der wird weise; wer aber der Thoren Gefelle ist, wird wie diese. Sprüchw. 13. 20. — Gefelle dich zu Weisen und Klugen. Sir. 9. 21. — Laßt euch nicht verführen; schlechter Umgang verdirbt gute Sitten. I. Kor. 15. 33.

Zimmer bildet sich das schwache Kind
Nur nach Denen, die ihm nahe sind.
Wöchte ich doch stets bei Guten seyn,
Und mich ihres Wort's und Beispiels freu'n!

Gewissenhaftigkeit.

Jeder Mensch hat in seinem Innern einen Richter, welcher über sein Betragen urtheilt, und sich im ganzen Thun und Lassen wirksam zeigt; es ist das Gewissen. Es offenbart sich uns vor dem Handeln durch Ermunterung oder Warnung, und nach dem Handeln durch Beifall oder Tadel. Diesem innern Richter und Warner sollen wir strenge folgen; denn Gott spricht durch das Gewissen zu uns. Das Bestreben des Menschen, in allem seinen Thun und Lassen stets dem Gewissen zu folgen, und nie wider dasselbe zu handeln, ist Gewissenhaftigkeit. Das Gewissen ist gleichsam ein guter Engel, der sich nicht so leicht abtreiben läßt. Glückselig ist, wer ihm folgt; er hat den Himmel im Herzen, ist stets heitern und frohen Sinnes, und kein Unglück beugt ihn nieder. Der Gewissenlose aber ist sehr unglücklich, und hat nirgends Ruhe. Wenn den Menschen sein eigenes Gewissen anklagt oder verdammt, so hat er immer eine Hölle in sich, und er hat verloren alles Selbstvertrauen, alle Freudigkeit des Herzens, allen Muth, und wenn er sich auch allen Lustbarkeiten der Welt preis giebt: so wird es ihm doch nie gelingen, sein laut schreiendes Gewissen ganz zu beschwichtigen. Denn

für heimliches Vergeh'n rächt sich mit Schlangenbissen
 Ein furchtlicher Sturm, das strafende Gewissen.
 Entflieh' ihm, wenn du kannst! Es kommt in's Schlafgemach,
 Es kommt dir überall, auch auf dem Lustplatz, nach;
 Und daß kein Augenblick dein armes Herz erfrische,
 So wird die Angst dein Gast, und sitzt mit dir zu Tische.

Was ist also wünschenswerther, als der Beifall des Gewissens? Liebe Kinder! höret aufmerksam die Stimme eures Richters, und folget ihr allezeit, und ihr werdet gewiß glücklich seyn, wenn auch die Menschen euch nicht erkennen. Haltet rein euer Gewissen, daß es euch nie tadle, und ihr habt eine Stütze des Lebens, die euch nie bricht; einen Engel des Trostes, der euch niemals verläßt; eine Quelle der Freuden, die euch nimmer vertrocknet. Der Grund alles Glückes ist Friede der Seele und das innere gute Zeugniß unseres Gewissens. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.

1. Jeder Mensch muß dem Ausspruche seines Gewissens Folge leisten, wenn er sich nicht einer Sünde und Uebertretung des Gesetzes schuldig machen will.

Ein ehemaliger Zögling des strassburgischen Waisenhauses, der zu einem Handwerksmann in die Lehre kam, entdeckte seinem Meister eines Tages, daß er den vorigen Tag, an welchem er abwesend war, einen Bogen Papier aus der Schublade genommen habe, in der Absicht, ein Morgengebet aus einem geistreichen Buche für sich abzu- schreiben. Er hätte es thun wollen, daß sein Meister nichts davon wüßte, fände sich aber jetzt im Gewissen gedrungen, es ihm zu offenbaren, weil er fremdes Eigenthum entwendet habe. Dies aufrichtige Geständniß, verbunden mit der Absicht, um welcher willen der Jüngling diesen Bogen Papier sich zu Nutzen machte, freute den Meister recht sehr; er sagte indeß in dem Augenblicke sonst nichts zu ihm, als: „Es ist mir lieb, daß du deinem Gewissen gefolgt bist, und mir alles gesagt hast.“ Des andern Tages aber schenkte er ihm eine kleine Denkmünze, von einem Briefe folgenden Inhaltes begleitet: „Lieber! deine gestrige Aufrichtigkeit ist es werth, daß ich dir beweise, wie erfreulich sie mir war. Nimm dieses

kleins Geschenk von mir zum Andenken an, und fahre fort, immer im Kleinen, wie im Großen, bei Fehlern und größern Vergehungen aufrichtig zu seyn, und der Stimme des Gewissens zu folgen. Deine Vorgesetzten haben mehr Einsicht als du; vielleicht können sie deine Fehler gut machen, so wie ein Arzt dem Kranken nur dann helfen kann, wenn er seine Umstände ganz genau entdeckt. Es war zwar immerhin ein Fehler von dir, etwas zu nehmen, das nicht dir gehörte, ohne mich vorher zu fragen; aber deine Absicht war keine unedle. Dies entschuldigt dich vor mir, aber nicht vor Gott: denn Gott will nicht, daß wir Böses thun, damit Gutes darauf erfolge. Du weißt überdies, daß ich dir nie etwas versage, was dir Freude macht, wenn es anders deiner Bestimmung gemäß ist. Im Gegentheile durch deine Aufrichtigkeit machst du dir mich und alle deine Vorgesetzten zu Freunden, und du hast an Gott einen liebevollen, für dich sorgenden Vater, da du keinen Vater mehr auf Erden hast. Liebe mich, sey fromm und gewissenhaft, so wird es dir nie an Glückseligkeit fehlen, und ich werde nie aufhören, dein wahrer Freund zu seyn.“

So machte sich dieser Jüngling einen wackern Mann zum Freunde, weil er dem Dränge seines Gewissens folgte, und aufrichtig war.

2. In tiefem Schmerz und unter Thränen ging Elisabetha G** nach Hause; man hatte so eben ihre Mutter zu Grabe getragen, welcher ihr Vater ein Vierteljahr vorher vorangegangen war. Elisabeth war nun eine recht arme Waise, und hatte Niemanden, der sich ihrer angenommen hätte, als den Pfarrer des Orts, der ein gar braver Mann war. Das Haus und ein kleines Gütchen wurde verkauft, um die Kosten für Arzt, Apotheke und Leichbegängniß, nebst einigen Schulden bezahlen zu können, und Elisabeth zog in die Stadt zu einer ehrlichen, christlichen Familie, um daselbst zu dienen. Kaum war sie der Schule entlassen, und 16 Jahre alt. In ihrem Dienste hielt sich das Mädchen recht gut; allein im zweiten Jahre wurde sie krank, und mußte in ihr

Vaterort gebracht werden. Dort kam sie in den Spital, und erhielt Pflege und Nahrung aus der Armenkasse. Zwar that ihr das wehe, daß sie im Spital seyn mußte, weil ihr Vater einst ein vermöglicher und angesehener Mann war, durch Krieg und unverschuldete Unfälle, so wie durch betrügerische Schuldner, sein ganz Vermögen verloren hatte: doch klagte sie niemals über die göttliche Vorsehung, sondern dankte ihr, daß sie selbst in Krankheit noch für sie sorge, und betrug sich in ihren Leiden so fromm, daß sie Allen zur Erbauung diene. Unvermuthet wurde ein Schuldposten von 300 fl., den ihr seliger Vater gut hatte, an sie ausbezahlt, den man schon längst für verloren hielt. Nun hatte sie freilich etwas Vermögen, das jedoch nicht hinlänglich war, sie zu erhalten; denn noch aber bat sie den Vorsteher des Armenhauses, nachdem ihre Krankheits-Umstände sich merklich gebessert hatten, auftreten und für sich leben zu können. Dies wurde ihr erlaubt, und man reichte ihr aus dem Armeninstitute eine Portion, damit sie nicht Hunger leiden möchte; die Zinsen ihres kleinen Kapitals verwandte sie zu Hauszins und zur Kleidung. Die göttliche Vorsehung segnete ihren Fleiß sichtbar, und nach anderthalb Jahren erbte sie von einer Verwandten noch ein kleines Kapital, und nun konnte sie vom eigenen Vermögen ruhig leben. Sie hielt sich daher in ihrem Gewissen verpflichtet, der bisher genossenen Unterstützung zu entsagen, um einer ärmeren Person dieselbe zukommen zu lassen. Elisabeth ging daher zum Vorsteher des Armeninstitutes, und sagte: »Ich danke herzlich für alle erhaltene Hülfe und Unterstützung; in Zukunft aber kann ich kein Almosen mehr annehmen. Die göttliche Vorsehung hat mir Mittel geschenkt, daß ich mich selbst erhalten kann, und ich würde in meinem Gewissen es unverantwortlich finden, wenn ich ferner Unterstützung annähme, und diese vielleicht einem ärmeren Menschen entziehen würde. Geben Sie daher künftig jene Wohlthat einem Andern. Gott möge Sie und die Anstalt für Alles Gute, das ich genoss, reichlich segnen!«

Elisabeth zeigte ~~war~~ ihre Gewissenhaftigkeit durch Ablehnung einer Unterstützung, die sie nicht mehr bedurfte.

3. Ein Schüler wurde sehr krank, und man zweifelte an seinem Aufkommen. Innerliche Unruhe und Besorgenheit, die man an ihm bemerkte, schienen seine Krankheit noch zu vermehren. Endlich sagte er: „Wenn doch mein Mitschüler B* * zu mir kommen wollte, ich habe ihm etwas zu sagen. Es sind doch gar zu wichtige Augenblicke, die letzten, entscheidenden des Todes; sie führen oft Thaten und Vorfälle längst verfloßener Tage in das Gewissen, die den wichtigen Schritt in ein anderes Leben bald erleichtern, bald erschweren.“

Der verlangte Mitschüler kam. Mit zärtlicher Theilnahme fragte er seinen leidenden Freund. „Wie geht es dir, lieber Freund! will es denn noch nicht besser werden?“

„Ach!“ — antwortete der Knabe, — „ich werde nicht wieder gesund, kann auch nicht sterben, so lange ich noch etwas vom Herzen nicht los werde. Willst du mir etwas verzeihen?“

„Du hast mir nie etwas zu Leide gethan,“ antwortete der Andere.

Darauf sagte aber der Knabe: „Nimm hier diesen Pfennig; ich habe ihn dir einmal genommen; ich war hungrig und kauft mir Brod dafür. — Nichts kränkt mich mehr, als daß du ihn damals selbst so nöthig hattest.“ —

Er überreichte seinem Freunde den Pfennig, und — starb, indem er seinem Gewissen noch Genüge gethan hatte.

4. Gewissenhaftigkeit erwirbt die Achtung der Menschen, und legte schon oft den Grund zu zeitlichem Glück.

Israel Jakob wurde zu Halberstadt im Jahre 1729 geboren, war in seiner Jugend ein sehr armer Judenknabe, aber ein frommer Sohn, rastlos beschäftigt, etwas zu erwerben, um seine alten, nothleidenden Aeltern zu unterstützen. Ein seltener Vorfall sollte unter Leitung der gütigen Vorsehung dazu dienen, daß dem guten, gewissenhaften Israel Jakob zuerst aus der Noth, und dann zu großem Glück geholfen würde.

Ein verschmitzter Bauer erzählte ihm nämlich eines Tages: er habe zu Hause einen großen Klumpen Gold, den wollte

er ihm verhandeln, aber er müsse sogleich wenigstens einen Gulden mitbringen. Voll Hoffnung, ein gutes Geschäft zu machen, eilte Israel Jakob, in Begleitung eines andern Judenburschen, an einem drückend schwülen Tage über den Hain in das bezeichnete Dorf. Aber wie sehr wurde seine Hoffnung getäuscht! — Ein Stück gemeines Erz wollte ihm der Ganner mit aller Gewalt für Gold auferbringen, und als er sich dagegen sperrte, ward er mit Knitteln und Schimpfworten verfolgt. Auf diese finstere Stunde sollte aber noch eine zweite folgen, ehe die Stunde der Freude hereinbrach. Sein Gefährte, durch Angst und Sonnengluth gänzlich entkräftet, sank unterwegs zu Boden, und er mußte ihn nun auf seinen Schultern weiter tragen. Endlich verließen ihn selbst die Kräfte. Er legte seinen Gefährten nieder, und sah sich um Hülfe um. Da blinkten die Thürme der Abtei Hunsburg gar tröstlich durch die Wipfel der schattigen Bäume. Dorthin schleppte sich Israel Jakob mit Anstrengung seiner letzten Kräfte, klopfte an das Klosterthor, und bat den Pförtner um einen Labetrunk für seinen ohnmächtigen Gefährten. Aber der rohe Mensch ließ ihn mit den schmächtigsten Reden zurück. Doch in demselben Augenblick erscholl seitwärts eine andere Stimme, die des würdigen Abtes. Aber, ehe derselbe half, wollte er zuvor des guten Israeliten Gesinnung auf eine scharfe Probe stellen. «Ich will,» — sagte er, — «deinen Gefährten sogleich nach dem Kloster holen lassen, doch unter der Bedingung, daß du zuvor ein Stück Schinken bei uns verzehrst.» Diese Worte schnitten dem guten Jünglinge ins Herz; denn er war zu gewissenhaft, als daß er das Gesetz seines Glaubens übertreten hätte. Er betheuerte, daß er lieber mit seinem Gefährten umkommen wolle, als dem Gesetze entgegen zu handeln. «Sorge es dann, wie Gott es will!» sprach er, indem er dem Abte für dessen guten Willen dankte, und sich sogleich auf den Rückweg begab. Er hatte sich aber kaum hundert Schritte von dem Kloster entfernt, als ihm der Abt wieder zurückrief, ihm auf die Achsel klopfte, seine Gewissenhaftigkeit in dem, was er für Pflicht hielt, fröhlich lobte, und ihm er-

klärte, daß er ihn nur habe auf die Probe stellen wollen. — Beide armen Wanderer wurden nun reichlich erquält; Israel Jakob aber hatte durch seine Gewissenhaftigkeit das Vertrauen des Abtes in einem so hohen Grade gewonnen, daß derselbe ihm von dort an einige sehr einträgliche Lieferungen für das Kloster übertrug. Und hier legte Israel Jakob den ersten Grund zu einem Vermögen, welches durch Fleiß, Vorsicht und Sparsamkeit in der Folge so bedeutend wurde, daß, in Verbindung mit einem andern wackern Israeliten, Süßmann Heinemann, dessen Namen in immerwährenden Ehren bleiben wird, er nun in Halberstadt eine Geldbank anlegen konnte, welche den glücklichsten Fortgang hatte. Unter den vielen schönen Eigenschaften Israel Jakobs leuchtet besonders seine Milde gegen die Armen hervor; er kannte wohl die traurige Lage derselben durch eigener Erfahrung. Der zehnte Theil von allem, was er erworb, gehörte alljährlich den Armen. Nie schloß er am Ende eines Jahres seine Bücher, ohne jenem den Armen bestimmten zehnten Theil des jährlichen Gewinnes mit strengster Gewissenhaftigkeit davon abzugiehn. Außerdem aber unterstützte er Einzelne noch durch andere beträchtliche Summen. Weise Sparsamkeit setzte ihn hiezu in den Stand. Neben dieser Menschenfreundlichkeit war ein anderer ihm eigenthümlicher Zug — ein unerschütterlicher Gleichmuth unter allen Umständen des wechselvollen Lebens, und bei allen, auch den empfindlichsten Verlusten.

So hatte er einst in der Münze zu Braunschweig 10,000 Thaler in Goldstücken in Empfang genommen, diese in zwei Beuteln an beiden Seiten des Mantelsacks vertheilt, und sich damit auf den Rückweg nach Halberstadt begeben. Ein Knabe, der plötzlich eine Schlüsselbüchse abfeuerte, machte ihm das Pferd scheu, und es ging durch. Der Mantelsack erhielt im scharfen Hinstreichen an einem Wagen ein Loch, ohne daß Israel Jakob es bemerkte. Er trat zu Wolfenbüttel bei einem Sattler ab; der Hausknecht trug ihm den Mantelsack auf die Kammer; er begab sich bald nachher zur Ruhe. Am folgenden Morgen stand er früh auf, verrichtete sein Gebet, und merkte hier zuerst, als er während dem Beten nach Weise der

Israeliten vor: und zurücktrat, und dabei an den Mantelsack stieß, daß dessen eine Seite leer sey. In seinem Gebete ließ er sich aber hiedurch doch nicht unterbrechen, sondern erst, nachdem er es vollendet hatte, untersuchte er nun den Mantelsack, und entdeckte seinen bedeutenden Verlust, ohne jedoch die wahre Ursache desselben sogleich errathen zu können. Der herbeigerufene Wirth stellte sogleich eine Hausdurchsuchung an, aber es fand sich nichts vor. Nun ließ sich Israel Jakob Kaffee bringen, zündete Tabak in einer Pfeife an, und überlegte indeffen ruhig, was weiter zu thun sey. Darnach ritt er den Weg nach Braunschweig zurück, und suchte Erkundigungen einzuziehen. Er hörte auch bald, daß zwei Arme des an der Straße liegenden Hospitals Gold gefunden, und damit, wie mit Zahlpfennigen, gespielt hätten. Auch ein Paar Schustergefallen waren vorüber gewandert, und hatten jenen thörichten Armen die vermeinten Zahlpfennige abgehandelt, waren aber über die Theilung sich einander in die Haare gerathen, darüber von der vorbeifahrenden Post betroffen und sammt dem Gelde in Gewahrsam genommen worden. Nun eilte Israel Jakob nach Braunschweig, meldete sich, und der Münzmeister verschaffte ihm sein Geld wieder. Auch hier blieb er seinem alten Grundsatz getreu. Er betrachtete die wiedererhaltene, schon für verloren gegebene Summe als kaaren Gewinn, zog sogleich den zehnten Theil davon ab, und vertheilte ihn unter die beiden Armen, und die beiden Schustergefallen, welche letztere er überdem noch längere Zeit jährlich mit neuer Kleidung beschenkte. Als dieser gewissenhafte, redliche Israelit, der bis zu seinem letzten Tage christliche und jüdische Arme durch seine Wohlthaten erfreute, und für alle nützliche Anstalten, z. B. das Waisenhaus in Halberstadt, gern und reichlich beisteuerte, zu seinen Vätern ging und starb, legte er seinem einzigen Sohne, dem damaligen braunschweigischen Kammer-Agenten und nachmaligen Präsidenten, Israel Jakobsohn, bekannt durch seinen Reichtum wie durch seine Wohlthätigkeit, es noch einmal ans Herz, der Armen nie zu ver-
gessen und den väterlichen Grundsatz fortdauernd heilig zu halten. Er selbst beschloß sein wohlthätiges Leben durch Begrün-

dung einer Stiftung von 10,000 Thalern, deren Zinsen er zur Unterstützung armer Israeliten bestimmte.

Israel Jakobs Sohn ist, so viel uns bekannt, dem Grundsatz seines Vaters getreu geblieben. Als ein Denkmal dessen steht die jüdische Erziehungsanstalt zu Seesen da, welche er 1805 errichtet und dann jährlich 1000 Thaler zur Unterhaltung derselben angewiesen hat. Auch die Wadzeck-Anstalt zu Berlin zählt ihn unter ihre vorzüglichsten Wohltäter.

*

Ein böses, unruhiges Gewissen hofft immer etwas Arges
Buch d. Weisß. 17. 10. — Folge jederzeit deinem Gewis-
sen getreu; denn darin besteht die Beobachtung der Gebote
Sir. 32. 27. — Ich beflleißige mich, mein Gewissen vor
Gott und Menschen von Vorwürfen immer rein zu erhalten.
Apostelgesch. 24. 16. — Behaltet ein gutes Gewissen
I. Petr. 3. 16.

So heilig, wie mein Bibelbuch
Mit seinen Tugendlehren,
Will ich stets des Gewissens Spruch
Als Gottes Stimme ehren.
Was es gebet, erwähl' ich gern,
Was es verbeut, sey von mir fern.

G o t t e s f u r c h t.

Unendlich ist die Majestät, die Heiligkeit, Größe und Liebe Gottes. In aller Liebe soll jeder Mensch dieses erkennen, und aus Liebe sich scheuen, Gott mißfällig zu werden, alles aber vollbringen, was ihm wohl gefällt. Das Bestreben, sich durch reine Vorstellungen von Gott nur zu guten Handlungen bestimmen zu lassen, aus Ehrfurcht und Liebe zu ihm alles Böse zu scheuen, und alles Gute zu thun, ist Gottes-

furcht. Der gottesfürchtige Mensch thut Alles, was Gott von ihm fordert, weil er sich fürchtet, ihn durch Ungehorsam zu betrüben, und zeigt gegen ihn durch Gedanken, Worte und Handlungen die größte Hochachtung und Liebe, so wie, daß an Gottes Wohlgefallen ihm Alles gelegen sey; allein es ist keine knechtische Furcht in ihm, sondern eine kindlich-liebende Furcht. Gottesfurcht ist die stärkste Triebfeder Gottes Gebote zu erfüllen; sie ist die Quelle des zeitlichen und ewigen Segens, der Anfang aller Weisheit, die Lehrerin der Frömmigkeit.

Darum suchet Gottesfurcht in euch durch das Andenken an die unendlichen, vollkommenen Eigenschaften Gottes, so wie eine treue kindliche Liebe zu erwecken, daß das ehrfurchtsvolle Andenken an Gott euch begleite, wo ihr immer seyn möget. Wahre Gottesfurcht in kindlicher Liebe veredelt eure Tugenden; weil jede Tugend, die aus einer wahren Furcht Gottes entsteht, ächter ist, als jede andere, die aus unlauteren Quellen entsteht. Der wahrhaft Gottesfürchtige ist immer getrost, erhaben über alle Furcht; er hat ein reines Gewissen, ist im Wohlgefallen Gottes, und steht, weil er freudig Gottes Gebote befolgte, unerschrocken dem Tode und Gerichte entgegen.

1. Johann Albert Fabricius war zu Leipzig 1663 geboren. Schon in seiner Jugend lernte er die schwere Kunst sich selbst zu beherrschen, und nie sah man bei ihm, wie sonst bei andern Kindern, den Ausbruch einer heftigen, strafbaren Leidenschaft. Stets war er froh und heiter, in der innigen Ueberzeugung, daß der fröhliche Genuß des Guten, das uns der gütige Gott in unserem Leben schenkt, selbst ein Theil der ihm schuldigen Verehrung und Dankbarkeit sey. In allem aber setzte er sich die Regel fest: alle Tage über sich und seine Bestimmung nachzudenken; daher machte er eine Selbstbetrachtung, worin er unter andern christlichen Entschlüssen sich die Regeln vorschrieb, wie er täglich vor Gott die Prüfung seines Herzens und Lebens vornehmen wolle, und er hatte es sich, wie man aus seinem Tagebuche lesen kann, zur

liebsten, heiligsten Pflicht gemacht, alle seine Geschäfte im ehreerbietigsten Andenken an Gott zu unternehmen und auszuführen. Gerne und oft redete er mit den Aeltern und Mitschülern von der liebevollen Vorsehung Gottes, von seiner Größe, Weisheit und Güte in der Schöpfung, und von der Erlösung des menschlichen Geschlechtes durch Jesus Christus. Bei allem, was ihm begegnete, sah er auf Gott, mit herzlichster Freude dankbar für alles Gute; er vertraute in bedenklichen und gefährlichen Umständen einzig auf Gott, und empfahl seiner Regierung die künftigen Schicksale seines Lebens in gläubigem, frommem, eifrigem Gebete, und wenn er dies gethan, überließ er ihm alles, in der gewissen Hoffnung, er werde alles wohl machen. In kindlicher Ehrfurcht vor Gott hütete er sich, auch nur im Geringsten ihn zu beleidigen, und Alles war ihm an seinem Wohlgefallen gelegen. Er gelangte dadurch zu hoher Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Achtung bei den Menschen, und starb 1736 zu Hamburg als Professor der Redekunst und Sittenlehre gottesfürchtig, getrost und selig im Glauben.

2. Wahre Gottesfurcht spricht sich im ganzen Leben, in Gesinnung, Wort und Handlungen aus, und ist die Quelle alles Segens.

Ein Reisender traf einst gegen Abend in dem Dorfe R** in Nieder-Schlesien ein. Zu seinem Unglücke, oder Glücke vielmehr, war der Detschherr nicht zu Hause, und der Prediger todtkrank, so daß ihm nichts übrig blieb, als in der Schenke ein Nachtquartier zu nehmen. Er kam dahin, aber alle Stuben waren voll von Bauern, die sich bei einer lärmenden Musil belustigten, so daß er das Bedürfniß auszurufen unmöglich befriedigen konnte. Es war gerade der Schulze des Dorfes, ein ernsthafter, ehrbarer und vermöglicher Mann, in Geschäften anwesend. Er bemerkte die Verlegenheit des Fremden, und bat ihn, bei ihm Wohnung zu nehmen. Dankbar froh nahm er diesen Antrag an, und wurde in seinem Hause, wo überall Ordnung und Reinlichkeit herrschte, von dessen Frau sehr freundschaftlich aufgenommen. Er lud den Fremden zu einem Spaziergange in seinen Gars-

ten ein, sie gingen, — aber eine festliche Scene überraschte ihn.

Drei kleine Mädchen und zwei Knaben, auf deren Gesicht die reinste Unschuld war, lagen auf ihren Knien im Anblick der untergehenden Sonne, und lasen eine rührend schöne Schilderung über diese Naturscene. Still blieben die Beiden hinter den in Andacht und Entzücken versunkenen Kindern unbemerkt stehen. Das Lesen wurde geschlossen; der Hauslehrer verrichtete ein erhebendes Gebet, worin er Gott für den glücklich verlebten Tag dankte. Mit gefalteten Händen, fromm und andächtig beteten die Kinder mit, und standen dann auf, voll Trost und Rührung. Als sie die beiden Angekommenen erblickten, schienen sie etwas verlegen; doch der Vater redete ihnen zu: «Ihr dürft euch nicht schämen, Gott euere Ehrfurcht bezeugt zu haben. Dieser Herr ist auch ein Verehrer Gottes, und wird euch auch lieben, weil ihr euere Tage mit Gott endiget.»

Nun gingen sie zum Abendessen, nach welchem der Vater den Hauslehrer nach seiner Rechnung fragte. Der Fremde war sehr begierig, und erfuhr zu seiner größten Freude, daß Jener die guten und fehlerhaften Handlungen seiner Kinder auf einem Blatte aufgezeichnet hatte, und sie dem Vater zum Durchlesen und Urtheilspruch übergab. Mit ernster Miene überlas der würdige Vater alles, ergriff die Hand seiner Frau, und sagte: «Freue dich, auch heute haben unsere Kinder mehr Gutes als Böses gethan; sie hatten Gott vor Augen und im Herzen!» Jenen Kindern, die Lob verdienten, gab er ein Zeugniß seines Wohlgefallens an ihrem Betragen; jenen aber, die gefehlt hatten, gab er väterlich sanfte Verweise. Nach einem von allen Mitgliedern des Hauses gemeinschaftlich verrichteten Abendgebete las der älteste Sohn noch eine Abendbetrachtung aus Gellerts moralischen Vorlesungen, und die älteste Tochter spielte auf dem Klaviere ein Abendlied. Alles sang mit, und der Fremde freute sich in tiefer Rührung, in dem Hause eines Landmannes so viele Gottesfurcht und Ordnungsiebe, und eine so treffliche Kinderzucht gefunden zu haben.

3. Basilius von Atadouroff, Sohn des verstorbenen kaiserlich russischen Staats - Ministers von Atadouroff, wurde in frühester Jugend zur Gottesfurcht angehalten, und lebte in dieser sehr christlich und edel. Im Jahre 1781 ging er in einem Alter von 16 Jahren nach Göttingen, um auf der dortigen Universität Wissenschaften und Weisheit zu lernen. Er wendete daselbst auch seine Zeit, unter der Führung des Rathes Schäffer, mit so treuem Eifer an, daß er unter den Tausenden, die seit Errichtung jener vortrefflichen Bildungsanstalt dort studirt haben, am Tage der Aernste gewiß nicht wird erröthen dürfen. Neben dem Eifer zu nützlichen Wissenschaften bewies aber dieser edle Russe auch eine große Frömmigkeit und Gottesfurcht. Obgleich er durch Reichthum und hohe Geburt über viele Menschen erhoben war, so lebte er doch rein und gottesfürchtig, hütete sich vor allen Sünden und unmäßigen sinnlichen Genüssen, wodurch er Gottes Wohlgefallen hätte verlieren können, und gab selbst andern Studirenden ein erbauendes Beispiel durch sein sittliches Leben. Mehrere hundert Meilen trennten ihn von seinem Vaterlande, aber er hielt es doch, auch in der Fremde, wo Niemand von den Seinigen auf sein religiöses Betragen Achtung geben konnte, für Pflicht, die Religion Jesu öffentlich zu bekennen, und seine reine Gottesfurcht auszusprechen. Deswegen benützte er alljährlich die Oster-, und Herbst - Ferien zu einer Reise nach Kiel oder Berlin, um an diesen Orten den gottesdienstlichen Versammlungen seiner Glaubensbrüder beizuwohnen, und mit ihnen das heilige Abendmahl zu genießen.

So gottesfürchtig lebte und handelte dieser Jüngling, ein ermunterndes Beispiel für alle Kinder, welche vornehmer Geburt sind, und im irdischen Glanze gerne ihres Gottes vergessen.

4. Gottesfurcht gibt Trost in Leiden und auf dem Todensbette.

Christine Cramer war die Tochter des Profanglers Cramer in Kiel. Sie zeichnete sich immer durch große Gottesfurcht und Reinheit des Sinnes und Wandels aus. Ueber

alles thener war ihr der Gedanke, daß Gott Wohlgefallen an ihr habe, und mit größter Sorgfalt schenke sie sich, auch nur durch einen unheiligen Wunsch den Allgütigen und Allheilighen zu betrüben. Sie betete so herzlich, so voll Liebe und Ehrfurcht immer zu Gott, daß ihr oft in freudiger Rührung die Thränen im Auge standen. Mit schweren Leiden suchte sie der liebe Gott heim; aber ihr Benehmen in denselben war gelassen, freudig, erbauend für alle, die Frucht ihrer Gottesfurcht. Höret, was von diesem gottesfürchtigen Mädchen ihr Vater selbst seinen Freunden mittheilte:

«Christine ist,» schrieb ihr verehrungswürdiger Vater, — »unter allen ihren so lange anhaltenden und so schrecklichen Schmerzen immer lauter Geduld, lauter Gelassenheit, Gebet und Lob ihres Gottes, und die heftigste Sehnsucht nach ihrer Seligkeit gewesen, wofür wir die erbarmende Gnade Gottes nicht genug preisen können. Sehr oft ist sie in verschiedenen Wochen vielmals des Tages und in der Nacht erstorben, und nur zu neuen, größeren Leiden erwacht. Dennoch war Gott auf eine unbeschreibliche Weise in ihrem so großen Elende mächtig. Der vierte Tag vor ihrem Ende war besonders ein uns ewig merkwürdiger Tag, durch die hohe Empfindung, die ihr Gott von seiner Begnadigung ihrer Seele und der sie erwartenden Seligkeit gab. Nach einem heftigen Anfälle des Todes auf ihr Herz, und nach der fürchterlichsten Erschütterung ihres bis auf die Gebeine abgekehrten Leibes, fing nach und nach ihr Gesicht an mit einer Freude zu glänzen, wie etwa das Gesicht eines Engels glänzen kann. Sie hob ihre ausgedorrten Arme empor, wand sie bald um ihren Vater, bald um ihre Mutter, und sagte: »O meine gütigsten Aeltern! Ich bin begnadigt, unter meinen entsetzlichen Leiden und Schmerzen bin ich in unaussprechlicher Freude; ich bin begnadigt! Gott hat nach harten, sehr harten Prüfungen meine Seele ganz zu Gnaden angenommen. Mein Heiland wird kommen. Ich bin schon selig. — Weinen sie nicht, liebe Aeltern; Ihr Kind ist selig. Ich habe meinen Jesus gesehen; ich glaube an ihn; ich gehöre ihm, das weiß ich. Der Himmel ist mein! Weinen sie nicht!«

Solchen Segen verleiht Gottesfurcht den Lebenden und Sterbenden.



Der Anfang aller Weisheit ist die Furcht Gottes; — wer den Herrn fürchtet, dem geht es wohl. Sir. 1. 16 und 18. — Der Gottesfürchtigen Gebet wird der Herr erhören, und ihnen gnädig seyn. Psal. 165. 19. — Gottesfurcht ist die Quelle des Lebens. Sprüchw. 14. 27. — Strebet in Gottesfurcht nach immer vollkommener Heiligung. II. Kor. 7. 1. — Lasset uns Dankbarkeit beweisen, wodurch wir Gott auf eine wohlgefällige Weise, mit Ehrerbietung und Furcht dienen. Hebr. 12. 28. — Ihr habt nicht einen slavischen Geist zur Furchtsamkeit empfangen; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, in welchem wir Abba, Vater! rufen. Röm. 8. 15.

Gott! deine Furcht soll immer mich begleiten,
Auch wo kein Mensch mich sieht, soll sie mich leiten;
So werd' ich stets den Weg der Tugend wandeln,
Und wahrhaft gottesfürchtig, christlich handeln.

H ä u s l i c h k e i t.

Weil es Pflicht eines Jeden ist, für zeitliches Vermögen zu sorgen, um ehrlich und nach seinem Stande leben zu können, so wird auch erfordert, daß Jeder eine rechte Liebe zu häuslichen Geschäften habe, Anhänglichkeit an seine Familie, Sorge für Erhaltung des Vermögens zeige, und alle Vortheile benütze, welche sich zum zeitlichen Wohle des Hauses rechtlich darbieten. Dieses Bestreben heißt Häuslichkeit. Sie besteht in der eifrigen Sorge für das Hauswesen, in der Führung desselben und der Aufsicht über dasselbe. Sie ist die ruhige, geräusch- und anspruchselose Thätigkeit, die nicht glänzen, sondern nützen will. Wer häuslich ist, sieht genau

auf alle kleinen Vortheile, welche man im Hauswesen machen kann, ohne larg und geizig zu werden; thut gerne und mit Lust, was sein Beruf erfordert, geht gerne mit den Seinigen um, hält sich am liebsten im Kreise seiner Familie auf, und fühlt sich nirgends vergnügter, als bei den Seinigen. Ohne Häuslichkeit blüht kein wahres Lebensglück; wo kein stilles, arbeitsames, zurückgezogenes, wohlgeordnetes Leben geführt wird, da ist nur Verwirrung, Zerrüttung des Hauswesens und Auflösung der Familienbände. Häuslichkeit wird besonders von dem weiblichen Geschlechte gefordert, weil es gewöhnlich ist, daß dasselbe sich um solche Geschäfte im Hauswesen annehme, um welche sich Männer, deren Geschäfte mehr außerhalb des Hauses sind, nicht wohl bekümmern können. Ein Mädchen ist häuslich, wenn sie alles im Hauswesen zu Rathe hält, auf den Hausrath Acht hat, die Dienenden zur Arbeit anhält, und überall des Hauses Wohl geräuschlos zu befördern sucht; eben so hat es nur an solchen Freuden und Erholungen Geschmack, welche der häusliche Zirkel darbietet, Freuden, die keine Zurüstungen, keinen großen Aufwand erfordern. Wahrlich, liebe Kinder! die Blume der ersehnten Herzenruhe gedeihet unverweltlich nur im Heiligthume der Häuslichkeit; darum machet diese Tugend euch eigen.

1. Lilia Fundana, die Tochter des römischen Konsuls Fundanus, war wegen ihrer vortrefflichen Herzenseigenschaften und ihres ausgebildeten Geistes ein Muster und der Stolz von ganz Rom.

Lilia war 9 Jahre alt, als sie ihre Mutter verlor. Ihres zarten Alters ungeachtet führte sie die Aufsicht über das ganze weitläufige Hauswesen ihres Vaters, der, da er in großem Ansehen stand, eine Menge Leute und Sklaven im Hause hatte. Um sie für ihre außerordentliche Sorgfalt und Mühe einigermassen zu belohnen, kaufte er ihr einst einen Ring von Diamanten von großem Werthe, ob er gleich auf dergleichen Sachen wenig Werth setzte, und in seinem ganzen Betragen eine weise Sparsamkeit zeigte. Beim Anblick dieser Kostbarkeit schien Lilia sehr vergnügt, und dankte ihrem Vater wiederholt auf das Zärtlichste. Nachdem sie ihn einige Zeit

betrachtet hatte, fragte sie ihren Vater, was die Diamanten kosteten. Er sagte ihr den Preis, welcher beträchtlich war.

«Ihr Götter!» rief das junge Mädchen aus, — «wie theuer! Erinnerst du dich, lieber Vater, daß du mir oft gesagt hast, der wahre Schmutz unseres Geschlechtes sey Weisheit, Geschicklichkeit und Einfalt? Soll ich dir's gestehen? — Nimm ihn wieder! Ich kann eine solche Kostbarkeit, die ich in einem Augenblicke verlieren könnte, und welche allein hinreichte, eine brave Familie mehrere Jahre zu erhalten, nicht an meinem kleinen Finger tragen!»

Entzückt, so viel Verstand und Sinn für Häuslichkeit bei seiner Tochter zu finden, rief Fundanus aus: «Wie glücklich bin ich, da ich dich habe! Wer sollte nicht deine Klugheit, deine Häuslichkeit bewundern! Es ist unmöglich, die Erziehung, die du erhalten hast, besser zu benützen. Weit mehr deinen Grundsätzen getreu, als dein Vater, weißt du die Lehren und Rathschläge, die ich dir bloß gegeben hatte, auch wirklich in Ausübung zu bringen. Ach! es ist nur zu wahr, die Neigung zum Ueberfluß und Luxus bringt oft nichts hervor, als Unordnung und bitteren Kummer. Ein noch so fest gegründetes Glück wird dadurch zu Grunde gerichtet. Man kann sich nicht zu zeitig an ein einfaches Leben, selbst im Schooße des Ueberflusses, gewöhnen, um in einer ganz andern Lage des Lebens sich nicht übel zu befinden. O meine Lilia, mein theueres Kind! Laß dich umarmen, laß dich an mein Herz drücken! — Welches Glück für den edlen Mann, der einst einen Schatz, wie du bist, besitzen wird!»

Alein, dieses Glück sollte Keinem zu Theil werden. Leider verwelkte diese edle Blüthe schon, als sie kaum 13 Jahre alt war; ihr Geist schien sich zu früh entwickelt, sie früher einer bessern Welt würdig gemacht zu haben. Schon mit einem lebenswürdigen jungen Manne verlobt, aber demungeachtet fest entschlossen, nie ihren Vater von sich zu lassen, starb sie an den Folgen einer zu heftigen Erschütterung ihres sehr empfindsamen Herzens.

Als sie ihr Ende vor sich sah, ließ sie ihre Schwestern, ihre Amme, ihre Gespielinnen und Freundinnen kommen. Als

sie da waren, ergriff Lilia der Reihe nach ihre Hände, welche sie fest in die übrigen schloß. Dann ließ sie sich ihre Spielsachen, ihre Bücher, ihre schönen Kleider und verschiedene Geräthschaften bringen, wovon sie Jedem nach seinem Geschmacke und seiner Neigung etwas austheilte. „Meine theuern Freundinnen!“ — sagte sie zu ihnen mit dem Ausdrucke der Vernunft und Bedauerung, — „bewahrt diese kleinen Geschenke zum Andenken an mich auf. Und ihr, geliebte Schwestern, thut alles, was ihr könnt, um durch euere Sorgfalt und Aufmerksamkeit unserm guten Vater die Mutter zu ersetzen. Ach! er hat ja niemanden mehr, als euch. Ohne euch würde ihm sein Leben unerträglich werden, er würde gar bald nicht mehr seyn!“ —

Nicht lange nach diesen Worten hauchte Lilia ihre edle Seele aus. Schon halb im Grabe war sie noch für das Wohl der Ueberlebenden bedacht. Fundanus, seine Töchter, ihre Gespielen und das ganze Haus zerflossen in Thränen. Alles Geld, was Fundanus zum Ankauf von Kostbarkeiten, Perlen, Stoffen und Diamanten für Lilia's Hochzeit bestimmt hatte, mußte nun auf seinen Befehl zu Balsam, Essenzen, Wohlgerüchen und Trauerkleidern verwendet werden. Man findet ihre Geschichte in dem fünften Buche der Briefe des jüngern Plinius, der sie kannte, und beiläufig 100 Jahre nach Christi Geburt lebte.

2. Leonhard W** verlor früh schon seinen Vater, und keine andere Stütze hatte seine Mutter, als ihn, ihren einzigen Sohn. Leonhard war kaum 14 Jahre alt; aber er ging seiner Mutter mit aller Liebe und Sorgfalt im Hauswesen so eifrig an die Hand, daß die ganze Nachbarschaft sich daran erbaute. Wo der Jüngling irgend einen Vortheil wahrnahm, suchte er ihn für das Wohl des Hauses zu benutzen. Er sah kein häusliches Geschäft für zu gering an, schämte sich nicht die Arbeiten auf dem Felde und im Vaterhause zu leiten, und den Diensthoten mit einem guten Beispiel voranzugehen. Jeden Pfennig hielt er zu Rathe, und blieb an Sonn- und Feiertagen zu Hause, oder machte einen Spaziergang;

während andere Jünglinge seines Alters ihr Taschengeld in Gasthäusern verzehrten.

An einem Kirchweibfeste sagte seine Mutter zu ihm: «Lieber Leonhard! Du warst den ganzen Sommer hindurch so fleißig; es gehört dir auch eine Erholung. Hier hast du etwas Geld; gehe in das Wirthshaus, und mache dir einen fröhlichen Tag!» Leonhard nahm das Geld, besah dasselbe, und sagte: «Liebe Mutter! Ich bin schon vergnügt, wenn ich auch nicht in rauschender Gesellschaft bin, wenn ich nur Euch zufrieden und vergnügt weiß. Ohne Euch möchte ich kein Vergnügen genießen. Daher erlaubt mir, daß ich von diesem Gelde etwas Wein und Weißbrod im Wirthshause hole; dann kehre ich zurück, wir trinken miteinander, und das erübrigte Geld laßt uns der armen Wittwe neben uns schenken, daß sie auch einen fröhlichen Tag erhält!» Der guten Mutter traten Thränen der Rührung in die Augen, und sie willigte in ihres Sohnes Bitte ein. Sie tranken Wein, freuten sich, und Leonhard las sodann der Mutter aus dem schönen Buche: *Isidor, Bauer zu Ried* — vor; und sie waren sehr vergnügt und froh, und genossen zugleich das Vergnügen, durch Häuslichkeit einem Armen auch eine Freude gemacht zu haben.

Denken und handeln alle Jünglinge, wie Leonhard? —

3. Anna Christine Wolf war die Tochter frommer Aeltern in Preußen, welche ein Landgut in Pacht hatten. Früh wurde sie zur Tugend und Sittsamkeit, so wie zur Ordnung, Reinlichkeit und Häuslichkeit angehalten. Schon im 8ten Jahre hielt sie genaue Rechnung über ihr Taschengeld, und einige Jahre nachher verrichtete sie schon viele häusliche Geschäfte. Ihre Mutter bestimmte sie zur Aufseherin über das weibliche Gesinde. Mit Gehorsam und Pünktlichkeit verrichtete sie alle Befehle ihrer Aeltern, aber niemals wie junge Mädchen, die dem Gesinde zu befehlen haben, und oft kleine Tyranninnen sind, gebot sie demselben mit stolzer Miene und herrschsüchtigen Worten; sondern, eingedenk ihrer Jugend, ging sie liebevoll mit den Dienstboten um, und ihre Befehle waren immer sanfte Bitten. Oft ward sie die Fürsprecherin der Dienstleute, die etwas versehen hatten. Um diese zum

Fleiß zu ermuntern, legte sie bei allen Arbeiten, die sie mit verrichten konnte, selbst eifrig Hand an, und darin suchte sie eine Ehre, dieselben am besten verrichten zu können. In Zubereitung des Glases und im Spinnen hatte sie große Fertigkeit, und der Reichtum an Leinwandszeuge, den sie später mit zur Aussteuer bekam, war ganz die Arbeit ihrer eigenen Hände. Die Küche ordnete sie täglich, und es herrschte durch sie in derselben die größte Reinlichkeit. Auch im Gärtnchen hatte sie eine schöne Auswahl getroffen, und wußte immer Nützliches und Angenehmes dahin zu pflanzen. Ihre Aufmerksamkeit erstreckte sich über jeden Gegenstand des Hauswesens, so gering er auch scheinen mochte, und nirgends genoß sie lieber eine Freude, als im Kreise der Ihrigen. Das allgemeine Lob ihrer Frömmigkeit, Häuslichkeit und Geschicklichkeit, in allen Geschäften der ländlichen und häuslichen Wirthschaft, erwarb ihr einen redlichen Mann.

Wie viele Mädchen unserer Zeit bestreben sich, Sinn für ein einfaches, stilles, häusliches Leben in sich zu erwecken und darnach zu leben?

4. Der Prinz von Albanien hatte viel Geld verspielt. Er rechnete nach, und erstaunte über die Summen, die er so leichtsinniger Weise verschwendet hatte. «Was hast du nun dafür?» — fragte er sich. — «Nichts als eine traurige Erinnerung deines Verlustes. Wie viel Gutes hättest du stiften können, wie manchem nützlichen Menschen helfen, manchen Armen reich machen, und wie manchen Traurigen erheitern können, wenn du häuslich und sparsam gewesen wärest!» Doch was geschehen ist, kann nicht mehr geändert werden. Der Mensch kann nicht mehr thun, als geloben, sich zu bessern und auf seiner Huth zu seyn, daß er diesem Gelübde treu bleibe. In dem Augenblicke der Reue verspricht man immer sehr viel; hielt wohl der Prinz auch Wort!

Die Stunde kam, wo er zu spielen pflegte. Seine Gesellschaften hofften von einer Stunde zur andern; aber der Prinz kam nicht. Sie sahen einander bedenklich an, und fragten sich, ob er wohl unpäßlich seyn möchte? Einer von ihnen meinte, daß er morgen gewiß kommen würde. Aber

wer weder morgen, noch übermorgen, noch auch in einem ganzen Monate kam, daß war der Prinz. Seine Gesellschaft schüttelten die Köpfe. «Fragen müssen wir ihn doch» — fing Einer von ihnen an. «Erspar ihm die Antwort; Ihr könntet sie euch denken, erwiederte ein Anderer; es lassen sich Meere ausschöpfen, geschweige —.» Ein Dritter ließ diesen Zweiten gar nicht ausreden. «Sie irren sich, meine Herrn, erwiederte er, des Prinzen Kasse ist noch sehr stark. Er hat erst heute dem alten Rentrath 100 Stück Louisd'or geschenkt.» Wie die Herrn noch so Manches hin und her redeten, da kam der Prinz. Sogleich waren sie nach den Karten. «Ich bitte um Verzeihung, sprach der Prinz, ich spiele nicht mehr.» — «Wie, sagten Einige, Sie wollten dieß herrliche Vergnügen» — Der Prinz fiel hier ins Wort, und sagte: «Entbehren, auf ewig entbehren.» — «Da thun Sie sehr Unrecht daran. Wahr ist es, Sie haben seit einiger Zeit verloren. Aber das Glück lächelt wieder, ehe man sichs versteht, und durch Hoffnung kann man seinen harten Sinn am ersten erweichen.» — «So denken die meisten Menschen,» erwiederte der Prinz; — «so dachte auch ich. Viel weniger hätte ich zu bereuen, wenn ich mich lange schon zurückgezogen hätte. Ich versichere Sie, meine Herrn, seitdem ich nicht mehr spiele, befinde ich mich recht ruhig, recht wohl. Noch mehr, Sie sollen Zeugen seyn, wie weit ich in der Kunst, mich selbst zu beherrschen, gekommen bin. Spielen Sie, ich will zusehen, und ganz gelassen mich wundern, wie leichtsinnig Sie Ihre Thorheiten begehen.» Sie spielten, und der Prinz sah zu. Lange ermunterten sie den Prinzen nicht mehr. Endlich aber machten sie doch einen neuen Versuch.

Sie waren zur Brunnzeit nach Spaa in den Niederlanden gegangen. Unter den anwesenden vielen Gästen war auch der Prinz von Albanien. Man hatte ihn vorher als einen sehr leidenschaftlichen Spieler gekannt, und jetzt war er so ruhig, und kein Mensch sah ihn an irgend einem Spieltische. Einstimmig urtheilte man, das komme aus einer andern Ursache, als aus bloßem moralischem Eigensinn; er werde seine Gelder geschwächt haben, und müsse nun aus Noth einen No-

ralisten machen. Der Prinz erfuhr dieses Gerede, und ließ sie reden, was sie wollten. Da sie aber kamen, und ihn zu einer Spielpartbie einladen wollten, ihm mancherlei Vorschläge machten; und ihm versprachen, er möge das Spiel selbst bestimmen, und es möge so hoch oder auch so niedrig als es wolle gewählt werden, so antwortete er: „Ich sehe, meine Herren, Sie brarren in Ihrer Zudringlichkeit, und zwingen mich beinahe Ihnen nachzugeben. Wohlan, ich will einmal von meinen Grundsätzen weichen und an einer Parthie Theil nehmen. Sie überlassen mir es also, das Spiel selbst zu wählen?“ — „Sie befehlen, wir gehorchen.“ — „Auch steht es in meiner Wahl, wie hoch oder wie niedrig wir spielen wollen?“ — „Beides bestimmen Sie.“ — „Gut.“ —

Der Prinz öffnete seine Kasse, und hob aus solcher einen Sack voll Goldes nach dem andern heraus. Die Gesellschaft staunte über den Reichthum. Der Prinz ließ ein leeres Faß in das Zimmer bringen, und begann: „Das Spiel, das wir spielen wollen, meine Herren, ist ganz neu. Jeder von Ihnen legt jetzt, Einer nach dem Andern, einen Louisd'or in dies Faß. Derjenige, dessen Louisd'or, wenn es gefüllt ist, zuerst auf die Erde fällt, hat die übrigen alle gewonnen. Wohlan, ich mache den Anfang.“

Eine lange Stille herrschte; Alle sahen einander wunderlich an. Da fuhr der Prinz fort: „Wie, Sie zaudern? Gefällt Ihnen dieses Spiel etwa nicht? Sie überließen ja mir die Wahl des Spieles; auch sollte ich bestimmen wie hoch oder wie nieder wir spielen wollen, und nun? Da zuckten Alle die Achseln, und gestanden, daß sie nicht reich genug wären, dieses Spiel mitspielen zu können. „Und doch waren Sie so dreist!“ — fuhr der Prinz fort, — „zu sagen, ich könne so hoch spielen, als ich nur wolle. Wissen Sie denn: Alle die von Ihnen und von Andern erdichteten Ursachen sind mir zu Ohren gekommen, die mich bewegen haben sollen, meine Leidenschaft für das Spiel zu bestegen und häuslicher zu werden. Jetzt sehen Sie doch, daß Sie sich nicht wenig geirrt haben. Nicht Armuth, nein, feste moralische Grundsätze hielten mich zurück. Wollen Sie glücklich werden, und

die edle Ruhe genießen, die ich jetzt genieße, wollen Sie den wahren Werth des Geldes kennen lernen, so folgen Sie meinem Beispiele nach. Ohne Häuslichkeit blüht kein wahres Lebensglück.»

Beschämt zog die Gesellschaft ab. Sie sollen dem Beispiele des Prinzen nicht gefolgt, und wie man wissen will, endlich gar vornehme Bettler geworden seyn.

Einer der ältern Freunde des Prinzen fragte ihn um die Ursache seiner Umänderung. Der Prinz antwortete mit Herablassung: „Ich rechnete nach, wie viel ich in einem Monate verloren hatte; zählte, wie viel das betragen würde, wenn mein Unglück ein ganzes Jahr sich gleich bleiben sollte, und ich erschrad gewaltig. Man muß sich zurückziehen, häuslich seyn, war mein erster Gedanke und Entschluß. Der arme Rentroth, dessen Rechtschaffenheit das ganze Land kennt, wurde von seinem Hausbedienten bestohlen; selbst die anvertraute Kasse hat er erbrochen und geplündert, der gute Mann hätte Schimpf und Schande erfahren können. Sein Sohn begegnete mir todtenblaß, erzählt mir das Unglück mit wenig Worten; ich verstehe ihn ganz, laufe selbst, was ich kann, hole 500 Louisd'or, ergänze seine Kasse — er ist nun außer Gefahr, dankbar wirft er sich mit seiner ganzen Familie zu meinen Füßen. O — diese Scene drang an mein Herz; jetzt erst sah ich den Werth des Geldes ein, und wie man durch Häuslichkeit Menschenglück befördern könne. Fest ist mein Entschluß, fest soll er bleiben; es kommt nie mehr eine Karte in meine Hand.“

Wächte durch diese Geschichte manches Kind belehrt werden, wie groß des Geldes Werth sey, und wie viel des Guten man durch Häuslichkeit verbreiten könne.

*

Reichtum wird wenig, wo man ihn vergeudet; was man aber zusammenhält, das wird groß. Sprüchw. 13. 11. — Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll köstlicher schöner Reichtümer. Sprüchw. 24. 4. — Jesus sprach: Sammelt die übrigen Stücke, daß nichts umkomme.

Joh: 6. 12. — Laßt euch recht angelegen seyn, ein stiller Leben zu führen, eure Berufsgeschäfte zu erfüllen und mit Handarbeit euch zu beschäftigen. I. Theff. 4. 11.

Von Gram und trüben Sorgen
Hält uns der Fleiß geborgen;
Der Händlichkeit folgt Segen,
Die Fruchtbarkeit dem Regen.

H ö f l i c h k e i t.

Auch in unserem äußerlichen Betragen gegen Andere müssen wir zeigen, daß wir Achtung für sie haben, und diese Aeußerung muß durch diejenigen Zeichen geschehen, welche zum Beweise unserer wechselseitigen Achtung eingeführt sind. Die Geneigtheit, Jedem mit Beweisen der Liebe und Achtung entgegen zu kommen, ist Höflichkeit, welche besonders den Kindern gut steht, und ihnen wieder die Liebe und Achtung anderer erwirbt. Der Unhöfliche oder Grobe ist nirgends wohl gelitten. Beobachtet daher sorgfältig die angenommenen Gesetze der Höflichkeit und unschädlichen Gewohnheiten gesitteter Menschen. Seyd keinem Menschen überlästig, nirgend zu dringlich. Weicht Allem aus, was andern beschwerlich seyn, sie in Verlegenheit setzen könnte. Seyd aufmerksam auf Alles, was ihnen unschädliches Vergnügen macht. Hütet euch vor Allem, was auch nur den Schein von Grobheit oder Unbescheidenheit haben könnte. Geht eilends hinweg, wo ihr nicht hingehört, und erwartet nicht, daß man euch gehen heiße. Forschet nichts aus, was euch nichts angeht. Behorchet Niemanden, der leise mit einem Andern spricht. Schwaget nicht aus, was ihr zufälliger Weise gehört habet, und dem Sprecher zum Nachtheil gereichen könnte; damit Jedermann mit Recht von euch sagen könne: ihr seyd gute, gesittete, höfliche Kinder.

1. Höflichkeit muß gegen einen Jeden beobachtet werden, wer er auch seyn möge.

Der Prinz Friedrich von ** hatte die lobenswürdige Eigenschaft in seinem Charakter, daß er Jedem, wer er auch war, mit Beweisen der Achtung entgegen kam. Dadurch gewann er auch das Zutrauen, die Liebe und Achtung aller Menschen. Es thut besonders den niederen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft wohl, wenn Vornehme und Reiche sie nicht verachten, sondern ihnen mit Leutseligkeit und Höflichkeit begegnen. Dies wußte Prinz Friedrich, und darum grüßte er einen Jeden auf der Straße, dankte freundlich und nahm den Hut ab.

Einst eilte der Prinz über die Straße, und es begegnete ihm ein vornehmer Offizier, mit welchem er redete. Unterdessen ging ein Kasträger vorüber, der sie achtungsvoll grüßte. Der Prinz nahm den Hut ab, und dankte sehr freundlich. Da sagte der Offizier: „Wie, Euere Hoheit lassen sich so herab, daß Sie einem ganz gemeinen Menschen danken?“ — „Warum das nicht?“ erwiderte der Prinz, — „ist er nicht so gut, wie ich, ein Mensch, und sollte wohl ein gemeiner Mensch höflicher seyn, als ich?“

2. Höflichkeit beobachtet alles, was schicklich und anständig ist und entfernt Alles, was Andere in Verlegenheit bringen könnte.

Stephanie G**, die Tochter eines Kaufmanns in B**, war ein gutes, freundliches Kind, und lernte durch das Beispiel seiner fein gebildeten Aeltern Alles, was Anstand und Sitte erfordert. Jedermann begegnete sie mit Achtung, mit zuvorkommender Güte, und bemerkte sie, daß sie Jemanden irgend etwas Gefälliges erweisen konnte, so war sie so gleich dazu bereit. So gewann sie die Herzen aller Menschen, und war allgemein beliebt.

Ein Verwandter von Stephanien's Aeltern war in die Stadt gezogen, und als er eingerichtet war, lud er seine Verwandten und mehrere andere Bekannten zu einem Abendessen ein. Es traf sich, daß Stephanie an jenem Abend mehrere Freundinnen beim Essen fand. Man setzte sich zu Tische, aß, und war fröhlich. Da fand Stephanie im Gemüse einen kleinen Wurm, der aus Nachlässigkeit in der Küche im Gemüse ver-

borgen blieb. Zum Unglücke bemerkten dies mehrere Mädchen, saßen Edel und Unwillen, und wollten nicht mehr essen. Stephanie aber winkte ihnen, ja doch von diesem Vorfalle nichts merken zu lassen, indem der Herr des Hauses in Verlegenheit kommen, die Diensthoten aber nur Verweise erhalten würden.

Als das Abendessen geendigt war, fragten die Freundinnen Stephanie: warum sie denn den abscheulichen Wurm nicht gezeigt, damit die Diensthoten gestraft worden wären? «Wie hätte ich das thun können,» antwortete Stephanie, — «da wir ja eingeladen waren! hätte ich den Herrn beschämen und allgemeinen Unwillen erregen sollen? Wäre ich nicht recht undankbar, unhöflich, grob gewesen? Nein, liebe Freundinnen! wir müssen nie das außer Acht lassen, was schicklich und anständig ist.» Die Freundinnen waren beschämt durch die edle Gesinnung dieses Mädchens, und schwiegen.

3. Höflichkeit gewinnt die Herzen der Menschen, und macht beliebt.

Ein Haufen junger Bauernpursche ging einst nach der Stadt zum Markte. Es begegnete ihnen ein Herr in einem Wagen, den sie aber nicht kannten. Sie gingen an ihm vorbei, viele mit der Tabakspfeife im Munde, ohne an den Hut zu greifen und zu grüßen. Nur Caspar Welle war der Einzige, der auf die Seite ging, stille stand, seinen Hut abnahm, und dem Herrn im Wagen eine freundliche Miene und Verbeugung machte. Das hatte der Herr sehr wohl bemerkt, und ihn wieder freundlich begrüßt.

Einige Zeit nachher hatte die Dorfschaft, aus welcher die Bauernpursche waren, das Unglück, daß ihnen im Sommer der Hagel beinahe alle Früchten verdarb. Sie beschloßen daher, beim Amte die Anzeige zu machen, und um Erlaß der Steuern zu bitten. Es wurden Mehrere im Namen der Gemeinde in die Stadt geschickt, worunter auch Caspar Welle war. Das Amt verwies sie an die fürstliche Kammer. Sie gingen also auch dorthin, und stellten ihre Noth mündlich vor; aber weil man ihnen beweisen konnte, daß sie aus den übrigen Früchten doch sicher noch so viel Geld erwerben könn-

ten, um wieder ansäen, und auch noch die erforderlichen Ausgaben bezahlen zu können, so wurde ihre Bitte abgeschlagen, und sie traten aus der Kanzleistube wieder ab. Im Weggehen rief einer der Beamten: „Hier da, Ihr im blauen Rocke! Kommt doch etwas näher! — Da habt Ihr aus meiner Tasche 5 Thaler als eine kleine Beihülfe zu Euern Abgaben. Ich kenne Euch als einen höflichen Menschen, und höflichen Leuten muß man wieder höflich begegnen!“ Es war gerade der Herr, der vor einiger Zeit im Wagen saß, und den Bauern begegnete, als sie nach dem Markte gingen. Er hatte sich den höflichen Caspar wohl gemerkt. Dieser nahm das Geschenk, dankte herzlich, und die Andern dachten im Herzen: wären wir doch nicht so unhöflich gewesen!

*

Die Reden des Freundlichen sind Honigseim; sie trösten die Seele und erfrischen die Gebeine. Sprüchw. 16. 24. — Schäme dich des Stillschweigens, wenn man dich grüßt. Sir 41. 25. — In der Bruderliebe seyd recht herzlich gegen einander; mit Achtung kommet einander zuvor. Röm. 12. 10. — Euer Rede sey stets anmuthsvoll und mit Salz gewürzt, so daß ihr wisset, wie ihr Jedem Red' und Antwort geben sollt. Koloff. 4. 6.

Sey höflich, freundlich und bescheiden,
Dann wird dich Jedermann wohl leiden;
Denn höflich und bescheiden seyn,
Das kostet nichts, und trägt viel ein.

Siehe auch den Artikel Gefälligkeit.

J u g e n d.

Liebe Kinder! Ihr wandelt jetzt noch auf den Wegen der Freude; ohne Sorge lebet ihr, hold und freundlich, wie der Frühling, in den schönen Tagen der Jugend. Die Welt

steht euch wie ein schöner, blumenreicher Garten offen. Allein die kostbaren Augenblicke fliehen, wie des Baches Wellen, und schnell verschwunden sind der Jugend schöne Tage. Dann sehet ihr, wie schnell die Stunden ziehen, und saget: Kurze Zeit war uns vergönnt! Drum strebet dem Bäumchen ähnlich zu werden. Bildet euch, bringet Blüten, aber auch Früchte; strebet in frischer Jugend nach Weisheit, Bildung, Tugend. Lasset das Licht der heiligen Religion Jesu euern Geist erleuchten, euer Herz erwärmen, daß ihr bringet im ganzen Leben die Früchte der Gottesfurcht, der Weisheit und Tugend. Suchet nicht ausschließlich, was die Erde giebt und mit ihr vergeht; das Ewige, Unvergängliche suchet. Nichts von Allem, was auf Erden blühet, was euerm Auge freundlich winkt; Kleider, Gold und Edelstein, wie das Blümchen auf der Heide, werden einst Staub seyn, und schöne Augen, rothe Wangen raubet endlich der Tod. Nur Eines bleibt ewig, und geht mit euch himmelwärts; es ist Weisheit, Tugend und ein edles Herz. Diese machet euch eigen von frühester Jugend an, und es wird euch im Leben und Sterben wohl ergehen. Sorgfältig benutzet der schönen Jugend Zeit dazu, euch solche Schätze zu sammeln, welche nicht verblühen, nicht vom Roste vergehrt oder vom Geschehe geraubt werden können. Euer Herz, euer ganzes Leben gehöre Gott, eurer Pflicht, der Tugend; und wenn einst der Herr im großen Weltgerichte zu den Guten spricht: Kommt her, ihr reinen, tugendhaften Seelen! wird unendliche Freude euch durchströmen, und ihr werdet eingehen in das Land ewiger Seligkeit.

Es sey die Tugend euch Gefährte
 Die mit Religion nur geht,
 Und diese arme, niedre Erde
 Mit Segens-Blüten überweht.
 O laßt sie nicht! Im Glückeschimmer
 Wird sie das Herz zu Gott erhöh'n,
 Und auch im Schmerz und Unglück immer
 Als Engel euch zur Seite steh'n.

1. Gute Kinder suchen in früher Jugend sich Religion, Weisheit, Tugend und Bildung eigen zu machen.

Castmire, Prinzessin von Anhalt-Deßau, wurde 1749 geboren. Schon früh machten die Lehren der Religion einen tiefen Eindruck in ihr Herz, und sie zeigte starke Empfindungen von der Vortrefflichkeit derselben und von dem hohen Werthe und der Schönheit der Tugend. Unterricht und Unterredungen über das Christenthum waren unter den jugendlichen Arbeiten immer ihr angenehmstes Geschäft. In frühzeitiger Selbstbesserung und im beständigen Wachsthum früher Tugenden sah man bald an ihr Früchte ihrer warmen Religionsliebe. Sie erhielt dadurch das zarteste Gefühl von dem, was recht und unrecht ist, blieb ihrer Jugendpflichten stets eingedenk, und wurde in allen ihren Reden und Handlungen äusserst gewissenhaft. Hievon einen Beweis.

Ihr Lehrer mußte ihr bisweilen einen Brief aufsetzen; ehe sie denselben abschrieb, erwägte sie jedes Wort und wenn ihr ein Ausdruck stärker schien, als sie es in ihrem Herzen empfand, sagte sie: »Rein, das fühle ich in meinem Herzen nicht so, das kann ich nicht sagen; das müssen Sie ändern.« Sie strebte nach völliger Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion. Sie überlegte und prüfte selbst die Gründe derselben, that Fragen, und entdeckte ihre Zweifel, bis sie zur Gewissheit und Beruhigung kam. Fleißig und mit aller Aufmerksamkeit las sie darum die heil. Schrift, empfand die edle und ungekünstelte überzeugende Einfalt der biblischen Schriftstellen, und suchte Belehrung, so oft ihr etwas in den Lehren und Ausdrücken derselben nicht deutlich genug einleuchtete. Mit aller Frömmigkeit, Andacht und Gebet bereitete sie sich zu ihrer ersten Kommunion vor. Von dieser Zeit an sah man recht deutlich, wie sehr sie in der Tugend und Gottseligkeit zunahm. Unter allen Reizungen zum Weltfian, unter allen gefährlichen Lockungen zur Gottesvergessenheit und Religionsverachtung, die häufig in der Welt der Großen gefunden werden, bewahrte sie immer in ihrem Herzen eine aufrichtige Gottesfurcht, und zeigte sie in allen ihren Reden und Handlungen immer thätig. Sie blieb beständig eine gewissenhafte Beobachterin des öffentlichen und häuslichen Gottesdienstes, eine fleißige Beterin und sorgfältige Leserin der heil. Schrift und

anderer Erbauungsbücher. Aber keineswegs setzte sie in dieses allein die Gottesfurcht, sondern besonders in der Ausübung des Guten, das sie hörte, laß, und worum sie betete. Alle Andäthelei und Schwärmerei vermied sie sorgfältig; mit Zittern gedachte sie an jene Leute, welche den Frommen spielen, und mit scheinheiligen Reden prahlen. Nicht in Frommreden, sondern in Frommhandeln setzte sie die Glückseligkeit; sie bewies sie darin, worin sie eigentlich bewiesen werden muß, in der Gewissenhaftigkeit, diejenigen Pflichten zu erfüllen, welche der ausdrückliche Wille Gottes in unserem Stande und Berufe von uns fordert. Sie schämte sich nie ihrer Gottesfurcht, und ihres Glaubens an den Erlöser. Alle Doppelherzigkeit, Gottesliebe und Weltkann mit einander zu verbinden, verabscheute sie. Gott war ihr höchstes Gut, das sie allen andern vorzog; dabei achtete sie nicht die Urtheile der Welt und alle andern Bedenlichkeiten. Lob und Tadel, Menschenfurcht und Menschengefälligkeit hatten keinen Einfluß auf ihre Handlungen. Dafür aber regierte die aufrichtigste und wärmste Liebe Gottes und Christi alle ihre Gesinnungen und Handlungen. Sie betrübte sich oft, wenn sie hörte, daß Jesu göttliche Würde gelästert, verläugnet und verringert würde, weil dadurch manche Seele von der Theilnehmung an dem göttlichen Segen der Erlösung zurückgehalten würde. Doch dachte sie stets nach der christlichen Liebe von den Irrenden, erlaubte sich selbst nie beleidigende Ausdrücke von denselben, und billigte die Heftigkeit nicht, welche in manchen theologischen Streitschriften herrscht. Hörte sie, daß ein Irrender wieder zur Wahrheit zurückgekehrt sey, so wurde sie dann voll Freude und Dank. Ihr Herz war immer voll Lobes und Dankes gegen Gott, sowohl über die Freuden und Wohlthaten, die er ihr gab, als über seine Hülfe und Tröstung in der Noth.

Und so legte Casimire in der Jugend den Grund zur Bildung ihres Geistes und Veredlung ihres Herzens, und wurde eine herzlich fromme, edelmüthige Fürstin, die in ihrem ganzen Leben bemüht war, wohlzuthun und auf alle Weise

näglich zu werden. Wächst ihr alle, liebe Kinder, in ihre Fußstapfen treten!

2. H. D. von H** war eine christliche Jungfrau. In den Tagen der Gesundheit und Heiterkeit, mitten unter den Zerstreuungen und Freuden, die in dem Leben der Vornehmen so häufig sind, und manchen von ihnen den Gedanken an Gott, an tägliche Selbstbesserung und an das höhere Glück in der künftigen Welt aus der Seele ganz wegdrängen, blieb sie immer tugendhaft und eine warme Verehrerin Gottes. Sie zeigte sich als eine solche bei dem öffentlichen Gottesdienste, und beschäftigte sich in der Einsamkeit nur mit Lesung solcher Schriften, die den Verstand aufklären und das Herz bessern. Thörichte, fade Romane, die in unsern Tagen eine gewöhnliche Leserei junger Mädchen sind, und manchen von ihnen den Kopf verwirren und das Herz vergiften, fand man nie auf ihrem Tische. Die heilige Schrift, Schriften frommer, gebildeter Männer, welche Lehrer der christlichen Weisheit, Gottes seligkeit und Tugend waren, machten ihr Handbibliothek aus.

Durch Umgang mit verständigen, ernsthaften und tugendhaften Personen ihres Geschlechtes, durch Lesung jener lehrreichen Schriften, durch beständige Richtung ihres Herzens auf Gott wurde ihre Denkungsart früher schon sehr gesetzt, und ernsthafte, nützliche Geschäfte waren ihr die werthesten. In der guten Familie, worin sie als Kostgängerin lebte, waren verschiedene Kinder, mit denen sie sich täglich unterhielt, denen sie gute Grundsätze und Gesinnungen einprägte, die sie auf ihren Spaziergängen mit sich nahm, als wäre sie die eigentliche Erzieherin derselben gewesen. Sie hatte Tugenden, welche sehr oft bei ihrem Geschlechte vermißt werden; wahre Demuth bei ihrer körperlichen Schönheit, keine Neigung zu Kleiderpracht und Eitelkeit, die sie bei ihrem Vermögen reichlich hätte befriedigen können, kein Wohlgefallen an Spott und Tadel über Andere, gern entschuldigte sie, wurde Fürsprecherin und Vertheidigerin Derer, über welche Andere hart richteten und beleidigend spöttelten.

Die fromme, gute und christlich von H** fing in voller Blüthe der Jugend an, kränzlich zu werden. Noch mehr, als

sonst, beschäftigte sie sich nun mit Gedanken an jenes bessere Leben und an die Vorschriften der christlichen Religion, sich würdig zu demselben vorzubereiten. Sie wurde so krank, daß sie ihren Tod gewiß vor sich sah. Allen denen, die um ihr Sterbelager waren, gab sie ein lehrreiches Beispiel von der Kraft ihrer Religion, Sterbende geduldig, gottergeben und getrost zu machen. In ihren jungen Jahren, in ihren Glücksumständen, bei ihren helteren Aussichten in's fernere Leben, wäre ein lebhaftes Verlangen, noch länger zu leben, wohl verzeihlich gewesen. Aber nie ließ sie auch nur ein einziges Wort, nicht einen leisen Seufzer eines solchen Verlangens merken. In ihren Leiden sprach sie nur:

„Gerne will ich diese Welt verlassen, denn ich habe durch die christliche Religion die gewisse Hoffnung, daß ich in eine andere Welt hinübergehe, worin mehr Gottesfurcht, Tugend und Zufriedenheit ist, als in der gegenwärtigen. — Ich danke Gott für alles Gute, das er mir in meinem kurzen Leben geschenkt. Er hat mir unaussprechlich viel Gutes darin erzeugt, ich bin zu geringe aller seiner Barmherzigkeit und Treue. Böllig zufrieden kann man aber in dieser Welt doch nicht werden. Ach, alle Vergnügungen in derselben sind nichtig und werden sehr oft verbittert. Die Religion hat mir immer die größte Zufriedenheit des Herzens geschenkt. Bei allen Zerstreuungen, Ergötzlichkeiten und fröhlichen Gesellschaften bleibt doch immer eine Leere in der Seele zurück. Sehr oft habe ich diese Erfahrung gemacht. — Gelobt sey mein Gott und Erlöser für die Erkenntniß und Ueberzeugung von der Religion! Ach, welch' eine erbarmenswürdige Creatur wäre ich, wenn mir in meinem wirklichen Leiden die Stärkung der Religion fehlte! Jetzt lerne ich ihren hohen Werth erst recht kennen, so habe ich denselben noch nicht gekannt. Gott! die Religion ist das größte Gut. Ohne sie ist Alles nichts. Für alle Schätze und Herrlichkeiten der Welt wollte ich sie nicht weggeben!“

Diese und ähnliche christliche Gesinnungen bezeugte sie in ihren letzten Tagen. Daß ihr Zeugniß aus dem Herzen kam bewies sie durch die musterhafte Geduld, mit der sie litt

durch die heiße Andacht, mit der sie das Abendmahl empfing, durch die große Ruhe, mit der sie von Allen Abschied nahm und zu ihrem Gott und Erlöser ging, den sie durch treue jugendliche Frömmigkeit und Tugend verehrt hatte.

Wollt ihr, liebe Kinder, den wichtigen Schritt in die Ewigkeit, den ihr früher oder später antreten müßet, wie die-
ses Mädchen gehen, voll Trost und seliger Hoffnung, so lebet, liebet und wirket Gutes, wie sie, und Engel werden auch euch in das bessere Leben geleiten.

5. Der Rückblick auf ein in der Jugend fromm und tugendhaft geführtes Leben ist am Abende desselben trostvoll und erheiternd.

Heinrich Sander, nachher Professor zu Karlsruhe, wurde von Kindheit an von einem einsichtsvollen, erfahrenen und frommen Vater geleitet, und in einer Prediger-Familie erzogen, die in der häuslichen Frömmigkeit, Eingezogenheit und Arbeitsamkeit ein Muster war. Früh wurde Sander mit der Frömmigkeit und Tugend bekannt, früh liebte und übte er sie. Er rechnete es darum stets zu den größten Glückseligkeiten, und dankte Gott oft freudig für die Wohlthat, daß er auf dem stillen Lande wäre erzogen worden, in einem Predigerhause, wo er Kenntniß, Liebe und Hochschätzung der Religion, frühe Bekanntschaft mit der heil. Schrift, Gewöhnung zur Ordnung, Sparsamkeit, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit erhielt. Deffentlich pries er diese frühe Gelegenheit zum Guten, und schrieb einst in seinem schönen Buche über die Weisheit und Güte Gottes in der Natur: „Tritt her zu mir, du schönste Zeit des menschlichen Lebens, meine Jugend! Ach Gott, ich sage es laut, daß es deine Engel um mich hören, meine Jugend bereue ich nicht. Du hast den ungewissen Fußtritt geleitet, du hast dem Laster das Eindringen in die Seele verwehrt; Aeltern, Lehrer, Brüder, Freunde, Wohltäter, Gelegenheiten weise und gut zu werden, wie waret ihr so häufig um mich herum!“

Wie glücklich ist, wer am Abende seines Lebens, wie dieser Mann, sagen kann: Ich bereue meine Jugend nicht! Kinder, suchet in der Jugend Religion, Tugend, Weisheit und

wahre Bildung, und ihr werdet im spätern Alter mit heiterem Blicke in die verfllossene Jugendzeit sehen, sie segnen und gewiß glücklich seyn.

*

Gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend Eccl. 12. 1. — Von Jugend auf nimm die Weisheit an. Sir. 6. 18. — Wenn du in der Jugend nicht sammelst, was wirst du im Alter finden? Sir. 25. 5. — Jesus nahm zu, wie an Jahren, so an Weisheit und Liebenswürdigkeit bei Gott und den Menschen. Luk. 2. 52. — Was wahr, was anständig, was gerecht, was rein, was liebenswertig, was rühmlich, was irgend tugendhaft und löblich ist, dem strebet nach. Philipp. 4. 8. — Fliehe die jugendlichen Leidenschaften; strebe vielmehr nach Gerechtigkeit, Glauben, Liebe, Frieden mit Allen, die den Herrn mit reiner Gesinnung verehren. II. Tim. 2. 22.

Liebtlich strahlt der Jugend Fülle,
Leicht verweht, wie Blumenpracht;
Weisheit nur allein und Tugend
Ist es, was den Schmuck der Jugend,
Ewig unverwelklich macht.

K e u s c h h e i t.

Es ist der Wille Gottes, daß wir unsere Körper rein und unbefleckt erhalten sollen; denn Heiligkeit ist die Aufgabe, die wir hienieden zu lösen haben. Darum ist es auch Pflicht, daß jeder Mensch sich von allem enthalte, was unrein, unheilig ist, und Leib oder Seele beflecken könnte. Das Streben, Sittsamkeit und Schamhaftigkeit in Worten, Gedanken und Gebärden, besonders in Gegenwart von Personen des andern Geschlechtes, zu zeigen, ist Keuschheit. Die heilige Schrift sagt: Euere Heiligung ist der Wille Gottes, darum enthaltet euch des Unreinen, und Jeder sehe darauf, daß er

seinen Leib unbefleckt und in Ehren erhalte. I. Thess. 4. 3 — 8. Gott hat uns nicht zu Christen aufgenommen, daß wir unrein, sondern daß wir heilig leben. Wer sich nun an diese heilsamen Vorschriften nicht kehrt, und in seinem Herzen Unheiliges nährt, der verachtet nicht einen Menschen, sondern Gott, der seinen heiligen Geist uns mitgetheilt hat; er verachtet sich selbst. Rein sey daher eure Seele und euer Leib; laffet ihn nie durch Mackeln der Wollust entweiht werden. Furchtbar ist das Loos des Unreinen; er sinkt vor der Zeit ins Grab mit Schande und Verachtung beladen. Segen ruht auf dem Reinen und Keuschen. Keuschheit erhält und stärkt die Gesundheit; Unkeuschheit zerrüttet sie. Keuschheit macht zu den Berufsarbeiten tüchtiger; Unkeuschheit schwächlich und untüchtig zur ernstlichen Arbeit. Keuschheit giebt ein ruhiges Gewissen, ein heiteres, freudenvolles Leben, und ein ruhiges Ende; Unkeuschheit verursacht fürchterliche Vorwürfe des Gewissens; ein elendes, freudenloses Leben und einen schrecklichen Tod. Fliehet daher Alles, was euern Geist oder Körper verunreinigen könnte. Bildet euch nach dem Beispiele Jesu; des Reinsten aller Reinen. Fliehet den Müßiggang, und seyd arbeitsam in euerm Berufe, und ihr werdet nicht Zeit haben, unheiligen Begierden nachzuhängen. Seyd mäßig, nüchtern im Genuße der Gaben des allgütigen Gottes. Fliehet den Anblick und den Scherz muthwilliger Böhs des Lasters. Unschuld ist das größte Glück der Seele und ihre erste Schutzwehr ist Flucht vor Bösem, und Arbeitssamkeit, Thätigkeit. Bedenket immer, daß Gottes Auge euch sehe, wenn auch keines Menschen Blick euch erreicht. Widersteht mit Ernst und Kraft jedem unheiligen Gedanken, jeder unreinen Begierde, und bittet mit jedem Morgen Gott um Kraft und Stärke den Reizen und Lockungen des Bösen widerstehen zu können. Rein und schuldlos sey euer Leben; es gehöre Seele und Leib euerm Gott und eurer Pflicht. Wie der Schwan das Wasser berührt, ohne von diesem benetzt zu werden, so soll eure Seele zwar im irdischen Körper wohnen, aber von diesem nie befleckt werden, und unnenntbarer Segen wird euch zu Theil werden hier und jenseits.

nicht scheuen, vor den Augen Gottes Böses zu thun, der in das Verborgenste sieht? Wird uns unser Gewissen nicht anklagen und verdammen, wenn wir, auch von keines Menschen Auge bemerkt, die Sünden vollbringen? Wird uns deswegen nicht das Urtheil endloser Pein treffen? — Beschämt und reuenvoll ging die Sünderin nach Hause. Epräm zeichnete sich in der Folge durch seinen reinen, christlichen Wandel immer mehr aus, war ein Wohltäter der Armen und Leidenden, und starb im Jahre 378 von Allen geehrt und beweint.

Liebe Kinder! böse Menschen suchen der Jugend Fallstricke zu legen; sichtet vor ihnen, vor Allen, welche unreine Worte oder Gebärden zeigen. Wenn keines Menschen Auge euch sieht, so sieht euch doch Gott, der Heiligste, der Richter, und sprecht mit dem ägyptischen Joseph: „Wie könnte ich so etwas Böses thun, und gegen meinen allsehenden Gott sündigen!“

4. Genferich, König der Vandalen, ein geschwerner Feind der Christen, hatte die Stadt Carthago belagert und im Jahre 439 eingenommen. Die vornehmen Bürger wurden theils umgebracht, theils verwiesen; die Stadt selbst aber der Plünderung überlassen. Die Frauen und Töchter von höherm Stande ließ der Unmensch als Sklaven verkaufen.

Unter diesen befand sich eine Jungfrau, die ihrer Frömmigkeit und ihres reinen Wandels wegen allgemein bewundert wurde. Es war Julia, aus einer der angesehensten Familie von Carthago entsprossen. Sie hatte eine ihrer Geburt angemessene Erziehung erhalten, und war im Christenthume wohl unterrichtet. Ihre Aeltern gingen eben mit dem Gedanken um, ihr eine ihrem Range angemessene Verbindung zu verschaffen, als die Stadt den Vandalen in die Hände fiel. Ein Handelsmann brachte diese edle Tochter käuflich an sich, und nahm sie mit nach Syrien, wo er sie wieder an einen Heiden, Namens Eusebins, verkaufte. Doch Julia murrte nicht über ihr Geschick, sondern betete in stiller Ergebung die weisen Rathschlüsse der göttlichen Vorsehung an. Wenn sie je kleinmüthig werden wollte, so war ein gläubiger Hin-

blick auf Jesus Christus am Kreuze stark genug, sie wieder aufzurichten, und sie schämte sich ihrer Schwäche.

Angekommen in dem Hause des Eusebius that sie alles, was man ihr befohl, so treu und eifrig, daß ihr Herr immer größere Achtung für sie gewann. Sie beobachtete in allen Stücken die strengste Zucht und Mäßigkeit, und heiligte so ihr ganzes Daseyn ihrem Erlöser, den sie über alles liebte. So jung und schön sie war, und so großen Gefahren sie in der Mitte der Heiden ausgesetzt schien, so erhielt sie doch ihre Keuschheit unverletzt, und hatte sich auch bei den Hausgenossen durch ihre mit ächter Frömmigkeit vereinigte Klugheit eine solche Achtung erworben, daß es Niemand leicht wagte, in ihrer Gegenwart ein Wort vorzubringen, das fähig gewesen wäre, die Schamhaftigkeit zu verletzen.

Eusebius führte einen großen Waarenhandel nach Gallien. Einst schiffte er sich ein, um eine Geschäftsreise zu machen, und führte unter andern auch seine junge Sclavin mit sich.

Da er an das Vorgebirge von Corsika kam, legte er vor Anker, und stieg mit allen seinen Leuten aus dem Schiffe, um einem Opfer beizuwohnen, welches Felix, der Statthalter der Insel, den falschen Göttern brachte. Julia allein blieb zurück, seufzte über die Blindheit der Menschen, und betete um Erleuchtung derselben zu Gott. Einige von des Statthalter's Leuten wurden ihrer gewahr, und fragten: warum sie sich nicht beim Opfer einfände, wie alle Andere? «Es ist nur ein Gott, den alle anbeten sollen», antwortete die christliche Jungfrau. Felix, davon unterrichtet, fragte den Eusebius: «Wer ist die Person in deinem Gefolge, die sich erdreistet, unsere Götter zu spotten?» Dieser antwortete: «Sie ist eine junge Christin, die ich nicht habe bereden können, ihre Religion zu ändern; übrigens bin ich sehr wohl mit ihr zufrieden, weil sie ein Muster von Treue und Tugend ist.» Dieses Zeugniß erweckte den Vorwitz des Statthalter's, und dieser erbot sich, Julia zu kaufen, «Ich schätze sie viel zu hoch,» erwiderte Eusebius, — «als daß ich sie, um was immer für einen Preis, hingeben sollte.» Felix, nur desto begieriger, ihrer habhaft zu werden, nahm seine Zuflucht zu einer schändlichen

List. Er lud den Kaufmann zur Tafel und setzte ihm mit Trinken so lange zu, bis dieser nichts mehr von sich selbst wußte; dann ließ er, während Eusebius schlief, die Julia mit Gewalt abholen. Erstaunt über ihr edles Benehmen, noch mehr aber über ihre Schönheit, schmeichelte er ihr auf alle Weise; macht ihr, um sie zu verführen, die reizendsten Versprechungen, und bietet ihr zugleich die Freiheit an, wenn sie sich nur dazu verstände, ihren Glauben abzuschwören. — „Die Freiheit?“ — rief Julia aus, sich kenne keine wahre Freiheit, als im Dienste Jesu Christi. Die kostbarste Freiheit, die ich nie aufgehört habe zu genießen, findet man unter der Fahne des Kreuzes. — Aufgebracht durch ihre Rede, und weil er sich in seinen Erwartungen betrogen fand, ließ sie Felix nach den grausamsten Mißhandlungen, unter denen sie beständig Gott lobte und für ihre Peiniger betete, an einen schimpflichen Galgen hängen. Als Eusebius aus seinem Taumel erwachte und von dem schändlichen Vorfall hörte, eilte er hin, kam aber gerade, als Julia den letzten Athem aushauchte. Sein Schmerz über ihren Verlust war unaussprechlich groß, und er veranstaltete, um sie im Tode noch zu ehren, daß sie eine anständige Beerdigung erhielt.

So blieb diese Jungfrau ihrem Gott und Heilande, und der Keuschheit bis zu ihrem letzten Hauche treu.

5. Nachdem Peter der I. sich von seiner ersten Gemahlin, Ottakessa Lupachin, eines Bojaren Tochter, hatte scheiden, und sie in ein Kloster einsperren lassen, fiel seine Neigung auf ein Fräulein von Mons, die aber, während der Kaiser außer Landes war, den damaligen preussischen Gesandten in Moskau, von Keyserling, heirathete. Einige Zeit darauf gab der Kaiser seine ganze Zuneigung einem andern jungen Frauenzimmer, der Tochter eines fremden Kaufmannes, der sich in dieser Stadt aufhielt und bei dem er eines Tages weilte. Er wurde durch ihre Erscheinung so hin gerissen, daß er ihr anbot, selbstgefällige Bedingungen zu machen, wenn sie mit ihm leben wollte; allein das tugendhafte keusche Mädchen sah das Unerlaubte, Unwürdige einer solchen

Handlungsweise wohl ein, und schlug alles aus. Da sie indessen die Wirkungen der Macht des Kaisers fürchtete, so faßte sie den Entschluß, Moskau noch in der Nacht zu verlassen, ohne selbst ihren Aeltern etwas davon zu sagen; so lieb war ihr die Reinheit ihres Herzens und guten Rufes, daß sie das schwere Opfer zu bringen sich entschloß, ihre lieben Aeltern zu verlassen. Sie versah sich mit etwas Geld zu ihrem Unterhalt, und gieng mehrere Meilen weit zu Fuß in das Land hinein, bis sie in ein kleines Dorf kam, wo ihre Amme mit ihrem Manne und ihrer Tochter, des Mädchens Milchschwester, sich aufhielten. Diesen entdeckte sie ihre Absicht, sich in dem Holze, nahe bei diesem Dorfe zu verbergen. Um aller Entdeckung zuvorzukommen, machte sie sich in Begleitung des Mannes und der Tochter auf den Weg noch in der nämlichen Nacht. Der Mann, seines Handwerkes ein Zimmermann, dem das Holz sehr gut bekannt war, führte sie zu einem kleinen trockenen Plage, in der Mitte eines Morastes, und baute ihr eine Hütte zu ihrer Wohnung. Ihr Geld hatte sie bei ihrer Amme gelassen, um ihr die kleinen Bedürfnisse zu ihrem Unterhalte zu verschaffen, welche ihr getreulich bei Nachtzeit von der Amme und ihrer Tochter gebracht wurden. Am Tage nach ihrer Flucht kam der Kaiser zum Vater, um sie zu sehen. Als er die Aeltern ängstlich und bekümmert, sich selbst aber betrogen fand, bildete er sich ein, es sey ein von ihnen selbst angelegter Plan. Er gerieth in Zorn, und drohte, sie seine Ungnade empfinden zu lassen, wenn die Tochter nicht zum Vorschein gebracht würde. Den Aeltern blieb nichts übrig, als feierliche Versicherungen von Thränen wahrhafter Betrübniß begleitet, ihn von ihrer Unschuld und Unwissenheit, was mit ihr vorgegangen sey, zu überzeugen. Sie versicherten ihn, daß sie befürchteten, es müsse ihr irgend ein unglücklicher Zufall begegnet seyn, weil von dem, was ihr zugehörte, nichts weiter vermist würde, als was sie zu der Zeit angehabt habe. Der Kaiser war mit ihrer Aufrichtigkeit zufrieden, veranlaßte ein großes Nachsuchen nach der Vermissten und bot eine ansehnliche Belohnung für den an, der entdecken würde, was ihr begegnet sey; aber

vergeblich. Die Aeltern und Verwandten fürchteten, sie sey ums Leben gekommen und legten Trauer um sie an.

Ein Jahr darauf wurde dieses edle Mädchen durch einen Zufall entdeckt. Ein Oberster, der von der Armee gekommen war, um seine Freunde zu besuchen, ging in dem Holze auf die Jagd, und verfolgte sein Bild durch den Morast. Er kam an eine Hütte, und als er hineinsah, erblickte er ein schönes junges Frauenzimmer in schlechter Kleidung. Als er sie gefragt hatte, wer sie sey, und wie sie dazu komme, an einem so einsamen Orte zu leben, hörte er endlich, daß sie jenes Mädchen sey, deren Verschwinden so großes Aufsehen gemacht hatte. In der äußersten Verwirrung und mit den heftigsten Bitten flehte sie ihn auf den Knien, daß er sie nicht verathen möchte. Er antwortete ihr, daß die Gefahr, seiner Meinung nach, für sie vorüber wäre, weil der Kaiser jetzt anderwärts gebunden sey, sie könne sich daher mit Sicherheit entdecken, wenigstens ihren Aeltern, mit denen er Rücksprache treffen wolle, wie die Sache am besten anzufangen sey. Das Mädchen willigte in diesen Vorschlag, und sogleich machte er sich auf den Weg, und erfreute ihre Aeltern mit seiner glücklichen Entdeckung. Der Schluß ihrer Berathschlagungen fiel endlich dahin aus, Madame Katharine, die nachherige Kaiserin, um ihre Meinung zu fragen, auf was für eine Art die Sache dem Kaiser eröffnet werden sollte. Der Oberst unterzog sich diesem Gesichte. Katharine bestellte ihn auf den folgenden Morgen wieder, um ihn Sr. Majestät vorzustellen, wo er dann den Vorfall erzählen und sich die versprochene Belohnung ausbitten möchte. Er kam, der Abrede gemäß wurde er vorgestellt und erzählte den Vorfall, wodurch er das Mädchen entdeckt, so wie die elende Lage, worin er sie gefunden habe, und was sie bei der Zärtlichkeit ihres Geschlechtes ausgestanden haben müsse, da sie so lange an einem so schrecklichen Orte eingeschlossen gewesen. Der Kaiser versicherte, daß es ihm Leid thue, daß er die Ursache aller ihrer Leiden gewesen sey, und erklärte zugleich, daß er sich bemühen werde, ihr dafür Genugthuung zu geben. Katharine brachte jetzt in Vorschlag, daß die beste Vergeltung, welche der Kaiser ihr ge-

währen könnte, die seyn würde, ihr ein gutes Vermögen und den Obersten zum Manne zu geben, der das größte Recht auf sie habe, da er sie in Verfolgung des Wildes auf der Jagd entdeckt hätte. Der Kaiser stimmte vollkommen mit Rastharinens Meinung überein, und befahl einem seiner Günstlinge, mit dem Obersten das junge Frauenzimmer nach Hause zu bringen. Und sie kam zur unaussprechlichen Freude ihrer Familie und Verwandten, welche sie alle betrauert hatten. Die Heirath geschah auf Anordnung und Kosten des Kaisers, der selbst die Braut dem Bräutigam mit den Worten zuführte: »Ich mache Ihnen hier mit einem der tugendhaftesten Mädchen ein Geschenk.« Diese Erklärung begleitete er mit beträchtlichen Geschenken, und setzte ihr und ihren Erben überdies noch ein Jahrgeld von 1000 Rubeln aus. Sie lebte hernach, vom Kaiser und einem Jedem, der sie kannte, sehr hochgeschätzt.

*

Mit aller Sorgfalt bewahre dein Herz, weil aus ihm das Leben hervorgeht. Sprüchw. 4. 23. — Selig die eines reinen Herzens sind; sie werden Gott schauen. Matth. 5. 3. — Zieheth den Herrn Jesus Christus an, und pfleget den Leib nicht zu Gelüsten. Röm. 13. 14. — So Jemanden den Tempel Gottes (den Leib) verdirbt, den wird Gott verderben; denn Gottes Tempel ist heilig und ein solcher seyd ihr. I. Kor. 3. 17. — Schamloses Gerede, Zotten und Posseu, alles unanständige sey unter euch etwas Unerhörtes; seyd vielmehr wohlانständig. Ephes. 5. 4. — Gott hat uns nicht berufen zur Unreinheit, sondern zur Heiligkeit. I. Theff. 4. 7.

Selbst in der Einsamkeit, wo deine Schritte
Niemand belauscht, ehr' Keuschheit, Zucht und Sitte.
Tief präg' es deinem jungen Herzen ein:
Gott siehet dich, drum lebe keusch und rein!

K l u g h e i t.

Um in der menschlichen Gesellschaft glücklich zu seyn, wird erfordert, daß man die Kräfte seines Geistes übe, über Alles nachdenke, was gut und nützlich ist, oder es werden kann, um sodann zur Erreichung irgend eines Zweckes schnell und richtig die besten Mittel erwählen zu können. Die Geschicklichkeit, alle vorkommenden Umstände zur Erreichung derjenigen Zwecke zu benutzen, die man glaubt, befördern zu müssen, nennt man Klugheit; wer also die besten Mittel kennt und wählt, ist klug. Klugheit ist die beste Begleiterin des Menschen auf dem Lebenswege, mit ihrer Hülfe gelingt uns nicht nur viel Gutes, sondern man übt dasselbe auch auf die leichteste und schädlichste Art aus. Wo kluge Menschen sind, erfreut sich jeder ihres Umganges, und ein Heer von Menschenleiden verschwindet. Ohne Klugheit bleibt die Tugend immer unvollkommen.

Ernet daher, liebe Kinder, klug werden durch ernstes Nachdenken über euch selbst, und über euere Mitmenschen. Wählet immer, besonders in der Stunde der Gefahr, die besten Mittel, um nützliche Zwecke zu erreichen; verfähret überall mit Klugheit, im Umgange mit allen Menschen, und ihr werdet glücklich leben, euch und andern nützlich seyn.

1. Sey klug in der Stunde der Gefahr, sey besonnen, und es wird dir gelingen, Uebel von dir abzuwenden.

Der Sohn eines reichen Pächters in England, Namens James Browne (Ischems Braun), war gewohnt, in der benachbarten Stadt den Handel, den sein Vater mit allerlei Lebensmitteln trieb, zu besorgen. Weil es damals viele Räuber in der Gegend gab, so pflegte der kleine, aber kluge James die Goldmünzen und die größern Silberstücke in einen Winkel seines Gewandes zu verbergen, und nur so viele Münze in die gewöhnliche Tasche zu stecken, als er selbst unterwegs zu seiner Erhaltung brauchte.

Einst an einem schönen Frühlingmorgen ging er aus; aber kaum hatte er eine Meile zurückgelegt, als ein Räuber

zu Pferd, deren es in England viele giebt, auf ihn los-
 sprengte, ihm eine Pistole entgegen hielt, und mit fürchter-
 licher Miene, mit donnernder Stimme ihm sein Geld abfor-
 derte. Der kleine James erschrak anfangs freilich nicht we-
 nig, aber er besann sich, und sah in dieser äußersten Gefahr
 glücklich neten sich einen Graben. Wie ein Blitz fiel es ihm
 ein, daß dieser ihn retten könne. Zwar war der Graben nicht
 sehr breit, und ein erwachsener Mensch konnte ohne Mühe
 hinüberspringen. Was that der kleine James da, wo ein an-
 derer Knabe wahrscheinlich zitternd und unentschlossen da ge-
 standen wäre? Wie bemühte er den Anstand? Selbst hinüber-
 springen, und so seinem Verfolger entgehen, würde nicht gut
 gewesen seyn; denn der Räuber würde bei der ersten Bewegung
 ihn erschossen haben, und wenn er ihn auch verfehlt, wenn
 auch der Knabe glücklich über den Graben gesprungen wäre,
 der doch für ihn zu groß war, so würde der Räuber mit dem
 Pferde ihn in einem Augenblicke eingeholt, und vielleicht unter
 den schrecklichsten Mißhandlungen getödtet haben. Was that
 also James? — Ihr glaubet vielleicht, daß er dem Räuber
 bloß seine kleine Münze hätte geben sollen? Nein, auch diese
 wollte er nicht verlieren, sie war nicht sein Eigenthum, sie
 gehörte seinem Vater. James warf seine kleine Münze
 über den Graben. Der Räuber mußte; er konnte nicht
 sogleich sehen, was es für eine Münze war, er hatte nur be-
 merkt, daß es viele Stücke waren, welche James über den
 Graben geworfen hatte, statt sie ihm zu übergeben. Er ent-
 schloß sich also, um das Geld zu bekommen, vom Pferde zu
 steigen. Die Gefahr, welche für ihn aus länger Verögerung
 hätte entstehen können, besonders da die Straße ziemlich be-
 fahren wurde, machte, daß er sich nicht damit ausbielt, den
 Knaben erst zu bestrafen, weil er ihm das Geld nicht selbst
 überreicht hatte, sondern daß er geradezu über den Graben
 sprang, und das zerstreute Geld zusammenlab. Aber James
 schwingt sich indeß im Augenblicke auf das zurückgefallene Pferd
 des Räubers, entflieht auf demselben in gestrecktem Galoppe,
 und entschwindet den Augen des erstaunten Räubers.

So langte der kluge James glücklich zu Hause an; man

empfang ihn mit aller Freude, und statt des wenigen Kupfergeldes, welches er dem Räuber vorgeworfen hätte, brachte er seinem Vater ein schönes Pferd von ungemeinem Feuer und von seltener Schönheit, welches einen Mantelsack trug, der eine große Menge Goldstücke enthielt. Dieses Geld verwendete der gute Vater in der Folge darauf, dem klugen James eine gute Erziehung und Kenntnisse zu verschaffen, wodurch er späterhin sich eben so viele Bewunderung erwarb, als er in Kindesjahren wegen seines Benehmens gegen den Straßenräuber erlangt hatte.

Wäre es wohl diesem Knaben gut ergangen, wenn er nicht schnell sich besonnen, und das einzige, beste Mittel zu seiner und des Geldes Rettung erwählt hätte? Klugheit bringt Glück und Segen.

2. Bei der neuen Einrichtung von Südpreußen war unter andern königlichen Beamten auch ein deutscher Unterspörster nach dem ehemaligen Polen versetzt worden. Er hatte einen Sohn, einen Burschen von 14 Jahren. Diesen schickte sein Vater vor nicht gar langer Zeit mit einem Briefe auf ein benachbartes Dorf. Als der Knabe wieder nach Hause ging, und kaum noch 300 Schritte von der väterlichen Wohnung entfernt war, sah er etwas auf dem Wege sitzen, das er anfänglich für einen Hund hielt. Der Mond warf ein halbes Licht auf den Weg; der Schnee flinkerte, es war eine überaus kalte Nacht. Der Knabe trat noch einige Schritte vorwärts, und erkannte — einen Wolf. In der Jugend hatte er oft erzählen hören, daß, wenn man von einem Bären verfolgt werde, es rathsam sey, sich auf die Erde zu werfen, und sich todt zu stellen. In der Angst verwechselte er dieß, und meinte, sein Leben auch gegen den Wolf so zu sichern, und warf sich ganz platt auf die Erde. Der Wolf näherte sich augenblicklich mit langsamem, bedächtigem Schritte, stand vor ihm still, und schnoberte forschend an ihm. Der Knabe rührte kein Glied. Jetzt umging ihn der Wolf, stand dann unten bei den Füßen still, und fing an, ihn zu bertechen, und hie und da mit der Schnauze anzustossen. Ueberall traf er aber auf Kleidungsstücke. Er rückte immer höher und höher

nach dem Kopfe hinauf, und stieß auf das Genick, das erste Fleisch. Er leckte, er schnoberte, er knipp mit den Lippen den Knaben in die Halsbinde, während das Wasser ihm aus dem Rachen lief. Das Lecken wurde lebhafter, das Schnauben heftiger, gieriger. Der Wolf trat jetzt mit einem Fuße über ihn, so daß er den Hals des Knaben zwischen seinen beiden Vorderklauen hatte. Jetzt Tod oder Leben! dachte der Knabe. Schnell, wie ein Blitz, faßte er den Wolf bei beiden Vorderklauen, zog ihn fest an sich, sprang auf, und trug so seinen hungrigen Gast auf dem Rücken. Der Wolf wollte beißen; allein der Knabe zog ihn vorne so fest an sich, daß er nicht Raum genug erhielt, um mit seinen Zähnen einzugreifen zu können. Die Schnauze lag dicht am linken Waden des Knaben; die scharfe, trockene Zunge hing neben dem Munde des letztern. Der Wolf röchelte, als ob ihm die Kehle zugeedrückt würde, und kratzte mit seinen Hinterklauen die Waden des Knaben durch Stiefel und Strümpfe blutig.

Der Knabe lief, was er laufen konnte, und erreichte glücklich mit seiner gefährlichen Last die Hofthüre des Vaterhauses. Allein diese war inwendig verriegelt, und im Hause schlief Alles. — «Vater! Vater!» rief der Knabe unausgesetzt. «Vater! um Gotteswillen, Vater!» Niemand wollte ihn hören; er war von dem Festhalten und Tragen, vielleicht auch von etwas Angst, ganz erschöpft. Anklopfen konnte er nicht; er hatte keine Hand frei; mit den Füßen traute er sich nicht an die Thüre zu stoßen, weil er fürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren, und umzufallen; dann wäre er in der Gewalt des Wolfes und verloren gewesen. Was that nun der arme Knabe in dieser bedrängten Lage? — Er raunte rückwärts seinen Freund Wolf gegen die Thüre, so stark er konnte. Der Wolf freischte. Da schlugen alle Hunde im Hofe an, und in dem Augenblicke waren Alle mit einander auf dem Platze. «Vater!» schrie der Knabe durch das Hundegebell, — «um Gotteswillen macht auf, ich habe einen Wolf — lebendig!» — Dies hörte der alte Unterförster, und die sorgsame Mutter war schon unten im Hofe, und öffnete die Thüre. Da stand der Vater mit einer Kugelbüchse im Anschlage. «Schießt nicht!»

1. Scipio Africanus der Jüngere war der Sohn des berühmten Paulus Aemilius, welcher den mächtigen Persen, König von Macedonien, besiegte, wurde aber von dem Sohne des großen Scipio an Kindes Statt angenommen. Er zeichnete sich durch mehrere rühmliche Thaten aus. Einst eroberte er die Stadt Neucarthago mit Sturm. Bei der Plünderung fanden seine Soldaten unzählige Beute, und seine jungen Befehlshaber ein junges Mädchen von ausnehmender Schönheit, welches sie zu ihm brachten. Sie war mit einem celtiberischen Prinzen, Namens Allucius, verlobt. Mit aller Achtung begegnete ihr Scipio, und hatte sich vorgenommen, sein Herz rein zu erhalten. »Mit diesem Mädchen — sagte er — will man meinem Ruhme nur Fallstricke legen. Ein Weib ist für einen Feldherrn ein gefährlicher Gegenstand. Durch Liebe wird seine Sorge getheilt, seines Körpers Kräfte geschwächt, und sein Geist selbst verliert alle Kraft.« Nun ließ er den Vater dieser Gefangenen und den celtiberischen Prinzen zu sich kommen, und gab sie diesen unverletzt zurück. Ihr Vater hatte eine große Summe Lösegeld für seine Tochter mitgebracht, Scipio nahm aber nichts von demselben. Man bot ihm das Geld als Geschenk; auch dieses wollte er nicht. Auf Zudringlichkeit nahm er es endlich, und gab es dem Prinzen als Zugabe zu seinem Heirathsgute.

2. Als Porfena, König der Etrusker, Rom im Jahre der Stadt 255 belagerte, mußte ihm dieselbe 20 Mädchen aus den edelsten Familien als Geiseln stellen. Clelia, die auch zu dieser Zahl gehörte, glaubte, daß es den Wohlstand beleidige, wenn Mädchen in einem Lager mitten unter rohen Soldaten sich befänden; sie beredete ihre Gespielinnen den Wachen zu entweichen und nach Rom zurückzukehren.

Die Tiber trennte das feindliche Lager von der Stadt. Clelia stürzte sich zuerst in den Strom, und schwamm hinüber; die Andern folgten ihr nach, und langten glücklich an dem entgegengesetzten Ufer an, ohne von den Pfeilen der Feinde verletzt zu werden. Die Römer schickten die Entflohenen wieder dem Porfena zurück, der Clelien ein Geschenk mit einem prächtig ausgerüsteten Pferde machte, ihren Heldenmuth lobte

und ihr die Erlaubniß ertheilte, weil es ihr in seinem Lager mißfiel, nach Rom zurückzukehren und diejenigen ihrer Gespielen mit sich zu nehmen, welche sie sich aus der Zahl der übrigen römischen Mädchen erlesen würde. Elisia wählte die Jüngsten und Schönsten aus, weil ihr Alter und ihre Reize am meisten der Gefahr bloßgestellt waren. Zum Andenken dieser edlen Handlung ließ der römische Senat dieser Heldin eine Ehrensäule auf einem öffentlichen Plage der Stadt errichten.

3. Ephräim war von Geburt ein Syrier, und soll zu Rishby von christlichen Aeltern geboren worden seyn. Schon in seinen Knabenjahren zeichnete er sich vor andern Kindern durch einnehmende und fromme Sitten aus. Er liebte die Einsamkeit sehr, um in derselben recht herzlich und ungestört beten zu können. Allein, als er in der Einnöde war, überzeugte er sich, daß Gott ein Leben, das dem Wohle des Nächsten geweiht wird, angenehmer, als das Leben in der Einnöde seyn müsse. Hierauf verließ er seinen stillen Aufenthalt wieder, und ging in die Stadt Edessa, wo er das Licht seines christlichen Wandels vor den Menschen leuchten ließ.

Er lebte sehr rein und keusch, mußte aber einst eine gefährliche Probe aushalten. Ein Weib, welche eine unreine Liebe gegen den Ephräim in ihrem Herzen nährte, kam in seine Wohnung, und war so frech und unverschämt, ihm die unedle Absicht, ihrer Gegenwart deutlich zu verstehen zu geben. Eine edle Schamröthe rief ihm ins Gesicht. Er schwieg und stand eine Weile nachdenkend still. Endlich that er, als ob er einwillige, jedoch mit der Bedingung, daß er ihren Willen erfüllen könne, wo er selbst wolle. — Und wo soll das geschehen? — fragte die böse Verführerin hastig und froh. — „Auf dem öffentlichen Markte!“ antwortete Ephräim. „Nur dies nicht —“ erwiderte sie — „wir müssen uns ja vor den Leuten schämen.“

Das war die Antwort, welche Ephräim wollte. Sogleich sagte er: „Wenn du dafür hältst, daß die Gegenwart anderer Menschen uns eine Schamröthe nöthigen und uns von unserem Vorhaben abhalten könne, warum sollten wir uns

nicht scheuen, vor dem Augen Gottes Böses zu thun, der in das Verborgenste sieht? Wird uns unser Gewissen nicht anklagen und verdammen, wenn wir, auch von keines Menschen Auge bemerkt, die Sünden vollbringen? Wird uns deswegen nicht das Urtheil endloser Pein treffen? — Beschämt und reuenvoll ging die Sünderin nach Hause. Epräm zeichnete sich in der Folge durch seinen reinen, christlichen Wandel immer mehr aus, war ein Wohlthäter der Armen und Leidenden, und starb im Jahre 378 von Allen geehrt und beweint.

Liebe Kinder! böse Menschen suchen der Jugend Fallstricke zu legen; fliehet vor ihnen, vor Allen, welche unreine Worte oder Gebärden zeigen. Wenn keines Menschen Auge euch sieht, so sieht euch doch Gott, der Heiligste, der Richter, und sprecht mit dem ägyptischen Joseph: „Wie könnte ich so etwas Böses thun, und gegen meinen allsehenden Gott sündigen!

4. Genserich, König der Vandalen, ein geschwerner Feind der Christen, hatte die Stadt Carthago belagert und im Jahre 439 eingenommen. Die vornehmen Bürger wurden theils umgebracht, theils verwiesen; die Stadt selbst aber der Plünderung überlassen. Die Frauen und Töchter von höherm Stande ließ der Unmensche als Sklaven verkaufen.

Unter diesen befand sich eine Jungfrau, die ihrer Frömmigkeit und ihres reinen Wandels wegen allgemein bewundert wurde. Es war Julia, aus einer der angesehensten Familie von Carthago entsprossen. Sie hatte eine ihrer Geburt angemessene Erziehung erhalten, und war im Christenthume wohl unterrichtet. Ihre Aeltern gingen eben mit dem Gedanken um, ihr eine ihrem Range angemessene Verbindung zu verschaffen, als die Stadt den Vandalen in die Hände fiel. Ein Handelsmann brachte diese edle Tochter käuflich an sich, und nahm sie mit nach Syrien, wo er sie wieder an einen Heiden, Namens Eusebius, verkaufte. Doch Julia murrte nicht über ihr Geschick, sondern betete in stiller Ergebung die weisen Rathschlüsse der göttlichen Vorsehung an. Wenn sie je kleinmüthig werden wollte, so war ein gläubiger Hin-

blick auf Jesus Christus am Kreuze stark genug, sie wieder aufzurichten, und sie schämte sich ihrer Schwäche.

Angekommen in dem Hause des Eusebius that sie alles, was man ihr befohl, so treu und eifrig, daß ihr Herr immer größere Achtung für sie gewann. Sie beobachtete in allen Stücken die strengste Zucht und Mäßigkeit, und heiligte so ihr ganzes Daseyn ihrem Erlöser, den sie über alles liebte. So jung und schön sie war, und so großen Gefahren sie in der Mitte der Heiden ausgesetzt schien, so erhielt sie doch ihre Keuschheit unverletzt, und hatte sich auch bei den Hausgenossen durch ihre mit ächter Frömmigkeit vereinigte Klugheit eine solche Achtung erworben, daß es Niemand leicht wagte, in ihrer Gegenwart ein Wort vorzubringen, das fähig gewesen wäre, die Schamhaftigkeit zu verletzen.

Eusebius führte einen großen Waarenhandel nach Gallien. Einst schiffte er sich ein, um eine Geschäftsreise zu machen, und führte unter andern auch seine junge Sklavin mit sich.

Da er an das Vorgebirge von Corsika kam, legte er vor Anker, und stieg mit allen seinen Leuten aus dem Schiffe, um einem Opfer beizuwohnen, welches Felix, der Statthalter der Insel, den falschen Göttern brachte. Julia allein blieb zurück, seufzte über die Blindheit der Menschen, und betete um Erleuchtung derselben zu Gott. Einige von des Statthalters Leuten wurden ihrer gewahr, und fragten: warum sie sich nicht beim Opfer einfände, wie alle Andere? «Es ist nur ein Gott, den alle anbeten sollen», antwortete die christliche Jungfrau. Felix, davon unterrichtet, fragte den Eusebius: «Wer ist die Person in deinem Gefolge, die sich erdreistet, unsere Götter zu spotten?» Dieser antwortete: «Sie ist eine junge Christin, die ich nicht habe bereden können, ihre Religion zu ändern; übrigens bin ich sehr wohl mit ihr zufrieden, weil sie ein Muster von Treue und Tugend ist.» Dieses Zeugniß erweckte den Vorwitz des Statthalters, und dieser erbot sich, Julia zu kaufen, «Ich schätze sie viel zu hoch,» erwiderte Eusebius, — «als daß ich sie, um was immer für einen Preis, hingeben sollte.» Felix, nur desto begieriger, ihrer habhaft zu werden, nahm seine Zuflucht zu einer schändlichen

Mülers Lebens- u. Bilder. 2r. Bd. 19

Fist. Er lud den Kaufmann zur Tafel und setzte ihm mit Trinken so lange zu, bis dieser nichts mehr von sich selbst wußte; dann ließ er, während Eusebius schlief, die Julia mit Gewalt abholen. Erstaunt über ihr edles Benehmen, noch mehr aber über ihre Schönheit, schmeichelte er ihr auf alle Weise; macht ihr, um sie zu verführen, die reizendsten Versprechungen, und bietet ihr zugleich die Freiheit an, wenn sie sich nur dazu verstände, ihren Glauben abzuschwören. — „Die Freiheit?“ — rief Julia aus, „ich kenne keine wahre Freiheit, als im Dienste Jesu Christi. Die kostbarste Freiheit, die ich nie aufgehört habe zu genießen, findet man unter der Fahne des Kreuzes.“ — Aufgebracht durch ihre Rede, und weil er sich in seinen Erwartungen betrogen fand, ließ sie Felix nach den grausamsten Mißhandlungen, unter denen sie beständig Gott lobte und für ihre Peiniger betete, an einen schimpflichen Galgen hängen. Als Eusebius aus seinem Taumel erwachte und von dem schändlichen Vorfall hörte, eilte er hin, kam aber gerade, als Julia den letzten Athem aushauchte. Sein Schmerz über ihren Verlust war unaussprechlich groß, und er veranstaltete, um sie im Tode noch zu ehren, daß sie eine anständige Beerdigung erhielt.

So blieb diese Jungfrau ihrem Gott und Heilande, und der Keuschheit bis zu ihrem letzten Hauche treu.

5. Nachdem Peter der I. sich von seiner ersten Gemahlin, Ottakessa Eupachin, eines Bojaren Tochter, hatte scheiden, und sie in ein Kloster einsperren lassen, fiel seine Neigung auf ein Fräulein von Mons, die aber, während der Kaiser außer Landes war, den damaligen preussischen Gesandten in Moskau, von Keyserling, heirathete. Einige Zeit darauf gab der Kaiser seine ganze Zuneigung einem andern jungen Freuenzimmer, der Tochter eines fremden Kaufmannes, der sich in dieser Stadt aufhielt und bei dem er eines Tages verweilte. Er wurde durch ihre Erscheinung so hingerrissen, daß er ihr anbot, selbstgefällige Bedingungen zu machen, wenn sie mit ihm leben wollte; allein das tugendhafte keusche Mädchen sah das Unerlaubte, Unwürdige einer solchen

Handlungsweise wohl ein, und schlug alles aus. Da sie indessen die Wirkungen der Macht des Kaisers fürchtete, so faßte sie den Entschluß, Moskau noch in der Nacht zu verlassen, ohne selbst ihren Kestern etwas davon zu sagen; so lieb war ihr die Reinheit ihres Herzens und guten Rufes, daß sie das schwere Opfer zu bringen sich entschloß, ihre lieben Kestern zu verlassen. Sie versah sich mit etwas Geld zu ihrem Unterhalt, und gieng mehrere Meilen weit zu Fuß in das Land hinein, bis sie in ein kleines Dorf kam, wo ihre Amme mit ihrem Manne und ihrer Tochter, des Mädchens Milchschwester, sich aufhielten. Diesen entdeckte sie ihre Absicht, sich in dem Holze, nahe bei diesem Dorfe zu verbergen. Um aller Entdeckung zuvorzukommen, machte sie sich in Begleitung des Mannes und der Tochter auf den Weg noch in der nämlichen Nacht. Der Mann, seines Handwerkes ein Zimmermann, dem das Holz sehr gut bekannt war, führte sie zu einem kleinen trockenen Plage, in der Mitte eines Morastes, und baute ihr eine Hütte zu ihrer Wohnung. Ihr Geld hatte sie bei ihrer Amme gelassen, um ihr die kleinen Bedürfnisse zu ihrem Unterhalte zu verschaffen, welche ihr getreulich bei Nachtzeit von der Amme und ihrer Tochter gebracht wurden. Am Tage nach ihrer Flucht kam der Kaiser zum Vater, um sie zu sehen. Als er die Kestern ängstlich und bekümmert, sich selbst aber betrogen fand, bildete er sich ein, es sey ein von ihnen selbst angelegter Plan. Er gerieth in Zorn, und drohte, sie seine Ungnade empfinden zu lassen, wenn die Tochter nicht zum Vorschein gebracht würde. Den Kestern blieb nichts übrig, als feierliche Versicherungen von Thränen wahrhafter Betrübniß begleitet, ihn von ihrer Unschuld und Unwissenheit, was mit ihr vorgegangen sey, zu überzeugen. Sie versicherten ihn, daß sie befürchteten, es müsse ihr irgend ein unglücklicher Zufall begegnet seyn, weil von dem, was ihr zugehörte, nichts weiter vermist würde, als was sie zu der Zeit angehabt habe. Der Kaiser war mit ihrer Aufrichtigkeit zufrieden, veranlaßte ein großes Nachsuchen nach der Vermissten und bot eine ansehnliche Belohnung für den an, der entdecken würde, was ihr begegnet sey; aber

vergeblich. Die Aeltern und Verwandten fürchteten, sie sey um's Leben gekommen und legten Trauer um sie an.

Ein Jahr darauf wurde dieses edle Mädchen durch einen Zufall entdeckt. Ein Oberster, der von der Armee gekommen war, um seine Freunde zu besuchen, ging in dem Folge auf die Jagd, und verfolgte sein Wild durch den Morast. Er kam an eine Hütte, und als er hineinsah, erblickte er ein schönes junges Frauenzimmer in schlechter Kleidung. Als er sie gefragt hatte, wer sie sey, und wie sie dazu komme, an einem so einsamen Orte zu leben, hörte er endlich, daß sie jenes Mädchen sey, deren Verschwinden so großes Aufsehen gemacht hatte. In der äußersten Verwirrung und mit den heftigsten Bitten flehte sie ihn auf den Knien, daß er sie nicht verathen möchte. Er antwortete ihr, daß die Gefahr, seiner Meinung nach, für sie vorüber wäre, weil der Kaiser jetzt anderwärts gebunden sey, sie könne sich daher mit Sicherheit entdecken, wenigstens ihren Aeltern, mit denen er Rücksprache treffen wolle, wie die Sache am besten anzufangen sey. Das Mädchen willigte in diesen Vorschlag, und sogleich machte er sich auf den Weg, und erfreute ihre Aeltern mit seiner glücklichen Entdeckung. Der Schluß ihrer Berathschlagungen fiel endlich dahin aus, Madame Katharine, die nachherige Kaiserin, um ihre Meinung zu fragen, auf was für eine Art die Sache dem Kaiser eröffnet werden sollte. Der Oberst unterzog sich diesem Gesichte. Katharine bestellte ihn auf den folgenden Morgen wieder, um ihn Sr. Majestät vorzustellen, wo er dann den Vorfall erzählen und sich die versprochene Belohnung ausbitten möchte. Er kam, der Abrede gemäß wurde er vorgestellt und erzählte den Vorfall, wodurch er das Mädchen entdeckt, so wie die elende Lage, worin er sie gefunden habe, und was sie bei der Zärtlichkeit ihres Geschlechtes ausgestanden haben müsse, da sie so lange an einem so schrecklichen Orte eingeschlossen gewesen. Der Kaiser versicherte, daß es ihm Leid thue, daß er die Ursache allen ihrer Leiden gewesen sey, und erklärte zugleich, daß er sich bemühen werde, ihr dafür Genugthuung zu geben. Katharine brachte jetzt in Vorschlag, daß die beste Vergeltung, welche der Kaiser ihr ge-

währen könnte, die seyn würde, ihr ein gutes Vermögen und den Obersten zum Manne zu geben, der das größte Recht auf sie habe, da er sie in Verfolgung des Wildes auf der Jagd entdeckt hätte. Der Kaiser stimmte vollkommen mit Katharinens Meinung überein, und befahl einem seiner Günstlinge, mit dem Obersten das junge Frauenzimmer nach Hause zu bringen. Und sie kam zur unaussprechlichen Freude ihrer Familie und Verwandten, welche sie alle betrauert hatten. Die Heirath geschah auf Anordnung und Kosten des Kaisers, der selbst die Braut dem Bräutigam mit den Worten zuführte: „Ich mache Ihnen hier mit einem der tugendhaftesten Mädchen ein Geschenk.“ Diese Erklärung begleitete er mit beträchtlichen Geschenken, und setzte ihr und ihren Erben überdies noch ein Jahrgeld von 1000 Rubeln aus. Sie lebte hernach, vom Kaiser und einem Jedem, der sie kannte, sehr hochgeschätzt.

*

Mit aller Sorgfalt bewahre dein Herz, weil aus ihm das Leben hervorgeht. Sprüchw. 4. 23. — Selig die eines reinen Herzens sind; sie werden Gott schauen. Matth. 5. 3. — Ziehet den Herrn Jesus Christus an, und pfleget den Leib nicht zu Gelüsten. Röm. 13. 14. — So Jemanden den Tempel Gottes (den Leib) verdirbt, den wird Gott verderben; denn Gottes Tempel ist heilig und ein solcher seyd ihr. I. Kor. 3. 17. — Schamloses Gerede, Zotten und Posse, alles unanständige sey unter euch etwas Unerhörtes; seyd vielmehr wohlansständig. Ephes. 5. 4. — Gott hat uns nicht berufen zur Unreinheit, sondern zur Heiligkeit. I. Theff. 4. 7.

Selbst in der Einsamkeit, wo deine Schritte
Niemand belauscht, ehr' Keuschheit, Zucht und Sitte.
Tief präg' es deinem jungen Herzen ein:
Gott siehet dich, drum lebe keusch und rein!

K l u g h e i t.

Um in der menschlichen Gesellschaft glücklich zu seyn, wird erfordert, daß man die Kräfte seines Geistes übe, über Alles nachdenke, was gut und nützlich ist, oder es werden kann, um sodann zur Erreichung irgend eines Zweckes schnell und richtig die besten Mittel erwählen zu können. Die Geschicklichkeit, alle vorkommenden Umstände zur Erreichung derjenigen Zwecke zu benutzen, die man glaubt, befördern zu müssen, nennt man Klugheit; wer also die besten Mittel kennt und wählt, ist klug. Klugheit ist die beste Begleiterin des Menschen auf dem Lebenswege, mit ihrer Hülfe gelingt uns nicht nur viel Gutes, sondern man übt dasselbe auch auf die leichteste und schädlichste Art aus. Wo kluge Menschen sind, erfreut sich jeder ihres Umganges, und ein Heer von Menschenleiden verschwindet. Ohne Klugheit bleibt die Tugend immer unvollkommen.

Ernet daher, liebe Kinder, klug werden durch ernstes Nachdenken über euch selbst, und über eure Mitmenschen. Wählet immer, besonders in der Stunde der Gefahr, die besten Mittel, um nützliche Zwecke zu erreichen; verfähret überall mit Klugheit, im Umgange mit allen Menschen, und ihr werdet glücklich leben, euch und andern nützlich seyn.

1. Sey klug in der Stunde der Gefahr, sey besonnen, und es wird dir gelingen, Uebel von dir abzuwenden.

Der Sohn eines reichen Pächters in England, Namens James Browne (Ischems Brown), war gewohnt, in der benachbarten Stadt den Handel, den sein Vater mit allerlei Lebensmitteln trieb, zu besorgen. Weil es damals viele Räuber in der Gegend gab, so pflegte der kleine, aber kluge James die Goldmünzen und die größern Silberstücke in einem Winkel seines Gewandes zu verbergen, und nur so viele Münze in die gewöhnliche Tasche zu stecken, als er selbst unterwegs zu seiner Erhaltung brauchte.

Einst an einem schönen Frühlingsmorgen ging er aus; aber kaum hatte er eine Meile zurückgelegt, als ein Räuber

zu Pferd, deren es in England viele giebt, auf ihn los-
sprengte, ihm eine Pistole entgegen hielt, und mit fürchter-
licher Miene, mit donnernder Stimme ihm sein Geld abfor-
derte. Der kleine James erschrak anfangs freilich nicht we-
nig, aber er besann sich, und sah in dieser äußersten Gefahr
glücklich neten sich einen Graben. Wie ein Blitz fiel es ihm
ein, daß dieser ihn retten könne. Zwar war der Graben nicht
sehr breit, und ein erwachsener Mensch konnte ohne Mühe
hinüberspringen. Was that der kleine James da, wo ein an-
derer Knabe wahrscheinlich zitternd und unentschlossen da ge-
standen wäre? Wie bemühte er den Umstand? Selbst hinüber-
springen, und so seinem Verfolger entgehen, würde nicht gut
gewesen seyn; denn der Räuber würde bei der ersten Bewegung
ihn erschossen haben, und wenn er ihn auch verfehlt, wenn
auch der Knabe glücklich über den Graben gesprungen wäre,
der doch für ihn zu groß war, so würde der Räuber mit dem
Pferde ihn in einem Augenblicke eingeholt, und vielleicht unter
den schrecklichsten Mißhandlungen getödtet haben. Was that
also James? — Ihr glaubet vielleicht, daß er dem Räuber
bloß seine kleine Münze hätte geben sollen? Nein, auch diese
wollte er nicht verlieren, sie war nicht sein Eigenthum, sie
gehörte seinem Vater. James warf seine kleine Münze
über den Graben. Der Räuber staute; er konnte nicht
sogleich sehen, was es für eine Münze war, er hatte nur be-
merkt, daß es viele Stücke waren, welche James über den
Graben geworfen hatte, statt sie ihm zu übergeben. Er ent-
schloß sich also, um das Geld zu bekommen, vom Pferde zu
steigen. Die Gefahr, welche für ihn aus langer Verzögerung
hätte entstehen können, besonders da die Straße ziemlich be-
fahren wurde, machte, daß er sich nicht damit aufhielt, den
Knaben erst zu bestrafen, weil er ihm das Geld nicht selbst
überreicht hatte, sondern daß er geradezu über den Graben
sprang, und das zerstreute Geld zusammenlab. Aber James
schwingt sich indeß im Augenblicke auf das zurückgelassene Pferd
des Räubers, entflieht auf demselben in gestrecktem Galoppe,
und entschwindet den Augen des erstaunten Räubers.

So langte der kluge James glücklich zu Hause an; man

empfang ihn mit aller Freude, und statt des wenigen Kupfergeldes, welches er dem Räuber vorgeworfen hätte, brachte er seinem Vater ein schönes Pferd von ungemeinem Feuer und von seltener Schönheit, welches einen Mantelsack trug, der eine große Menge Goldstücke enthielt. Dieses Geld verwendete der gute Vater in der Folge darauf, dem klugen James eine gute Erziehung und Kenntnisse zu verschaffen, wodurch er späterhin sich eben so viele Bewunderung erwarb, als er in Kindesjahren wegen seines Benehmens gegen den Straßenräuber erlangt hatte.

Wäre es wohl diesem Knaben gut ergangen, wenn er nicht schnell sich besonnen, und das einzige, beste Mittel zu seiner und des Geldes Rettung erwählt hätte? Klugheit bringt Glück und Segen.

2. Bei der neuen Einrichtung von Südpreußen war unter andern königlichen Beamten auch ein deutscher Unterspörster nach dem ehemaligen Polen versetzt worden. Er hatte einen Sohn, einen Burschen von 14 Jahren. Diesen schickte sein Vater vor nicht gar langer Zeit mit einem Briefe auf ein benachbartes Dorf. Als der Knabe wieder nach Hause ging, und kaum noch 300 Schritte von der väterlichen Wohnung entfernt war, sah er etwas auf dem Wege sitzen, das er anfänglich für einen Hund hielt. Der Mond warf ein halbes Licht auf den Weg; der Schnee flinkerte, es war eine überaus kalte Nacht. Der Knabe trat noch einige Schritte vorwärts, und erkannte — einen Wolf. In der Jugend hatte er oft erzählen hören, daß, wenn man von einem Bären verfolgt werde, es rathsam sey, sich auf die Erde zu werfen, und sich todt zu stellen. In der Angst verwechselte er dieß, und meinte, sein Leben auch gegen den Wolf so zu sichern, und warf sich ganz platt auf die Erde. Der Wolf näherte sich augenblicklich mit langsamem, bedächtigem Schritte, stand vor ihm still, und schnoberte forschend an ihm. Der Knabe rührte kein Glied. Jetzt umging ihn der Wolf, stand dann unten bei den Füßen still, und fing an, ihn zu beriechen, und hie und da mit der Schnauze anzustossen. Ueberall traf er aber auf Kleidungsstücke. Er rückte immer höher und höher

nach dem Kopfe hinauf, und stieß auf das Genick, das erste Fleisch. Er leckte, er schnoberte, er knipp mit den Lippen den Knaben in die Halsbinde, während das Wasser ihm aus dem Rachen lief. Das Lecken wurde lebhafter, das Schnauben heftiger, gieriger. Der Wolf trat jetzt mit einem Fuße über ihn, so daß er den Hals des Knaben zwischen seinen beiden Vorderklauen hatte. Jetzt Tod oder Leben! dachte der Knabe. Schnell, wie ein Blitz, faßte er den Wolf bei beiden Vorderklauen, zog ihn fest an sich, sprang auf, und trug so seinen hungrigen Gast auf dem Rücken. Der Wolf wollte beißen; allein der Knabe zog ihn vorne so fest an sich, daß er nicht Raum genug erhielt, um mit seinen Zähnen einzugreifen zu können. Die Schnauze lag dicht am linken Waden des Knaben; die scharfe, trockene Zunge hing neben dem Munde des letztern. Der Wolf röchelte, als ob ihm die Kehle zugeedrückt würde, und kratzte mit seinen Hinterklauen die Waden des Knaben durch Stiefel und Strümpfe blutig.

Der Knabe lief, was er laufen konnte, und erreichte glücklich mit seiner gefährlichen Last die Hofthüre des Waterhauses. Allein diese war inwendig verriegelt, und im Hause schlief Alles. — „Water! Water!“ rief der Knabe unpausend. „Water! um Gotteswillen, Water!“ Niemand wollte ihn hören; er war von dem Festhalten und Tragen, vielleicht auch von etwas Angst, ganz erschöpft. Anklopfen konnte er nicht; er hatte keine Hand frei; mit den Füßen traute er sich nicht an die Thüre zu stoßen, weil er fürchtete, das Gleichgewicht zu verlieren, und umzufallen; dann wäre er in der Gewalt des Wolfes und verloren gewesen. Was that nun der arme Knabe in dieser bedrängten Lage? — Er rannte rückwärts seinen Freund Wolf gegen die Thüre, so stark er konnte. Der Wolf kreischte. Da schlugen alle Hunde im Hofe an, und in dem Augenblicke waren Alle mit einander auf dem Plage. „Water!“ schrie der Knabe durch das Hundegebell, — „um Gotteswillen macht auf, ich habe einen Wolf — lebendig!“ — Dies hörte der alte Unterförster, und die sorgsame Mutter war schon unten im Hofe, und öffnete die Thüre. Da stand der Vater mit einer Kugelbüchse im Anschlage. „Schießt nicht!“

rief ihm der Sohn entgegen, — „ich habe ihn ja auf dem Rücken. Nur die Scheuer aufgemacht!“ Er stellte sich mit dem Rücken gegen das Schenkenbrett, und warf den Wolf mit einem Ruck auf die Tenne. Hier erwarteten die Hunde den Gefangenen; allein er biß 3 Stücke zu Schanden. Eine Kugel endete sein Leben.

Ihr freut euch, liebe Kinder, der glücklichen Rettung dieses Knaben, nicht wahr! Lernet aber auch von ihm, in der Stunde der Gefahr besonnen zu seyn, und Muth mit Klugheit zu vereinen, und ihr werdet gewiß Uebel von euch abwenden.

3. Berechnende Besonnenheit, Muth und ein entschlossener Sinn befreiten schon oft aus Gefahren, wo Rettung unmöglich schien.

An den Küsten Englands lebte ein Fischer, der durch sein mühsames Gewerbe sich und den Seinigen Brod verschaffte, aber bereits durch das Alter so geschwächt, daß es nicht wahrscheinlich war, er werde noch lange die Stütze seiner Familie bleiben können. Der Krieg seines Vaterlandes mit Frankreich hatte seinen Erwerb erschwert, da die Seeräuber durch feindliche Schiffe stets beunruhigt wurde. Und schon war das Elend der Seinigen auf einen so hohen Grad gestiegen, daß sie vor Hunger weinend sich an den hungernden Vater anschmiegen.

In dieser äußersten Gefahr des Lebens, bald durch den schrecklichen Hungertod enden zu müssen, wagte es der Ärmste, ungeachtet viele französische Fahrzeuge an der Küste schwärmten, mit seinem Rahne auf den Fischzug auszugehen. Alle Nachbarn entsetzten sich über das Wagemuth, als sie erfuhren, daß er es unternommen habe; denn der Fischer hatte es vorher sorgsam geheim gehalten, weil er voraus sah, daß seine Gattin und seine Kinder ihn mit dem lautesten Jammer beschworen hätten, zu bleiben, daß sie lieber alle ihr Leben dem langsam folternden Tode des Mangels preis gegeben hätten, daß sie lieber an seiner Seite gestorben, als ohne ihn am Leben geblieben wären.

Schon zwei Stunden war der alte Fischer in der See, als die Seinigen, die er durch den Vorwand eines Ganges zum Nachbarn getäuscht hatte, es aus dem Munde aller Orts-

bewohner erfuhren. Sie zitterten in Verzweiflung an das Gestade, und bald hätte der gutmüthige Vater erfahren müssen, daß seine Begierde, Gattin und Kinder durch Nahrung dem Tode zu entziehen, die Ursache an einem schrecklichen Ende derselben gewesen wäre. Denn mit Angst, mit Entsetzen wären sie an das Gestade gekommen; sie sahen die Segel schwer bewaffneter Schiffe sich gegenüber; doch den schwachen, hülflosen Kahn, in dem sie den Vater wußten, sahen sie nirgends. Kann es einen Gedanken geben, der mehr das Herz einer guten Hausmutter, die Herzen wohlherzogener Kinder verwunden, der es mit Angst, Schrecken, Entsetzen erfüllen kann, als der, den Gether und Erhalter des Lebens in Todesgefahr zu wissen? — Wäre der Preis zu theuer, mit dem eigenen Leben jenes eines Vaters zu erkaufen? Gewiß, wenn die ewige Vorsicht von uns nicht forderte, auf sie zu vertrauen, könnte man Manchen, der in einem solchen Falle verzweifelte, in Schutz nehmen.

Erschöpft von Angst und Schmerz preßte die Mutter ihre Kinder an ihr Herz, stürzte mit ihnen zu Boden, und flehte, in den Sand des Ufers weinend, zu Gott, der überall ist, um Rettung des theuern Vaters, oder um gemeinschaftlichen Tod in dieser Stunde des Ersehens. Plötzlich aber fühlten sie, so im Staube und in Thränen liegend, sich von einem starken Arm umschlungen, und laut und freudeschluchzend rief eine wohl bekannte Stimme: Hier ist Rettung, hier ist der Vater! — Er war es. Als sie alle wie von einem Traume erwachten, als der Nebel sich zerstreut, mit dem die Betäubung von Freude sie umhüllt hatte, da erfuhren sie, daß der Vater der Jagd, welche die feindlichen Schiffe auf ihn gemacht hatten, glücklich entkommen, und an einer nahen Bucht gelandet habe; daß sein Fischfang übrigens so glücklich war, daß der Kahn unter der Last der schuppichten Schwimmer beinahe gesunken wäre. Nun gab es wieder genug zu essen, und der Vater ärndete für den Verkauf der übrigen Fische, deren er nicht bedurfte, so viel, daß sie lange Zeit davon bequem leben konnten.

Alein endlich fand sich dennoch der Mangel wieder ein, und der Fischer beschloß neuerdings in die See zu stechen; für diesmal aber auch seinen Sohn Tom und einen Nachbarn

mitzunehmen, der sich gleich ihm vormals dem Hungerfode nahe fand, wiewohl er leichter demselben trogen konnte, da er weder Frau, noch Kinder, zu ernähren hatte. Der Fischer stieg nun mit seinem Sohne Tomß und dem Nachbar, der noch einen Verwandten mitnahm, in die Fischerbarke, und als er an die Stelle kam, welche als günstig zum Fischfange bekannt war, machten sie alle Anstalten, einer guten Anzahl dieser stummen Meeresbewohner habhaft zu werden.

Die immer größere Last der ausgeworfenen Netze ließ vermuthen, daß eine ziemliche Anzahl Fische bereits in dieselben gegangen sey, und mit lautem Jubel dachten sie des Augenblicks, in welchem sie bald wieder aus Land stößen, und für sich, ihre Familie, Freunde und Bekannte ein neues Mittel zum Unterhalte auf längere Zeit herbeischaffen würden. Aber ach! — es schien, als ob das Schicksal diese letzte Günst nicht zugestehen wollte; denn plötzlich machte sich eine französische Barke mit vielen Bewaffneten. Vergebens bemühten sie sich, das Ufer zu erreichen; jene hatten ihnen durch schnelles, von vielen Händen betriebenes Rudern den Vorsprung abgenommen, und indem sie sich an der Küste hielten, während die Fischer ziemlich weit in der See waren, gelang es ihnen, Letztere ganz vom Ufer abzuschneiden. Die Franzosen nahmen sogleich den Nachbar des Fischers und seinen Gehülfen in ihr Boot, ihn selbst und den kleinen Tomß ließen sie in dem Kahn, welchen sie mit sich an einem Stricke fortzogen. Plötzlich stießen sie aber an eine Sandbank; das Boot der Franzosen stand unbeweglich; der Kahn, in welchem Tomß mit seinem Vater war, blieb aber noch in freyer See. Nun kannst Du deinen Vater und Dich retten, dachte Tomß, und schnitt den Strick, welcher seines Vaters Kahn an jenen der Feinde band, mit einem Messer ab, gab seinem Vater ein Ruder in die Hand, und schiffte mit demselben seinem Altengland entgegen, während die Franzosen ihnen auf dem Sande nachstarrten. Lauter Jubel begrüßte die Ankommenden, und alles pries den klugen, muthigen Tomß.

4. Ein kluges Weibchen kann große Uebel verhüten.

Zu Wendorf im Hannoverschen hatte die Frau eines Landmannes, Namens Joachim Heinrich Kirn, im Herbst 1795 das Unglück, ihren herzlich geliebten Mann durch einen schnellen Tod zu verlieren. Sie zog sich diesen Verlust so sehr zu Herzen, daß ihre Betrübniß hierüber und der Kummer ihres Herzens nicht selten in eine tiefe Schwermuth übergieng. Wilhelm Bolt, ein braver Knabe, diente seit einiger Zeit in ihrem Hause, und hatte, ohne übrigens weiter vorzüglich bemerkt zu werden, allgemein das Lob eines treuen, fleißigen Diensthoten. In der Herate 1797 traf es sich, daß alle Leute außer dem Hause mit der Feldarbeit beschäftigt waren. Die unglückliche, trauernde Frau war mit Wilhelm allein zurückgeblieben, und zwar eben zu einer Zeit, da der Gram über den Tod ihres braven Mannes alle andern Empfindungen verdrängt hatte, und bis zu einer solchen Höhe gestiegen war, daß sie zu dem unglücklichen Mittel der Selbstentleibung ihre Zuflucht nahm, und sich erbieng. Wilhelm, der getrennt von ihr in diesem Augenblicke eben die ihm obliegende Arbeit verrichtete, kam bald darauf an den Ort, wo die Frau den höchst traurigen Anblick einer Selbstmörderin darbot. Mancher andere Knabe wäre vor Schrecken davongelaufen, oder hätte, aus Mangel an Besonnenheit, durch Zögerung den kleinen Ueberrest des Lebens ganz verschwinden lassen. Aber nicht so handelte der kluge Wilhelm. Er ergriff schnell ein Messer, und schnitt den Strick ab, an welchem sich die Frau erhängt hatte. Durch diese Entschlossenheit rettete der gute Knabe einer, übrigens sehr rechtschaffenen und in ihrem Kreise geschätzten Frau das Leben, und erhielt den, ihrer Mutter noch so sehr bedürfenden Kindern, eine treue Versorgerin und Erzieherin.

5. Zwei arme, aber wackere Knaben zu Gröningen, einem Dorfe in Thüringen, zeichneten sich durch eine schöne Handlung aus, welche um so mehr Achtung verdient, je mehr sie für ihr Alter thaten, wo Erfahrung noch keinen sonderlichen Einfluß auf die Handlungsweise der Menschen hat, und wo Leichtsin und Flüchtigkeit oft so manches Gute hindern; und

je wichtiger der Dienst war, den sie durch ihre Klugheit und Unererschrockenheit einem ganzen Dorfe leisteten. Es war am 11. Dezember 1790, als Grünungen in die äußerste Gefahr gerieth, ein Raub verzehrender Flammen zu werden. In einer kleinen Hütte, in welcher einige verarmte Familien wohnten, ging ein unvorsichtiger Junge mit einem brennenden Lichte unter das Strohdach, um etwas zu suchen. Hier lag etwas Flachs oder Heerde, welches sich am Lichte entzündete, und mit dem Strohdache in Flammen gerieth. Der Boden war voll von Flachs und andern brennbaren Sachen, und der eben wüthende Sturmwind so heftig, daß das ganze Dorf in kurzer Zeit hätte in Asche verwandelt werden können, wenn das Feuer zum völligen Ausbruche gekommen wäre. Allein in diesem gefährlichen Augenblicke — so lenkte es die göttliche Vorsehung — giengen die beiden Knaben, Lauerwaldt und Müller, vorbei, und sahen den schwarzen Rauch und die auflodernde Flamme auf dem Hüttendache. Augenblicklich lief Lauerwaldt, der das Feuer zuerst erblickte, ins Dorf, und schrie: «Feuer!» — Müller aber sprang ins Haus hinein, und auf den Boden, nahm ein Messer, schnitt die Beiden, womit das Stroh auf den Dächern angebunden ist, entzwei, und trat mit dem Fuße das schon brennende Stroh nebst dem Werk zum Dache hinunter. Durch diese kluge entschlossene That befreite er das ganze Dorf von der augenscheinlichen Gefahr eines großen Brandunglücks, welches erfolgt seyn würde, wenn er, anstatt die Flamme sogleich vom Hause wegzuschaffen, sich erst um Wasser umgesehen hätte, um sie zu löschen. Die edeldenkende Orts-Herrschaft ließ, um diese beiden Knaben als Wohlthäter des Dorfes zu belohnen, und zum Muster für die Jugend aufzustellen, beide ganz neu kleiden. So erschienen sie am ersten Weihnachtstage in der Kirche, wurden nachher auf dem Schlosse reichlich bewirthet, und erhielten in der Folge, außer dem Beifalle und dem Segen der ganzen Gemeinde, noch andere Belohnungen wegen ihres klugen Verhaltens.

Der Weisheit Anfang ist, Klugheit lieber zu haben, als alle Güter. Sprüchw. 4. 7. — Klugheit ist ein lebendiger Brunnen dem, der sie hat. Sprüchw. 16. 22. — Seyd klug, wie die Schlangen, und arglos, wie die Tauben. Matth. 10. 16. — Sehet denn wohl zu, wie ihr vorsichtig wandelt. Ephes. 5. 15.

Droht Dir, auch Andern, Unheil offen,
Mußt Du mit Klugheit aufrecht steh'n,
Den Vortheil sehn; dann darfst Du hoffen,
Den bösen Folgen zu entgeh'n.

L e r n b e g i e r d e.

Der weise Schöpfer hat es so eingerichtet, daß Kinder in ihrer Jugend ohne große Sorgen seyn; nur eine Sorge soll ihnen recht am Herzen liegen: die Sorge, immer mehr in der Erkenntniß alles Guten zuzunehmen. Wer daher ein gutes Kind seyn, und einst ein nützlicher, geschickter Mensch werden will, benützt die schöne Jugendzeit dazu, sich immer mehr Kenntnisse zu verschaffen, dasjenige, was man noch nicht vollkommen versteht, zu berichtigen, und sich immer mehr nützliche Einsichten zu erwerben. Ebenso denkt ein solches gute Kind über alles Wissenswürdige ernstlich nach, sucht Belehrung, und nimmt sie gerne an, und benützt sorgfältig jede Gelegenheit zur Bildung und Vervollkommenung seines Verstandes. Ein solches Streben heißt Lernbegierde, und gereicht dem Kinde nicht nur zur Ehre, weil es seine Zeit weise zubringt, sondern zum großen Nutzen, indem es sich zu einem verständigen, einsichtsvollen und der menschlichen Gesellschaft nützlichen Menschen zu bilden sucht. Es erwirbt sich die Gnade Gottes, der uns die Kräfte des Geistes gab, um sie nützlich zu verwenden, zu seiner Ehre, und zum Besten der Menschen; es zieht sich die Achtung aller guten Menschen zu, weil jedermann Kenntnisse achtet, und schätzt. Möchte daher

in euch, liebe Kinder, eine recht lebendige Begierde rege werden, viel Nützliches zu erlernen, und euch zu einstigen wackeren Bürgern zu bilden! Wer ohne Sorge für höhere Bildung seines Geistes die schöne Zeit der Jugend vorbeigehen läßt, bleibt ein unwissender, und darum auch ein unbrauchbarer Mensch, und wird am Ende sich selbst und der bürgerlichen Gesellschaft zur Last. Ging euch in edler Lernbegierde nicht der göttliche Knabe Jesus voran, der sich so angelegen seyn ließ, im Vaterhause und in der Lehrer Mitte seinen Geist zu bilden, sein Herz zu veredeln, um einst mit Segen in seinem Berufe wirken zu können? — O sehet auf ihn, den holden Knaben, der mit jedem Tage an Weisheit und Tugend zunahm; lernet von ihm, begierig nach Bildung zu seyn. Höret aufmerksam zu, wenn ich euch nun von solchen Menschen erzähle, die in ihrer Jugend von großer Begierde angetrieben wurden, sich Bildung zu verschaffen, sich aber auch auf eine hohe Stufe derselben schlangen, und denket recht oft an das Sprüchlein:

O möcht' ich doch zu jeder Zeit
Nach Einsicht und Geschicklichkeit
In meiner Jugend streben;
Und immerfort nach meiner Pflicht,
Erleuchtet von des Geistes Licht,
Gott wohlgefällig leben!

1. **Cyrus** war der Sohn des Cambyses, eines vornehmen Persers. Vor seiner Geburt legten die Traumdeuter seinem Großvater Astyages, König von Medien, einen Traum dahin aus, daß der Enkel ihn vom Throne stoßen werde; worauf derselbe Befehl gab, ihn sogleich nach seiner Geburt zu ermorden. Er wurde deshalb einem Hirten übergeben, der ihn aber aus Mitleid aufzog, und ihm den Namen **Cyrus** gab. Schon als Knabe zeigte er große Begierde, sich nützliche Kenntnisse zu verschaffen. Sein kühner Muth machte ihn dem Könige bekannt. Er spielte nämlich einst mit andern vornehmen Knaben, und wurde in dem Spiele von den Andern zum Oberhaupte gewählt. Nun ließ er wegen eines

Fehlens den Sohn eines der ersten Männer schlagen. Der Vater beklagte sich bei dem Könige Astyages, und dieser verlangte von Cyrus Reichenschaft. Dieser aber berief sich auf sein Recht als Obeter des Spieles, und antwortete so klug und fest, daß der König weiter nachforschte, und endlich erfuhr, wem Cyrus gehöre; die Traumdeuter beruhigten ihn, und der Knabe wurde zu seinen Aeltern nach Persien geschickt. Jetzt hatte er erst Gelegenheit seinen Geist zu bilden, wozu ihn eine außerordentliche Begierde antrieb. Er war sehr gesprächig. Die Ursachen davon waren seine Erziehung, seine Lernbegierde, und sein guter Kopf. Sein Lehrer hatte ihn angehalten, von allen seinen Handlungen den Grund anzugeben, und denselben auch von Andern zu fordern. Sein Verlangen, belehrt zu werden, trieb ihn an, denen, welche um ihn waren, beständig diese Frage vorzulegen; und sein vorzüglicher Verstand machte ihn geschickt, alle Fragen, die Andere an ihn ergeben ließen, geschwind zu beantworten. Daher nahm er denn auch an Einsichten und Bildung schnell zu. Nachdem er aber in die Jünglingsjahre getreten war, redete er weniger, und war in Gesellschaft Anderer stiller, wodurch er sich ebenfalls beliebt und angenehm machte. Er wurde der Stifter der großen persischen Monarchie, und starb nach einer 29jährigen Regierung im Jahre 529 vor Christi Geburt.

2. Anacharsis der Jüngere war ein scythischer Prinz, der sich in früher Jugend durch seine Freude an allem Guten hervorthat. Sobald er den Nutzen der Wissenschaften, auf welche sich die Griechen damals vorzüglich verlegten, kennen gelernt hatte, fand er sich angetrieben, sein Vaterland zu verlassen, um sich in Athen, dem damaligen Wohnsitz der schönen Künste und Wissenschaften, eine wahre Bildung seines Geistes zu verschaffen. Bei seiner Ankunft in Athen ging er zu Solon, einem großen, berühmten Lehrer und Weltweisen, machte ihn mit seiner Person, seinem Stande und seiner Absicht bekannt, und bat ihn, wenn es ihm nicht zu viel Beschwerde veranlasse, ihn in sein Haus aufzunehmen.

Die Griechen verachteten alle fremden Völker, besonders die Scythen, und nannten sie Barbaren. Solon ließ ihm

daher antworten: es sey Sitte, sich in seinem Vaterlande Gastfreunde zu erwerben. Nun trat Anacharsis in das Zimmer des Weisen, und sagte: »Ich bin hier in meinem Vaterlande, und die Gerechtigkeit erfordert es, daß uns diese Gastfreundschaft vereinige!« Solon, dem diese gut ausgedachte Anekdote gefiel, nahm ihn nun sehr gut auf, ließ ihn bei sich wohnen, schätzte ihn gleich nach der ersten Unterredung, und leitete, da er wirklich ausgezeichnete Talente und eine eble Lernbegierde an ihm bemerkte, seine Schritte auf die Bahn wahrer Bildung und Weisheit. Anacharsis benutzte diese Lehren sehr wohl; bald erwarb er sich die Freundschaft aller edlen und gutdenkenden Männer Athens, und der Ruf von ihm breitete sich immer mehr aus. Er besuchte dann noch andere Länder, um seine Kenntnisse immer mehr zu erweitern, und wurde später in die Zahl der sieben Weisen Griechenlands aufgenommen.

3. Diogenes war gebürtig aus Sinope, einer Stadt am Pontus. Da er mit seinem Vater, den man der Münzverfälschung angeklagt hatte, aus seinem Geburtsorte verbannt wurde, ging er nach Athen, und bat, weil er einen großen Trieb nach Belehrung in sich fühlte, den Antisthenes, ihn als seinen Schüler aufzunehmen. Antisthenes hatte das Unglück, fast lauter Schüler zu haben, mit denen er gar nichts anrichten konnte. Vergebens ermahnte er sie, doch recht Acht zu geben auf das, was er sie lehrte, damit sie einst weise und geschickte Männer würden; aber er predigte tauben Ohren. Endlich ward er der vergeblichen Ermahnungen müde, und schickte alle seine faulen Schüler zu ihren Aeltern fort. Diogenes war aber ganz anders gesinnt als die Uebrigen. Er hatte eine sehr große Begierde etwas wahres und nützlichcs zu erlernen, und hörte daher mit aller Liebe und mit aller Aufmerksamkeit den Unterricht des Antisthenes an. Als dieser ihn nun auch mit den übrigen Schülern fortzuschicken willens war, wollte Diogenes durchaus nicht von ihm weg, man mochte ihm auch sagen, was man wollte. Antisthenes drohte ihm, wenn er nicht ginge, so wollte er ihn mit dem Stocke, den er in der Hand hatte, schlagen; aber er ließ sich auch dadurch

nicht bewegen. Nun wollte Antisthenes vermuthlich sehen, wie standhaft der Jünglinge seinem Vorsatze treu bleiben würde; denn sonst wäre das, was er that, eines weisen und guten Mannes nicht würdig gewesen. Er schlug nämlich mit seinem Stocke wacker auf den jungen Diogenes los, und dieser ließ sich geduldig schlagen. «Schlag nur zu,» sagte er, «so viel es dir gefällt; aber gewiß sollst du keinen so harten Stock finden, womit du mich von dir und deinen Unterweisungen fortjagen könntest.» Von diesem Augenblicke an gewann ihn Antisthenes vorzüglich lieb, und dachte nicht weiter daran, ihn von sich zu lassen. Diogenes widmete sich ganz und mit allem Fleiße dem Unterrichte seines Lehrers, und wurde ein großer Weltweiser, von dem der große Alexander sagte: «Wäre ich nicht Alexander, so wünschte ich Diogenes zu seyn.» Er starb 324 Jahre vor Christi Geburt in einem hohen Alter.

Ist wohl die Begierde, etwas Nützliches zu erlernen, bei euch auch so groß, daß ihr unter Androhungen doch nicht euere Lehrer verließet? Merket euch, liebe Kinder: nur wer fleißig lernt, wird einst ein nützlicher und geschätzter Mensch werden.

4. Franz Petrarca war von verbannten florentinischen Aeltern zu Arezzo in Toscana 1304 am 4. Juli geboren. Er fühlte schon in der Jugend einen unwiderstehlichen Drang in sich, eine höhere wissenschaftliche Bildung sich zu verschaffen. Sein Vater, der ihn für die Rechtswissenschaften bestimmen wollte, schickte ihn in die lateinische Schule. Zu jener Zeit waren Prosper's Spottgedichte und Sentenzen aus den Schriften des heil. Augustin, so wie Hesiod's Fabeln die einzigen Bücher, aus welchen die Knaben das Lateinische lernen sollten. Allein dem lernbegierigen Knaben war dieses zu gering; unterdeß Andere sich quälten, diese Bücher zu verstehen, las er mit der größten Begierde die Werke des großen römischen Redners Cicero, die er in der Bibliothek seines Vaters gefunden hatte, der diesen großen Schriftsteller liebte und bewunderte. Ohne seinen Sinn jedesmal ganz zu verstehen, schätzte ihn der Knabe wegen der Annehmlichkeit und dem Wohlklang seines Ausdrucks so sehr, daß ihm jede andere Schreibart rauh und unharmonisch dagegen vorkam. Er sagte wirklich eine heftige Leidenschaft

für ihn, und sein Vater gab ihr im Anfange nach. Da selbst an dem gebildetsten und geistreichsten Hofe in Europa, zu Avignon in Frankreich, Gelehrsamkeit und schöne Wissenschaften verachtet wurden, und nur die Rechtsgelehrsamkeit noch Ansehen hatte, schickte ihn sein Vater, der sich damals an dem letztern Orte aufhielt, nach Montpellier, die Rechte zu studiren, obwohl Petrarca erst 12 Jahre alt war. Hier blieb er 4 Jahre; aber es war ihm unmöglich, sich auf etwas Anderes zu verlegen; die Liebe für Cicero übermog Alles, und noch mehr der Widerwille gegen die Rechtsgelehrsamkeit selbst, die zu jener Zeit zu einem Schreckbild für die Menschen und zu einem Werkzeuge, sie zu quälen, erniedrigt worden war. Aus diesem Grunde wurde sein Vater bewogen, ihn nach Bologna, nach Paris die berühmteste Universität, zu schicken, in der Hoffnung, er werde dort der Rechtswissenschaft vielleicht mehr Eifer widmen. Obwohl damals große Lehrer in Bologna waren, und so viel besser sich der Jüngling hier befand, so konnte er doch, selbst aus Liebe zu seinem Vater, seinen Widerwillen gegen jene Wissenschaft und seine Liebe für die Dichtkunst nicht unterdrücken. Sein Vater besuchte ihn ganz unvermuthet; der junge Petrarca, der die Absicht merkte, verkorg eilig seine Handschriften von Cicero und einigen alten Dichtern, die er sich angeschafft, zum Theile selbst abgeschrieben hatte. Sein Vater entdeckte den Ort, wo sie verborgen waren, nahm sie weg, und warf sie in seiner Gegenwart ins Feuer. Petrarca erhob voller Verzweiflung ein schreckliches Geschrei, als wenn man ihn selbst in die Flammen gestürzt hätte, denen er sein Liebstes in der Welt zum Raube werden sah. Der edle Vater, durch die Klagen seines geliebten Sohnes gerührt, zog geschwind den halbverbrannten Cicero und Virgil aus dem Feuer, hielt den Dichter in der einen, den Redner in der andern Hand, reichte sie dem Sohne hin, und sagte: «Da, mein Sohn, da hast du den Virgil, er wird dich über deinen Verlust trösten; da hast du den Cicero, er wird dich zu dem Studium der Rechte vorbereiten!» — Wie gerne hätte Petrarca dem Willen des besten Vaters Genüge gethan; aber alle Mühe, die er sich von Zeit zu Zeit deswegen gab

war vergebens; die Natur und seine Genie behielten die Oberhand, und sein unendlicher Fleiß, seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit verschafften ihm bald einen Namen. Er trat in den geistlichen Stand, und studierte mit unermüdetem Eifer, doch nicht allein für sich, sondern um durch Wort und That zur Aufklärung mitzuwirken. Aus dem edlen Antriebe, seine Kenntnisse zu erweitern, machte er verschiedne Reisen; er erwarb sich viele Freunde durch seine herrlichen Kenntnisse und seine Freimüthigkeit; selbst der deutsche Kaiser Karl IV. war ihm wohl geneigt, und wechselte Briefe mit ihm. Durch seine ausgezeichneten Gedichte erwarb er sich großen Ruhm, und die Nachwelt bewundert in ihm einen unsterblichen Dichter. Er starb 1374, vermuthlich in der Nacht zum 18. Juli, auf dem Dorfe Arquà bei Padua, wo er zuletzt wohnte. Man fand ihn früh entschlafen in seiner Bibliothek, mit dem Kopfe auf ein Buch gestützt.

5. Christoph Columbus war zu Sagureto im Genuesischen im Jahre 1447 geboren. Schon als Knabe zeigte er die hoffnungsvollsten Anlagen zu allen den großen Eigenschaften, die zu einem geschickten Seefahrer, wie zu einem braven Manne überhaupt, erfordert werden. Er war ein Feind vom Müßiggehen und von allen läppischen Pöffen, welche nur die Zeit stehlen, und nichts nützen. Seine liebste Beschäftigung war, etwas zu lernen, wodurch er seinen Mitmenschen künftig einmal nützlich werden könnte. Sein Vater, der ein Seemann war, gab ihm eine sorgfältige Erziehung. Man sagte dem kleinen Columbus: wenn er die Wissenschaften lernen wolle, so müsse er sich erst mit der lateinischen Sprache bekannt machen, weil in derselben viele nützliche Bücher geschrieben wären. Mit rastlosem Eifer machte er sich nun hinter das Lateinische, und in kurzer Zeit hatte er so viel davon gefaßt, daß er nun zu den Wissenschaften geführt werden konnte. Aufmerksam hörte er jedes Wort, das aus dem Munde seiner Lehrer kam; und bald hatte er, schon in seinem 14ten Jahre, in der Erdbeschreibung, Mathematik, Sternkunde und im Zeichnen erstaunliche Fortschritte gemacht. Nun nahm ihn sein Vater auf seinen Reisen im mittelländischen Meere mit. Im Jahre 1464 war

er in Island, und später kreuzte er wieder im mittelländischen Meere auf Schiffen, die einer seiner Verwandten auf eigene Kosten gegen die Mahomedaner und Venetianer ausgerüstet hatte. Hier gerieth in einem hitzigen Gefechte sein Schiff in Brand, der Jüngling stürzte sich beherzt ins Meer, und erreichte durch Schwimmen nach großer Anstrengung das Land. Columbus ging dann nach Portugal, und fand in Lissabon Landsleute und Verwandte. Er lernte dort einen verdienten Seefahrer kennen, der an der Entdeckung von Madeira Theil genommen hatte, und bei sehr ausgebreiteten Kenntnisse treffliche Charten und Instrumente besaß. Diese benutzte Columbus sorgfältig, um sich immer größere Bildung zu verschaffen, und überzeugte sich bald durch Untersuchungen über die Beschaffenheit unsrer Erde, daß, wie sein kühner Geist schon früher geahnet hatte, auch der andere Theil der Weltkugel Land enthalten müsse. Er suchte um Unterstützung zur Entdeckung jenes Landes an, scheute keine Hindernisse, keinen Spott, und unternahm die Reise durch die unbegrenzten Wassermüsten, und siehe — am 11. October 1492 entdeckte er Land, und war auf der Insel Guanahani. Er schiffte dann später wieder nach Portugal, und wieder nach dem neu entdeckten Lande, mußte aber für seinen Eifer viele Verfolgungen ausstehen, und starb zu Valladolid am 20. Mai 1506. Er war einer der merkwürdigsten Männer, die je gelebt haben, ein Mann, dem wir die wichtige Entdeckung eines neuen Welttheiles, viele Bequemlichkeiten und Kenntnisse, die wir ohne ihn nicht haben würden, zu verdanken haben.

6. Paul Sarpi war zu Venedig den 15. August 1552 geboren. Die Erziehung und das Beispiel seiner Mutter erweckte in dem talentvollen Knaben frühe schon Liebe zu den Wissenschaften und Gefühl für Religion und Tugend. Er kam dann, als er etwas herangewachsen war, unter die Aufsicht eines Verwandten, der mit strengster Sorgfalt seinen vorzüglichen Kopf und sein gutes Herz auszubilden suchte. Der kleine Sarpi benutzte diese Unterweisung mit außerordentlichem Fleiße. Er ging sehr sparsam mit der Zeit um, liebte keine tändelnden Spiele, keine leichtfertigen Paßsen; ernste Beschäf-

thungen sprachen ihn allein an, er lernte unermüdet, erwarb sich schon in der Jugend außerordentliche Kenntnisse, und that Alles mit Nachdenken. Was ihn aber, nebst der Achtung, welche Jedermann seiner Kenntnisse wegen ihm schenkte, zugleich auch liebenswürdig machte, war, daß er sich auf seine Kenntnisse nicht viel zu gut that, sondern sehr bescheiden war. Wenn Aundete viel von seiner Geschicklichkeit rühmten, so suchte er die Verdäulungen hiervon zu verkleinern. Von seiner Aufmerksamkeit und dem frühzeitigen Streben, immer mehr Kenntnisse sich zu verschaffen, ist dies ein Beweis, daß er seinem Lehrer Caspella, einem Manne von großer Wissenschaft, manche Einwürfe machte, die ihn oft bewogen, seine Ansichten und Meinungen zu ändern. Zuletzt gestand er, er könnte seinen Schüler nichts mehr lehren.

In seinem 14ten Jahre trat Sarpi in den Orden der Ceroiten. Er kam in das Collegium zu Padua, wurde Doctor der Theologie, und in seinem 26ten Jahre Vorsteher seines Ordens, Generalprocurator, und erwarb sich überall allgemeine Hochachtung. Er zog sich aber Feinde zu, weil er sein Vaterland gegen unrechtmäßige Angriffe vertbeiligte; ja man strebte ihm sogar nach dem Leben, und der Cardinal Bellarmin, welcher ihn, ungeachtet verschiedener Ansichten, hochachtete, warnte ihn, auf seiner Duth zu sehn, und er zog sich von dort an in sein Kloster zurück, und starb am 14. Januar 1623. Er war einer der edelsten und wahrheitsliebendsten Männer seiner Zeit und Kirche, und einer der würdigsten geschichtlichen Schriftsteller Italiens. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der Kirchenversammlung von Trient.

7. Blasius Pascal war zu Clairmont in Frankreich am 19. Juni 1623 geboren. Er verrieth in den frühesten Kinderjahren, als er kaum sprechen konnte, durch die passendsten Antworten und sinnigsten Fragen eine ungemeine Geisteskraft und vorzügliche Lernbegierde. Er war einziger Sohn des Präidenten der Grafenlammer, der ihn, da er, kaum 3 Jahre alt, seine Mutter verlor, außerordentlich liebte und selbst unterrichtete. Die Familie zog nach Paris, und immer freier und herrlicher entwickelte sich der Knabe. Vorzüglich beschäf-

tigte sich der kleine Pascal gerne mit Dingen, die ein anhalten des Nachdenken erforderten. Der Vater, der den Unterricht selbst leitete, suchte es daher zu verhindern, daß ihm so viel als möglich die Mathematik unbekannt bleibe, aus Besorgniß, der Eifer, mit dem sich sein Sohn dieser Wissenschaft widmen möchte, könne ihn von der Erlernung der übrigen, und der Sprachen abhalten. Er verbarg also alle mathematische Bücher sorgfältig vor dem Knaben, und vermied es auch, in Gegenwart seines Sohnes über Mathematik zu sprechen. Er belehrte ihn vielmehr über Sprache und Erregbar, damit es desto schneller Fortschritte machen sollte, was auch geschah. Er gab ihm Aufschluß über wunderbare Naturerscheinungen und Wirkungen, und mußte stets des Knaben Scharffinn und richtigen, gerade auf die Wahrheit eindringenden Verstand bewundern, der immer selbst nachforschte, wo es ihm nicht deutlich genug war. Allein dem jungen Pascal konnte es denn doch, bei aller Vorsicht seines Vaters, nicht verschwiegen bleiben, daß es eine Mathematik gebe. Seine Wißbegierde wurde dadurch nur noch mehr rege gemacht, und er bestürmte seinen Vater, ihm auch Unterricht in dieser Wissenschaft zu geben, oder ihm doch wenigstens zu erklären, womit sie sich beschäftige. Da sagt ihm endlich der Vater: sie lehre, richtige Figuren zu zeichnen, und die Verhältnisse unter solchen aufzufinden und zu bestimmen; jedoch verbot er ihm zugleich, sich damit zu beschäftigen.

Der junge Pascal sann nun von diesem Augenblicke beständig nach, was es wohl eigentlich für eine Verwandtniß mit dieser Erklärung habe, und brachte alle seine Mußstunden allein in einem selten benutzten Saale zu. Hier zeichnete er mit Kohlen mannichfaltige Figuren auf den Fußboden, und strengte sich an, das Verhältniß zwischen ihnen aufzufinden. Da er die Namen dieser Figuren nicht wußte, so erfand er selbst solche. Einen Zirkel nannte er ein Rundes, eine Linie eine Stange. Aus den Vergleichen dieser Figuren folgerte er Lehrsätze, ging darauf zu Beweisen über, und kam dadurch von einem Satze zum andern. Als er einst mit dieser Arbeit beschäftigt war, trat der Vater zufällig in den Saal. Der Sohn, vertieft in seiner Beschäftigung, wurde ihn eine ge-

raume Zeit lang nicht gewahr. Der Vater war überrascht, der Sohn erschrock bei dem Anblicke seines Vaters, aus Furcht vor dem väterlichen Unwillen über seinen Ungehorsam. Aber der Vater unterdrückte sein Mißvergnügen, und fragte ihn endlich nur: wie er denn auf alles dies gekommen sey? Der Sohn gab ihm hierüber Auskunft, indem er von Satz zu Satz rückwärts gieng, und der Vater erstaunte über den Scharfsinn desselben. Die freudige Ueberraschung war so groß, daß er schweigend den Saal verließ, und zu einem Freunde, einem großen Mathematiker, gieng, und ihm seine Entdeckung mittheilte. Dieser rieth ihm, den Anlagen und Fähigkeiten seines Sohnes nicht ferner Zwang anzuthun.

Nun gab der Vater seinem Sohne die mathematischen Anfangsgründe des Euklides, eines berühmten Lehrers dieser Wissenschaft. Der junge Pascal las dieses Buch mit weit größerem Vergnügen und größerer Aufmerksamkeit, als Kinder in seinem Alter Gesenmärchen zu lesen pflegen. Alle seine Erholungsstunden widmete er von dieser Zeit an der Erlernung der Mathematik. Die Wahrheit, die in dieser Wissenschaft herrscht, hatte einen ganz besondern Reiz für ihn. Er machte in ihr daher solche Fortschritte, daß er schon in seinem 16ten Jahre eine ausgezeichnete scharfsinnige Abhandlung von den Kegelschnitten schrieb; er ließ sie aber, unbesümmert um Ruhm, trotz aller Aufforderungen, nicht drucken. Unterdessen studierte er auch Sprachen, Denklehre, Naturlehre und andere philosophische Wissenschaften so unermüdet und angestrengt, daß bereits im 18ten Jahre seine Gesundheit untergraben war. Pascal arbeitete aber dennoch immer fort, und erwarb sich großen Ruhm. Er wurde später ganz von dem, ihm ohnehin eigenen, kindlich-religiösen Glauben durchdrungen und geleitet, war äußerst rein und gewissenhaft, dem Könige treu, und näherte nie in seinem Herzen das Andenken an erduldeten Beleidigungen. Er starb, nachdem er mit aller Ehrfurcht, selbst mit vielen Thränen die heilige Kommunion empfangen hatte, am 19. August 1662.

8. Jakob Benignus Bossuet wurde den 27. September, 1627, zu Dijon, im Departement des Goldhügels,

geboren. Er war sechs Jahre alt, als sein Vater sich in Metz niederließ, um als Rath in das dort errichtete Parlament zu treten; der junge Bossuet blieb aber mit seinem Bruder zu Dijon im Jesuitencollegium. Der Knabe hatte eine außerordentliche Begierde, sich nützliche Kenntnisse und wahre Bildung zu verschaffen, und er gab alle Merkmale, daß er mit der Zeit ein ausgezeichnete Mann werden würde. Zufällig kam ihm eine lateinische Bibel in die Hände, deren Lesung einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. In seinem siebenten und achten Jahre lernte er ganze Reden auswendig, und hielt sie sodann mit vieler Annehmlichkeit. Da eine vornehme Dame dies erfahren hatte, wollte sie ihn gerne selbst hören, und machte auch einige angesehene und gelehrte Männer, die sich des Abends bei ihr versammelten, darauf aufmerksam. Der junge Bossuet wurde zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht geholet, und hielt seine Rede mit vieler Dreistigkeit und Annehmlichkeit. Ein würdiger Kopf, der zugegen war, sagte in Ansehung der Jugend dieses Predigers, und der Stunde, in welcher er seine Rede gehalten hatte: «Ich habe in meinem Leben weder so zeitig, noch so spät predigen gehört.» Diese Rednerfähigkeiten waren für die Aeltern des jungen Bossuet Grund genug, ihn von seiner Kindheit an zum geistlichen Stande zu bestimmen. Mit unwürdevollem Eifer lag er den Wissenschaften ob, besuchte in seinem fünfzehnten Jahre das Kollegium von Navarra, dessen Großmeister Nikolaus Cornet ihn bald so lieb gewann, daß er ein Vergnügen darin fand, mit jenem ernstern Wohlwollen, welches der Jugend hochachtungsvolle Liebe einzuflößen geschickt ist, den Geist des Jünglings zu bilden. Bossuet studierte unter Anleitung dieses würdigen Lehrers mit rastlosem Eifer, und legte in seinem sechzehnten Jahre die glänzendsten Proben seiner Beredsamkeit ab. Er zeichnete sich überall durch seinen frommen Wandel, seine hinreißende Beredsamkeit, und seinen edlen Charakter aus; ward der Lehrer eines königlichen Prinzen, erster Almosenier der Kronprinzessin, Bischof von Meaux (Wob), und königlicher Staatsrath. Alle seine Zeit war unter seine Studien und die Ausübung seiner Amtspflichten getheilt, und nur

selten und auf wenige Augenblicke erlaubte er sich Erholungen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er unter seiner Gemeinde zu, in deren Schooße er starb, im Jahre 1704. Er hatte unzählig viel Gutes gestiftet.

So viel Achtung kann sich ein Mensch erwerben, so viele Schätze für Geist und Herz sammeln, und so viel Gutes wirken, wenn er in der Jugend mit Eifer an der Bildung seines Geistes und der Vereblung seines Herzens arbeitet.

9. Valentin Jamerai Düval war der Sohn eines armen Bauern in dem kleinen Dorfe Artonay in Champagne (Schampain), und geboren im Jahre 1695. Er war zehn Jahre alt, als sein Vater starb. Krieg und Hungersnoth verwüsteten damals Frankreich, und Düvals Mutter flehte in ihrem Elende oft zum Himmel um den Tod ihrer Kinder, deren Hunger sie nicht stillen, deren Blöße sie nicht bedecken konnte.

Unter so äußerst armseligen Umständen gewöhnte sich Düval schon als Kind an eine harte Lebensart, und selbst an den Mangel der allerersten und nöthigsten Bedürfnisse. Er konnte kaum Lesen, als er im 12ten Jahre seines Alters bei einem Bauern seines Geburtsortes in Dienste trat, und von ihm zum Hüter junger kalekutischer Hühner angestellt wurde. Eines kleinen Versehens wegen wurde er aus dem Dienste gejagt, und weil er im Dorfe keinen andern finden konnte, und seiner Mutter auch nicht zur Last fallen wollte, so beschloß er, sein Glück weiter zu suchen.

Er verließ seinen Geburtsort im größten Elende im Jahre 1709, gerade zu Anfang des wegen seiner Kälte berücktigten Winters, der ihn auf seiner ersten Reise aus seinem Geburtsorte mit mächtigem Grimme, und in einem Zustande, der ohne denselben schon kläglich genug gewesen wäre, verfolgte. Auf dieser Reise wurde er krank. Uaweit Brie fand er auf einem Pachtgute Aufnahme; da erwartete er, von den heftigsten Schmerzen gefoltert, in einem Schafstalle den Tod. Er bekam die Pocken oder Blattern. Seine gräßliche Gestalt bloß die Schafe doch nicht ab, ihn zu besuchen. Da er nun nicht Kräfte genug hatte, sie von sich wegzujagen, so kamen die Schafe, sein Gesicht abzulecken, wobei ihn die Raubheit ihrer Zungen fürch-

terliche Qualen ausstehen ließ. Weniger seiner selbst, als viel mehr der armen Schafe willen, that er sein Möglichstes, ihren grausamen Schmeicheleien auszuweichen; denn er befürchtete sie anzustecken, da er nicht wußte, daß das Blatterngift nur auf Menschen wirkte. Welch ein edler Zug in dem Charakter des verlassenen jungen Dúval! Nach vielen Leiden und Mühseligkeiten wurde er wieder hergestellt, und ging, sich selbst überlassen, seiner Wege, um Dienst zu suchen. Um sich her sah er nichts als Jammer, Theurung und Hungersnoth, klägliche Folgen theils des strengen Winters, theils des damals noch herrschenden spanischen Erbfolgekrieges wegen. In Beziehung auf diesen sagte Dúval: »Während man mit brennendem Eifer sich «angelegen seyn ließ, so vielen Rationen auf beiden Halbkugeln «einen Herrn zu geben, war ich immer nicht im Stande, «einen für mich selbst zu finden.« Nach vielen Beschwerlichkeiten und Unfällen bekam er bei einem Schäfer in dem Dorfe Elezantine an den lothringischen Gränzen Dienst. Da war er zwei Jahre. Von da nahm er seinen Weg nach den vogelfischen Gebirgen, fand am Fuße derselben eine Einsiedelei, bei deren Bewohner, Palemon, er sich einige Zeit aufhielt, wo er einige Nahrung für seine Lernbegierde, noch mehr aber für seinen religiösen Eifer fand. Er vertauschte jedoch diesen Ruheplatz mit dem zu St. Anne bei Lüneville. Vier Eremiten nahmen ihn auf, und gaben ihm zur Huth sechs Kühe; allein dieser Dienst hielt ihn nicht ab Nützliches zu lernen und seinen Geist zu bilden; ein kleines Mittel dazu waren einige Bände der blauen Bibliothek. Es gelang ihm endlich lesen, schreiben und rechnen vollkommen zu lernen. Ein Abriß der Arithmetik, der in seine Hände fiel, interessirte seinen lernbegierigen Geist aufs neue. In der Stille eines Waldes erhielt er die ersten Ideen von Astronomie, oder Kenntniß der Himmelskörper, und von der Geographie, oder Kenntniß und Beschreibung der Erde. Einige Eichen, ein Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befestiget, war der ganze Apparat des lern- und wißbegierigen Knaben. Nur Geld fehlte ihm, um sich jenen Unterricht zu verschaffen, nach dem er durstete. Er sann auf Mittel; er kündigte den Thieren des Waldes den Krieg an, und verfolgte sie mit einem

unglaublichen Muth. Der Verkauf der erlegten Thiere verschaffte ihm nach einigen Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thaler. Eine glückliche Begebenheit machte ihn noch etwas vermöglicher. Er fand ein goldenes gestochenes Petschaft, und ließ es durch den Prediger bekannt machen. Ein Engländer, Namens Forster, meldete sich als Eigenthümer; doch erhielt es dieser nur unter der Bedingung zurück, daß er dem Finder das Wappen genau erkläre. Erstaunt belohnte ihn Forster so reichlich, daß seine nach und nach aus seinen Jagdgeldern angeschaffte Bibliothek bis auf 200 Bände sich vermehrte, dagegen er aber auf sein Aeußeres auch nicht das Mindeste verwendete.

Während seiner Studien bekümmerte sich Duval freilich wenig um seine Heerde, und die Eremiten wurden darüber unwillig. Ja einer derselben drohte ihm sogar mit dem Verbrennen seiner Bücher. Dies empörte Duvals Gemüth. Er ergriff eine Feuerschaufel, trieb damit den Bruder aus seiner eigenen Wohnung, und schloß sich in dieselbe ein. Die andern Brüder und der Superior kamen; aber Duval öffnete nicht eher die Thür, als bis sie mit ihm eine förmliche Uebereinkunft gerichtlich abgeschlossen hatten, worin seine Herrn ihm völliges Vergessen alles Vorgefallenen geloben, und täglich 2 Stunden zum Studiren zugestehen mußten, dagegen er ihnen für Kleidung und Kost noch 10 Jahre zu dienen versprach.

Nun war Duval gesichert, und eifriger, als je, setzte er seinen Selbstunterricht in dem Schatten des Waldes fort, wo die Kühe friedlich weideten. So umgeben von seinen Landschaften, fand ihn einst der Graf von Vidampierres, Oberhofmeister bei den lothringischen Prinzen Leopold und Franz. Man machte ihm den Vorschlag, seine Studien bei den Jesuiten zu Pont a Mousson fortzusetzen; aber er nahm das Erbieten nur unter der Bedingung an, daß seine Freiheit dadurch nicht beschränkt würde. Er machte bald so große Fortschritte, daß der Erzherzog Leopold beschloß, ihn näher an sich zu ziehen; er nahm ihn selbst mit nach Paris im Jahre 1718, um den Eindruck zu beobachten, den diese neue Welt auf ihn machen würde. Allein Duval äußerte mit vieler Freimüthigkeit: daß alle diese Pracht der Hauptstadt und ihre Opern noch weit hinter der

Majestät des Sonnenauf- und Untergangs zurückblieben. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Leopold zu seinem Bibliothekar und zum Professor der Geschichte auf der Akademie zu Lüneville. Diese Stelle und der Unterricht, den er den dort studirenden jungen Engländern gab, unter welchen sich auch der berühmte Lord Chatham (Pitt) befand, verschafften ihm bedeutende Einnahmen.

Die sitzende Lebensart eines Gelehrten zog ihm aber bald eine schwere Krankheit zu. Bei einer im Jahre 1752 zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit vorgenommenen Reise nach Paris ging er durch seinen Geburtsort Artonay. Hier kaufte er seine väterliche Hütte, die eine seiner Schwestern aus Armuth verkauft hatte, wieder an sich, ließ sie bis auf den Boden niederreißen, und führte an deren Stelle ein dauerhaftes, bequemes steinernes Gebäude auf, womit er der Gemeinde zur unentgeltlichen Wohnung ihres Schulmeisters ein Geschenk machte. In einem kleinen Dorfe in der Nachbarschaft von Artonay, wo er keinen Brunnen fand, ließ er einen auf seine Kosten graben. Auch dem alten Klausner, der ihm die ersten Begriffe vom Lesen und Schreiben beigebracht hatte, bezeugte er seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihm sein elendes, haufälliges Haus von neuem aufführen und verschönern ließ.

Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er mit der ihm anvertrauten Bibliothek nach Florenz, wo er 10 Jahre lang war. Im Jahre 1748 kam Düval auf den Ruf Kaiser Franz des I. nach Wien, wo ihm die Aufsicht über das kaiserliche Medaillenkabinet anvertraut wurde; denn die Kenntniß der Münzen, die er zu Lothringen gelehrt hatte, war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, und von ihm sehr kultivirt. Weil man seine Liebe zu einem ungezwungenen Betragen schon kannte, so wurde er von allem Hofcerimoniel losgesprochen. Dieser Hang zu einem freien Benehmen, und eine rastlose Thätigkeit und Wißbegierde blieben bis auf seinen letzten Augenblick herrschende Züge seines Charakters. Seine mit so ausdauerndem Fleiße erworbenen Kenntnisse, so wie sein vortrefflicher Charakter verschafften ihm die Auszeichnung,

zum Lehrer des damaligen jungen Erzherzogs Joseph, nachmaligen Kaisers, ernannt zu werden; allein er lehnte diesen Antrag unter feistigen Gründen von sich ab. Demungeachtet blieb ihm die kaiserliche Familie immer sehr gemogen. Bei aller Achtung aber, welche Düval von dem kaiserlichen Hofe und auch von der russischen Monarchin genoss, die ihm ansehnliche Geschenke schickte, und mitten unter dem Hofleben, das ihn umgab, blieb Düval dennoch seiner wahrhaft ländlichen Einsalt getreu, entfernte sich in keinen Stücken von seinem ersten Plane, und das einfache, natürliche Wesen seines Äußeren war eben so groß, als die ungeschmückte Rechtschaffenheit und Wahrheitäliebe seiner Seele. Er starb am 3. November 1775.

So weit kann man sich durch rastlosen Fleiß und Studium aus dem verlassensten, armseligsten Zustande empor-schwingen.

*

Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben, und neige dein Herz mit Fleiß dazu. Sprüchw. 2. 2. — Wo die Weisheit dir zu Herzen geht, daß du gerne und mit Freude lernest: so wird dich guter Rath bewahren, und Klugheit wird dich behüten, daß du nicht gerathest auf den Weg der Bösen, noch unter die verkehrten Schwärzer, welche die rechte Bahn verlassen, und finstere Wege gehen. Sprüchw. 2. 10—13. — Jeder, der vom Vater hört und lernt, kommt zu mir. Jesus bei Joh. 6. 45. — Jeder erhält etwas zur Ruganwendung, worin der Geist verflchtbaret wird. I. Kor. 12. 7. — Werdet mehr und mehr reich in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beste sey. Philp. 1. 9—10.

Weil Jugendzeit so schnell entflieht,
Mit ihrer Lust von hinnen zieht;
Ist's nöthig, daß ihr daran denkt,
Was später euch noch Freuden schenket:
Und das ist Kunst und Wissenschaft,
Und reiner Tugend hohe Kraft.

Liebe, kindliche.

Eine der edelsten und heiligsten Pflichten, auf deren Ausübung wir von der Natur selbst geleitet werden, ist Uebung der kindlichen Liebe. In der schönen Erwähnung der heiligen Schrift: »Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld — Sir. 3. 9. — vernimmt jeder denkende und führende Mensch die allgemeine Stimme der Menschlichkeit und zugleich des Schöpfers Gebot. Es ist so natürlich, daß auf Liebe und Wohlthun Gegenliebe und Dankbarkeit folge, daß man denjenigen, in welchem dieses nicht ist, als ein Scheusal der Natur betrachtet. Wo sollte dieses nun mehr statt finden, als zwischen Aeltern und Kindern? Die Aeltern sind nach Gott des Kindes größte Wohlthäter, ihnen haben sie das Vorzüglichste, das Meiste zu verdanken. Mit welcher Mühe, mit welcher Anstrengung, Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Treue sorgen die guten Aeltern für euch, liebe Kinder? Mit welchen großen Opfern suchen sie euer Wohlsyn zu befördern, euer Glück zu gründen? Darum ist es auch eure heilige Pflicht, daß ihr die Wohlthaten, welche sie euch erweisen, erkennet, euch innig an sie anschließet, ihr Wohlergehen wieder befördert, und Alles anwendet, um sie glücklich, heiter und froh zu machen, mit einem Worte: ihr solltet als gute Kinder sie herzlich und treu lieben, und diese Liebe allezeit und überall im Leben zeigen. Was für Kinder wären wohl solche, die von der unendlichen Liebe ihrer Aeltern nicht gerührt, nicht zur Gegenliebe entflammt würden? Solche Kinder, die sich nicht bestreben, auf alle Weise ihre Gegenliebe zu erkennen zu geben? — Kinder vermögen doch nie völlig zu vergelten, was die guten, liebevollen Aeltern an ihnen thun und gethan haben: um so mehr sollen sie jede Gelegenheit ergreifen, wo sie von ihrer großen Schuld etwas abtragen können. Gute, liebevolle Kinder üben daher, vom heißen Triebe eines von Liebe und Dank erfüllten Herzens getrieben, getreu und allezeit mit Freuden, selbst mit großen Opfern, die Pflichten der kindlichen Liebe. Zur Ehre der Menschheit giebt es schöne und rühmliche Beispiele treuer

Kindlicher Liebe, die als edle Denkmale in der Geschichte aller Völker und Zeiten aufbewahrt sind. Obret nun einige derselben, die ich zur Ermunterung und Nachahmung euch erzählen will, recht aufmerksam an.

1. Die kindliche Liebe nimmt den innigsten Antheil an dem Schicksale der Aeltern, hilft, unterstützt, scheuet keine Mühe, kein Opfer, um die Aeltern glücklich zu machen.

Ein Jüngling, Namens von Egtdy, war in Dresden unter den adelichen Kadetten, und erhielt, außer seinem Unterhalte, von seinem Vater monatlich einen Dukaten Zuschuß. Er war sehr häuslich und sparsam, und hatte sich daher zum Anfange einer kleinen Bibliothek 5 Dukaten erspart. Da hörte er, daß seinem Vater ein sehr großer Wasserschaden zugestoßen sey, der seine Felder verwüstet, die Gebäude zerstört; selbst viel Vieh getödtet habe. Vom tiefsten Schmerz über das Unglück seines Vaters durchdrungen, schreibt er ihm einen sehr liebevollen, rührenden Brief, tröstet ihn mit so richtigen und guten Gründen, als manche erwachsene, mit den höhern Wissenschaften vertraute Männer vielleicht nicht zu thun im Stande gewesen wären, und — überschickte ihm die ersparten 5 Dukaten mit der Bitte, sie zum Ankaufe eines Stückchen Viehes anzunehmen. Zugleich ersucht er seine Aeltern, ihm in Zukunft weiter keinen Zuschuß mehr zu schicken, indem er sich so einrichten wolle, daß er mit seinem Unterhalte wohl auskäme. Er bat noch einmal, gar nicht weiter daran zu denken, ihm etwas schicken zu wollen, sondern nur dahin zu sehen, daß sie sich wieder das zu ihrer Wirthschaft nöthige Vieh anschaffen könnte.

Der gerührte Vater gab diesen Brief der verwittweten Frau Hofmarschallin von Reknitz zu lesen, um ihrem Herzen eine Freude zu machen. Sie läßt ihn abschreiben, und schickt ihn an ihre Tochter, die Gräfin von Dallwitz, und so kam er bis zum Kurfürsten. Der gütigste und vortrefflichste Fürst, von dessen Tugenden, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe jeder überzeugt war, der ihn kannte, laß ihn mit Thränen in den Augen, machte den edlen Jüngling augenblicklich zum Of-

er in Island, und später kreuzte er wieder im mittelländischen Meere auf Schiffen, die einer seiner Verwandten auf eigene Kosten gegen die Mahomedaner und Venetianer ausgerüstet hatte. Hier gerieth in einem hitzigen Gefechte sein Schiff in Brand, der Jüngling stürzte sich beherzt ins Meer, und erreichte durch Schwimmen nach großer Anstrengung das Land. Columbus ging dann nach Portugal, und fand in Lissabon Landsleute und Verwandte. Er lernte dort einen verdienten Seefahrer kennen, der an der Entdeckung von Madeira Theil genommen hatte, und bei sehr ausgebreiteten Kenntnisse treffliche Charten und Instrumente besaß. Diese benützte Columbus sorgfältig, um sich immer größere Bildung zu verschaffen, und überzeugte sich bald durch Untersuchungen über die Beschaffenheit unsrer Erde, daß, wie sein kühner Geist schon früher geahnet hatte, auch der andere Theil der Weltkugel Land enthalten müsse. Er suchte um Unterstützung zur Entdeckung jenes Landes an, scheute keine Hindernisse, keinen Spott, und unternahm die Reise durch die unbegränzten Wassermüsten, und siehe — am 11. October 1492 entdeckte er Land, und war auf der Insel Guanahani. Er schiffte dann später wieder nach Portugal, und wieder nach dem neu entdeckten Lande, mußte aber für seinen Eifer viele Verfolgungen ausstehen, und starb zu Valladolid am 20. Mai 1506. Er war einer der merkwürdigsten Männer, die je gelebt haben, ein Mann, dem wir die wichtige Entdeckung eines neuen Welttheiles, viele Bequemlichkeiten und Kenntnisse, die wir ohne ihn nicht haben würden, zu verdanken haben.

6. Paul Sarpi war zu Venedig den 15. August 1552 geboren. Die Erziehung und das Beispiel seiner Mutter erweckte in dem talentvollen Knaben frühe schon Liebe zu den Wissenschaften und Gefühl für Religion und Tugend. Er kam dann, als er etwas herangewachsen war, unter die Aufsicht eines Verwandten, der mit strengster Sorgfalt seinen vorzüglichen Kopf und sein gutes Herz auszubilden suchte. Der kleine Sarpi benützte diese Unterweisung mit außerordentlichem Fleiße. Er ging sehr sparsam mit der Zeit um, liebte keine tändelnden Spiele, keine leichtfertigen Poesien, ernste Beschäf-

tigungen sprachen ihn allein an, er lernte unermüdet, erwarb sich schon in der Jugend außerordentliche Kenntnisse, und that Alles mit Nachdenken. Was ihn aber, nebst der Achtung, welche Jedermann seiner Kenntnisse wegen ihm schenkte, zugleich auch liebendwürdig machte, war, daß er sich auf seine Kenntnisse nicht viel zu gut that, sondern sehr bescheiden war. Wenn Andere viel von seiner Geschicklichkeit rühmten, so suchte er die Vorstellungen hiervon zu verkleinern. Von seiner Aufmerksamkeit und dem frühzeitigen Streben, immer mehr Kenntnisse sich zu verschaffen, ist dies ein Beweis, daß er seinem Lehrer Caspella, einem Manne von großer Wissenschaft, manche Einwürfe machte, die ihn oft bewogen, seine Ansichten und Meinungen zu ändern. Zuletzt gestand er, er könnte seinen Schüler nichts mehr lehren.

In seinem 14ten Jahre trat Garpi in den Orden der Serviten. Er kam in das Collegium zu Padua, wurde Doctor der Theologie, und in seinem 26ten Jahre Vorsteher seines Ordens, Generalprocurator, und erwarb sich überall allgemeine Hochachtung. Er zog sich aber Feinde zu, weil er sein Vaterland gegen unrechtmäßige Angriffe verteidigte; ja man strebte ihm sogar nach dem Leben, und der Cardinal Bellarmine, welcher ihn, ungeachtet verschiedener Ansichten, hochachtete, warnte ihn, auf seiner Duth zu sehn, und er zog sich von dort an in sein Kloster zurück, und starb am 14. Januar 1623. Er war einer der edelsten und wahrheitsliebendsten Männer seiner Zeit und Kirche, und einer der würdigsten geschichtlichen Schriftsteller Italiens. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der Kirchenversammlung von Trient.

7. Blasius Pascal war zu Clairmont in Frankreich am 19. Juni 1623 geboren. Er verrieth in den frühesten Kinderjahren, als er kaum sprechen konnte, durch die passendsten Antworten und sinnigsten Fragen eine ungemeine Geisteskraft und vorzügliche Lernbegierde. Er war einziger Sohn des Präsidenten der Grafenkammer, der ihn, da er, kaum 3 Jahre alt, seine Mutter verlor, außerordentlich liebte und selbst unterrichtete. Die Familie zog nach Paris, und immer freier und herrlicher entwickelte sich der Knabe. Vorzüglich beschäf-

tigte sich der kleine Pascal gerne mit Dingen, die ein anhalten- des Nachdenken erforderten. Der Vater, der den Unterricht selbst leitete, suchte es daher zu verhindern, daß ihm so viel als möglich die Mathematik unbekannt bleibe, aus Besorgniß, der Eifer, mit dem sich sein Sohn dieser Wissenschaft widmen möchte, könne ihn von der Erkennung der übrigen, und der Sprachen abhalten. Er verbarg also alle mathematische Bücher sorgfältig vor dem Knaben, und vermied es auch, in Gegenwart seines Sohnes über Mathematik zu sprechen. Er belehrte ihn vielmehr über Sprache und Sprechbar, damit es desto schneller Fortschritte machen sollte, was auch geschah. Er gab ihm Aufschluß über wunderbare Naturscheinungen und Wirkungen, und mußte stets des Knaben Scharfsinn und richtigen, gerade auf die Wahrheit eindringenden Verstand bewundern, der immer selbst nachforschte, wo es ihm nicht deutlich genug war. Allein dem jungen Pascal konnte es denn doch, bei aller Vorsicht seines Vaters, nicht verschwiegen bleiben, daß es eine Mathematik gebe. Seine Wissbegierde wurde dadurch nur noch mehr rege gemacht, und er bestürmte seinen Vater, ihm auch Unterricht in dieser Wissenschaft zu geben, oder ihm doch wenigstens zu erklären, womit sie sich beschäftige. Da sagte ihm endlich der Vater: sie lehre, richtige Figuren zu zeichnen, und die Verhältnisse unter solchen aufzufinden und zu bestimmen; jedoch verbot er ihm zugleich, sich damit zu beschäftigen.

Der junge Pascal sann nun von diesem Augenblicke beständig nach, was es wohl eigentlich für eine Bemerkung mit dieser Erklärung habe, und brachte alle seine Mußstunden allein in einem selten benutzten Saale zu. Hier zeichnete er mit Kohlen mannichfaltige Figuren auf den Fußboden, und strengte sich an, das Verhältniß zwischen ihnen aufzufinden. Da er die Namen dieser Figuren nicht wußte, so erfand er selbst solche. Einen Zirkel nannte er ein Rundes, eine Linie eine Stange. Aus den Vergleichen dieser Figuren folgte er. Lehrsätze, ging darauf zu Beweisen über, und kam dadurch von einem Satze zum andern. Als er einst mit dieser Arbeit beschäftigt war, trat der Vater zufällig in den Saal. Der Sohn, vertieft in seiner Beschäftigung, wurde ihn eine ge-

raume Zeit lang nicht gewahr. Der Vater war überrascht, der Sohn erschrad bei dem Anblicke seines Vaters, aus Furcht vor dem väterlichen Unwillen über seinen Ungehorsam. Aber der Vater unterdrückte sein Mißvergnügen, und fragte ihn endlich nur: wie er denn auf alles dies gekommen sey? Der Sohn gab ihm hierüber Auskunft, indem er von Satz zu Satz rückwärts gieng, und der Vater erstaunte über den Scharfsinn desselben. Die freudige Ueberraschung war so groß, daß er schweigend den Saal verließ, und zu einem Freunde, einem großen Mathematiker, gieng, und ihm seine Entdeckung mittheilte. Dieser rieth ihm, den Anlagen und Fähigkeiten seines Sohnes nicht ferner Zwang anzuthun.

Nun gab der Vater seinem Sohne die mathematischen Anfangsgründe des Euklides, eines berühmten Lehrers dieser Wissenschaft. Der junge Pascal las dieses Buch mit weit größerem Vergnügen und größerer Aufmerksamkeit, als Kinder in seinem Alter Feenmärchen zu lesen pflegen. Alle seine Erholungsstunden widmete er von dieser Zeit an der Erlernung der Mathematik. Die Wahrheit, die in dieser Wissenschaft herrscht, hatte einen ganz besondern Reiz für ihn. Er machte in ihr daher solche Fortschritte, daß er schon in seinem 16ten Jahre eine ausgezeichnete scharfsinnige Abhandlung von den Kegelschnitten schrieb; er ließ sie aber, unbekümmert um Ruhm, trotz aller Aufforderungen, nicht drucken. Unterdessen studierte er auch Sprachen, Denklehre, Naturlehre und andere philosophische Wissenschaften so unermüdet und angestrengt, daß bereits im 18ten Jahre seine Gesundheit untergraben war. Pascal arbeitete aber dennoch immer fort, und erwarb sich großen Ruhm. Er wurde später ganz von dem, ihm ohnehin eigenen, kindlich-religiösen Glauben durchdrungen und geleitet, war äußerst rein und gewissenhaft, dem Könige treu, und näherte nie in seinem Herzen das Andenken an erduldeten Beleidigungen. Er starb, nachdem er mit aller Ehrfurcht, selbst mit vielen Thränen die heilige Kommunion empfangen hatte, am 19. August 1662.

8. Jakob Benignus Bossuet wurde den 27. September 1627 zu Dijon, im Departement des Goldhügels,

geboren. Er war sechs Jahre alt, als sein Vater sich in Metz niederließ, um als Rath in das dort errichtete Parlament zu treten; der junge Bossuet blieb aber mit seinem Bruder zu Dijon im Jesuitencollegium. Der Knabe hatte eine außerordentliche Begierde, sich nützliche Kenntnisse und wahre Bildung zu verschaffen, und er gab alle Merkmale, daß er mit der Zeit ein ausgezeichnete Mann werden würde. Zufällig kam ihm eine lateinische Bibel in die Hände, deren Lesung einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. In seinem siebenten und achten Jahre lernte er ganze Reden auswendig, und hielt sie sodann mit vieler Annehmlichkeit. Da eine vornehme Dame dies erfahren hatte, wollte sie ihn gerne selbst hören, und machte auch einige angesehene und gelehrte Männer, die sich des Abends bei ihr versammelten, darauf aufmerksam. Der junge Bossuet wurde zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht geholet, und hielt seine Rede mit vieler Dreistigkeit und Annehmlichkeit. Ein würdiger Kopf, der zugegen war, sagte in Ansehung der Jugend dieses Predigers, und der Stunde, in welcher er seine Rede gehalten hatte: «Ich habe in meinem Leben weder so zeitig, noch so spät predigen gehört.» Diese Rednerfähigkeiten waren für die Aeltern des jungen Bossuet Grund genug, ihn von seiner Kindheit an zum geistlichen Stande zu bestimmen. Mit unermüdetem Eifer lag er den Wissenschaften ob, besuchte in seinem fünfzehnten Jahre das Kollegium von Navarra, dessen Großmeister Nikolaus Cornet ihn bald so lieb gewann, daß er ein Vergnügen darin fand, mit jenem ernstern Wohlwollen, welches der Jugend hochachtungsvolle Liebe einzuflößen geschickt ist, den Geist des Jünglings zu bilden. Bossuet studierte unter Anleitung dieses würdigen Lehrers mit rastlosem Eifer, und legte in seinem sechzehnten Jahre die glänzendsten Proben seiner Beredsamkeit ab. Er zeichnete sich überall durch seinen frommen Wandel, seine hinreißende Beredsamkeit, und seinen edlen Charakter aus; ward der Lehrer eines königlichen Prinzen, erster Almosenier der Kronprinzessin, Bischof von Meaux (Moh), und königlicher Staatsrath. Alle seine Zeit war unter seine Studien und die Ausübung seiner Amtspflichten getheilt, und nur

selten und auf wenige Augenblicke erlaubte er sich Erholungen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er unter seiner Gemeinde zu, in deren Schooße er starb, im Jahre 1704. Er hatte unzählig viel Gutes gestiftet.

So viel Achtung kann sich ein Mensch erwerben, so viele Schätze für Geist und Herz sammeln, und so viel Gutes wirken, wenn er in der Jugend mit Eifer an der Bildung seines Geistes und der Vereblung seines Herzens arbeitet.

9. Valentin Jamerai Düval war der Sohn eines armen Bauern in dem kleinen Dorfe Artonay in Champagne (Schampain), und geboren im Jahre 1695. Er war zehn Jahre alt, als sein Vater starb. Krieg und Hungersnoth verwüsteten damals Frankreich, und Düvals Mutter flehte in ihrem Elende oft zum Himmel um den Tod ihrer Kinder, deren Hunger sie nicht stillen, deren Blöße sie nicht bedecken konnte.

Unter so äußerst armseligen Umständen gewöhnte sich Düval schon als Kind an eine harte Lebensart, und selbst an den Mangel der allerersten und nöthigsten Bedürfnisse. Er konnte kaum Lesen, als er im 12ten Jahre seines Alters bei einem Bauern seines Geburtsortes in Dienste trat, und von ihm zum Hüter junger kalekutischer Hühner angestellt wurde. Eines kleinen Vergehens wegen wurde er aus dem Dienste gejagt, und weil er im Dorfe keinen andern finden konnte, und seiner Mutter auch nicht zur Last fallen wollte, so beschloß er, sein Glück weiter zu suchen.

Er verließ seinen Geburtsort im größten Elende im Jahre 1709, gerade zu Anfang des wegen seiner Kälte berücktigten Winters, der ihn auf seiner ersten Reise aus seinem Geburtsorte mit mächtigem Grimme, und in einem Zustande, der ohne denselben schon kläglich genug gewesen wäre, verfolgte. Auf dieser Reise wurde er krank. Unweit Brie fand er auf einem Pachtgute Aufnahme; da erwartete er, von den heftigsten Schmerzen gefoltert, in einem Schafstalle den Tod. Er bekam die Pocken oder Blattern. Seine gräßliche Gestalt hielt die Schafe doch nicht ab, ihn zu besuchen. Da er nun nicht Kräfte genug hatte, sie von sich wegzujagen, so kamen die Schafe, sein Gesicht abzulecken, wobei ihn die Raubheit ihrer Zungen fürch-

terliche Qualen ausstehen ließ. Weniger seiner selbst, als vielmehr der armen Schafe willen, that er sein Möglichstes, ihren grausamen Schmeicheleien auszuweichen; denn er befürchtete sie anzustecken, da er nicht wußte, daß das Blatterngift nur auf Menschen wirke. Welch ein edler Zug in dem Charakter des verlassenen jungen Dúval! Nach vielen Leiden und Mühseligkeiten wurde er wieder hergestellt, und ging, sich selbst überlassen, seiner Wege, um Dienst zu suchen. Um sich her sah er nichts als Jammer, Theurung und Hungersnoth, klägliche Folgen theils des strengen Winters, theils des damals noch herrschenden spanischen Erbfolgekrieges wegen. In Beziehung auf diesen sagte Dúval: »Während man mit brennendem Eifer sich angelegen seyn ließ, so vielen Rationen auf beiden Halbkugeln einen Herrn zu geben, war ich immer nicht im Stande, einen für mich selbst zu finden.« Nach vielen Beschwerden und Unfällen bekam er bei einem Schäfer in dem Dorfe Élézantine an den lothringischen Gränzen Dienst. Da war er zwei Jahre. Von da nahm er seinen Weg nach den vogelfischen Gebirgen, fand am Fuße derselben eine Einsiedelei, bei deren Bewohner, Palemon, er sich einige Zeit aufhielt, wo er einige Nahrung für seine Lernbegierde, noch mehr aber für seinen religiösen Eifer fand. Er vertauschte jedoch diesen Ruheplatz mit dem zu St. Anne bei Lüneville. Vier Eremiten nahmen ihn auf, und gaben ihm zur Huth sechs Kühe; allein dieser Dienst hielt ihn nicht ab Nützliches zu lernen und seinen Geist zu bilden; ein kleines Mittel dazu waren einige Bände der blauen Bibliothek. Es gelang ihm endlich lesen, schreiben und rechnen vollkommen zu lernen. Ein Abriß der Arithmetik, der in seine Hände fiel, interessirte seinen lernbegierigen Geist aufs neue. In der Stille eines Waldes erhielt er die ersten Ideen von Astronomie, oder Kenntniß der Himmelskörper, und von der Geographie, oder Kenntniß und Beschreibung der Erde. Einige Eparten, ein Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befestiget, war der ganze Apparat des lern- und wißbegierigen Knaben. Nur Geld fehlte ihm, um sich jenen Unterricht zu verschaffen, nach dem er durstete. Er sann auf Mittel; er kündigte den Thieren des Waldes den Krieg an, und verfolgte sie mit einem

unglaublichen Muth. Der Verkauf der erlegten Thiere verschaffte ihm nach einigen Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thaler. Eine glückliche Begebenheit machte ihn noch etwas vermöglicher. Er fand ein goldenes gestochenes Petschaft, und ließ es durch den Prediger bekannt machen. Ein Engländer, Namens Forster, meldete sich als Eigenthümer; doch erhielt es dieser nur unter der Bedingung zurück, daß er dem Finder das Wappen genau erkläre. Erstaunt belohnte ihn Forster so reichlich, daß seine nach und nach aus seinen Jagdgeldern angeschaffte Bibliothek bis auf 200 Bände sich vermehrte, dagegen er aber auf sein Aeußeres auch nicht das Mindeste verwendete.

Während seiner Studien bekümmerte sich Duval freilich wenig um seine Heerde, und die Eremiten wurden darüber unwillig. Ja einer derselben drohte ihm sogar mit dem Verbrennen seiner Bücher. Dies empörte Duvals Gemüth. Er ergriff eine Feuerschaufel, trieb damit den Bruder aus seiner eigenen Wohnung, und schloß sich in dieselbe ein. Die andern Brüder und der Superior kamen; aber Duval öffnete nicht eher die Thür, als bis sie mit ihm eine förmliche Uebereinkunft gerichtlich abgeschlossen hatten, worin seine Herrn ihm völliges Vergessen alles Vorgefallenen geloben, und täglich 2 Stunden zum Studiren zugestehen mußten, dagegen er ihnen für Kleidung und Kost noch 10 Jahre zu dienen versprach.

Nun war Duval gesichert, und eifriger, als je, setzte er seinen Selbstunterricht in dem Schatten des Waldes fort, wo die Kühe friedlich weideten. So umgeben von seinen Landcharten, fand ihn einst der Graf von Vidampierres, Oberhofmeister bei den lothringischen Prinzen Leopold und Franz. Man machte ihm den Vorschlag, seine Studien bei den Jesuiten zu Pont a Mousson fortzusetzen; aber er nahm das Erbieten nur unter der Bedingung an, daß seine Freiheit dadurch nicht beschränkt würde. Er machte bald so große Fortschritte, daß der Erzherzog Leopold beschloß, ihn näher an sich zu ziehen; er nahm ihn selbst mit nach Paris im Jahre 1718, um den Eindruck zu beobachten, den diese neue Welt auf ihn machen würde. Allein Duval äußerte mit vieler Freimüthigkeit: daß alle diese Pracht der Hauptstadt und ihre Opern noch weit hinter der

Majestät des Sonnenauf- und Untergangs zurückblieben. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Leopold zu seinem Bibliothekar und zum Professor der Geschichte auf der Akademie zu Lüneville. Diese Stelle und der Unterricht, den er den dort studirenden jungen Engländern gab, unter welchen sich auch der berühmte Lord Chatham (Pitt) befand, verschafften ihm bedeutende Einnahmen.

Die sitzende Lebensart eines Gelehrten zog ihm aber bald eine schwere Krankheit zu. Bei einer im Jahre 1752 zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit vorgenommenen Reise nach Paris ging er durch seinen Geburtsort Artonay. Hier kaufte er seine väterliche Hütte, die eine seiner Schwestern aus Armuth verkauft hatte, wieder an sich, ließ sie bis auf den Boden niederreißen, und führte an deren Stelle ein dauerhaftes, bequemes steinernes Gebäude auf, womit er der Gemeinde zur unentgeltlichen Wohnung ihres Schulmeisters ein Geschenk machte. In einem kleinen Dorfe in der Nachbarschaft von Artonay, wo er keinen Brunnen fand, ließ er einen auf seine Kosten graben. Auch dem alten Klausner, der ihm die ersten Begriffe vom Lesen und Schreiben beigebracht hatte, bezeugte er seine Dankbarkeit dadurch, daß er ihm sein elendes, baufälliges Haus von neuem aufführen und verschönern ließ.

Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er mit der ihm anvertrauten Bibliothek nach Florenz, wo er 10 Jahre lang war. Im Jahre 1748 kam Düval auf den Ruf Kaiser Franz des I. nach Wien, wo ihm die Aufsicht über das kaiserliche Medaillenkabinet anvertraut wurde; denn die Kenntniß der Münzen, die er zu Lothringen gelehrt hatte, war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, und von ihm sehr kultivirt. Weil man seine Liebe zu einem ungezwungenen Betragen schon kannte, so wurde er von allem Hofcerimoniel losgesprochen. Dieser Hang zu einem freien Benehmen, und eine rastlose Thätigkeit und Wißbegierde blieben bis auf seinen letzten Augenblick herrschende Züge seines Charakters. Seine mit so ausdauerndem Fleiße erworbenen Kenntnisse, so wie sein vortrefflicher Charakter verschafften ihm die Auszeichnung,

zum Lehrer des damaligen jungen Erzherzogs Joseph, nachmaligen Kaisers, ernannt zu werden; allein er lehnte diesen Antrag unter künftigen Gründen von sich ab. Demungeachtet blieb ihm die kaiserliche Familie immer sehr gemogen. Bei aller Achtung aber, welche Düval von dem kaiserlichen Hofe und auch von der russischen Monarchin genoß, die ihm ansehnliche Geschenke schickte, und mitten unter dem Hofleben, das ihn umgab, blieb Düval dennoch seiner wahrhaft ländlichen Einsalt getreu, entfernte sich in keinen Stücken von seinem ersten Plane, und das einfache, natürliche Wesen seines Äußeren war eben so groß, als die ungeschmückte Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe seiner Seele. Er starb am 3. November 1775.

So weit kann man sich durch rastlosen Fleiß und Studium aus dem verlassensten, armseligsten Zustande empor-schwingen.

*

Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben, und neige dein Herz mit Fleiß dazu. Sprüchw. 2. 2. — Wo die Weisheit dir zu Herzen geht, daß du gerne und mit Freude lernest: so wird dich guter Rath bewahren, und Klugheit wird dich behüten, daß du nicht gerathest auf den Weg der Bösen, noch unter die verkehrten Schwärzer, welche die rechte Bahn verlassen, und finstere Wege gehen. Sprüchw. 2. 10—13. — Jeder, der vom Vater hört und lernt, kommt zu mir. Jesus bei Joh. 6. 45. — Jeder erhält etwas zur Nutzenwendung, worin der Geist verflüchtbar wird. I. Kor. 12. 7. — Werdet mehr und mehr reich in allerlei Erkenntniß und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beste sey. Philp. 1. 9—10.

Weil Jugendzeit so schnell entfliehet,
Mit ihrer Lust von hinnen zieht;
Ist's nöthig, daß ihr daran denket,
Was später euch noch Freuden schenket:
Und das ist Kunst und Wissenschaft,
Und reiner Tugend hohe Kraft.

Liebe, kindliche.

Eine der edelsten und heiligsten Pflichten, auf deren Ausübung wir von der Natur selbst geleitet werden, ist Uebung der kindlichen Liebe. In der schönen Ermahnung der heiligen Schrift: »Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld — Sir. 3. 9. — vernimmt jeder denkende und führende Mensch die allgemeine Stimme der Menschlichkeit und zugleich des Schöpfers Gebot. Es ist so natürlich, daß auf Liebe und Wohlthun Gegenliebe und Dankbarkeit folge, daß man denjenigen, in welchem dieses nicht ist, als ein Scheusal der Natur betrachtet. Wo sollte dieses nun mehr statt finden, als zwischen Aeltern und Kindern? Die Aeltern sind nach Gott des Kindes größte Wohlthäter, ihnen haben sie das Vorzüglichste, das Meiste zu verdanken. Mit welcher Mühe, mit welcher Anstrengung, Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Treue sorgen die guten Aeltern für euch, liebe Kinder? Mit welchen großen Opfern suchen sie euer Wohlseyn zu befördern, euer Glück zu gründen? Darum ist es auch eure heilige Pflicht, daß ihr die Wohlthaten, welche sie euch erweisen, erkennet, euch innig an sie anschließet, ihr Wohlergehen wieder befördert, und Alles anwendet, um sie glücklich, heiter und froh zu machen, mit einem Worte: ihr solltet als gute Kinder sie herzlich und treu lieben, und diese Liebe allezeit und überall im Leben zeigen. Was für Kinder wären wohl solche, die von der unendlichen Liebe ihrer Aeltern nicht gerührt, nicht zur Gegenliebe entflammt würden? Solche Kinder, die sich nicht bestreben, auf alle Weise ihre Gegenliebe zu erkennen zu geben? — Kinder vermögen doch nie völlig zu vergelten, was die guten, liebevollen Aeltern an ihnen thun und gethan haben: um so mehr sollen sie jede Gelegenheit ergreifen, wo sie von ihrer großen Schuld etwas abtragen können. Gute, liebevolle Kinder üben daher, vom heißen Triebe eines von Liebe und Dank erfüllten Herzens getrieben, getreu und allezeit mit Freuden, selbst mit großen Opfern, die Pflichten der kindlichen Liebe. Zur Ehre der Menschheit giebt es schöne und rühmliche Beispiele treuer

Kindlicher Liebe, die als edle Denkmale in der Geschichte aller Völker und Zeiten aufbewahrt sind. Höret nun einige derselben, die ich zur Ermunterung und Nachahmung euch erzählen will, recht aufmerksam an.

1. Die kindliche Liebe nimmt den innigsten Antheil an dem Schicksale der Aeltern, hilft, unterstützt, scheuet keine Mühe, kein Opfer, um die Aeltern glücklich zu machen.

Ein Jüngling, Namens von Egidy, war in Dresden unter den adelichen Kadetten, und erhielt, außer seinem Unterhalte, von seinem Vater monatlich einen Dukaten Zuschuß. Er war sehr häßlich und sparsam, und hatte sich daher zum Anfange einer kleinen Bibliothek 5 Dukaten erspart. Da hörte er, daß seinem Vater ein sehr großer Wasserschaden zugestoßen sey, der seine Felder verwüstet, die Gebäude zerstört; selbst viel Vieh getödtet habe. Vom tiefsten Schmerz über das Unglück seines Vaters durchdrungen, schreibt er ihm einen sehr liebevollen, rührenden Brief, tröstet ihn mit so richtigen und guten Gründen, als manche erwachsene, mit den höhern Wissenschaften vertraute Männer vielleicht nicht zu thun im Stande gewesen wären, und — überschickte ihm die ersparten 5 Dukaten mit der Bitte, sie zum Ankaufe eines Stückchen Viehes anzunehmen. Zugleich ersucht er seine Aeltern, ihm in Zukunft weiter keinen Zuschuß mehr zu schicken, indem er sich so einrichten wolle, daß er mit seinem Unterhalte wohl auskäme. Er bat noch einmal, gar nicht weiter daran zu denken, ihm etwas schicken zu wollen, sondern nur dahin zu sehen, daß sie sich wieder das zu ihrer Wirthschaft nöthige Vieh anschaffen könnten.

Der gerührte Vater gab diesen Brief der vermittelnden Frau Hofmarschallin von Reknitz zu lesen, um ihrem Herzen eine Freude zu machen. Sie läßt ihn abschreiben, und schickt ihn an ihre Tochter, die Gräfin von Dallwitz, und so kam er bis zum Kurfürsten. Der gütigste und vortrefflichste Fürst, von dessen Tugenden, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe jeder überzeugt war, der ihn kannte, laß ihn mit Thränen in den Augen, machte den edlen Jüngling augenblicklich zum Of-

kür, und schenkte ihm Equipage und die Besoldung; bis er einrückte, aus seiner Kasse. So belohnte Gott auf der Stelle die kindliche Liebe.

2. Ein junges Mädchen sprach einst dem Kaiser Joseph II. auf der Straße um eine milde Gabe an, da er des Abends spazieren ging. Das arme Kind zerfloß fast in Thränen, und brachte seine Bitte nur schüchtern vor. Der Kaiser fragte nach der Ursache seiner Thränen, und das Mädchen sagte ihm: ihr Vater wäre Hauptmann gewesen, und im Kriege geblieben; hätte aber gar kein Vermögen hinterlassen. Die Mutter wäre krank; sie selbst hätte bisher alle ihre Kräfte angestrengt, um durch ihre Arbeit der kranken Mutter Unterhalt und Verpflegung zu verschaffen, aber ihre Kräfte wären zu schwach. — So sprach das gute Kind, und vergoß von neuem einen Strom von Thränen, welche kindliche Liebe und Sorgfalt ihr erpreßten. Doch wußte dasselbe nicht, daß es mit dem Kaiser redete. Der Kaiser fragte nun, ob sich die Mutter noch nicht an den Kaiser gewendet habe? — Das Mädchen antwortete: „Ach! können unsere Klagen bis zu seinem Throne dringen?“ Der Kaiser versprach ihr, eine Fürbitte für sie einzulegen. Er gab sich für einen Lieutenant aus, und sagte: er wäre an dem kaiserlichen Hofe in Diensten, und wohne im Schlosse; sie sollte nur den folgenden Tag in das Schloß zu ihm kommen. Zugleich sagte er ihr einen erdichteten Namen, nach welchem sie fragen sollte, und ging fort.

Den andern Tag um die bestimmte Zeit kam das Mädchen in das kaiserliche Schloß, und fragte nach dem Lieutenant, wobei sie den Namen nannte, den ihr der Kaiser gesagt hatte. Nun war zwar kein Offizier im Schlosse, der so hieß: aber die kaiserlichen Bedienten, die schon vorher unterrichtet waren, führten das Mädchen gerade in das Zimmer des Kaisers. Stellt euch nun vor, wie das arme Kind erschrak, als es den Monarchen erblickte, und sah, daß es eben derselbe sey, mit dem es den Abend vorher geredet, und den es für einen Lieutenant gehalten hatte. Vor Schrecken und Erstaunen konnte es kein Wort hervorbringen. Der freundliche Monarch aber

faßte das Mädchen bei der Hand, und sagte zu ihm: «Hier, meine Tochter, sind 300 Dukaten für deine Mutter, 500 für deine kindliche Liebe und dein Zutrauen zu mir, und hier eine Anweisung für euch beide zu einem jährlichen Gehalt von 500 Thalern!»

Treue kindliche Liebe bleibt nicht unbelohnt.

3. Zu Halle lebte eine arme Wittwe, Namens Knöchel. Obgleich sie durch allerlei Handarbeiten nur wenig verdienen konnte, so nahm sie doch von Zeit zu Zeit einige ganz verworfene und verlassene Kinder zu sich, unterrichtete sie in allen weiblichen Arbeiten, die sie selbst verstand, theilte ihr kleines Verdienst mütterlich mit ihnen, und sorgte so nach allen Kräften für der Kinder weiteres Fortkommen. Selbst im Lesen und in der Religion unterrichtete sie ihre Pfleglinge mit aller Sorgfalt. Diese gute Frau hatte einen einzigen Sohn, Namens Karl, anfangs Soldat unter dem Halle'schen Regimente, dann aber zur königlichen Garde nach Potsdam berufen, weil er sowohl durch seine körperliche Größe und Schönheit, als durch seine musterhafte Aufführung sich bereits zu Halle ausgezeichnet hatte. Diesen geliebten Sohn aus der Nähe zu verlieren, hielt die alte Mutter für das größte Unglück, obgleich eben hieraus das größte Glück und die höchste Freude entspringen sollte. Denn im Jahre 1793, wo die Preußen Mainz belagerten, und auch König Friedrich Wilhelm II. mit seiner Garde vor dieser Festung stand, erhielt die gute Wittwe folgenden Brief von ihrem Sohne, der ein Beweis von dessen kindlicher Liebe war.

«Bielgeliebte Mutter! Mit welchem Vergnügen ergreife ich die Feder, Euch die Freude zu beschreiben, die nun mit der Hülfe Gottes den ersten Grundstein zu Euerem künftigen Glück festgesetzt hat. Gott hat mein inbrünstiges Gebet erhört, und nun denke ich Euch bald aus Eurer betrübten Lage zu reißen. Unser guter König kennt nunmehr Euer armseligen Umstände. Ich selbst mußte ihm erzählen, wie betrübt Ihr als eine kranke Frau leben müßet. Die Umstände ereigneten sich auf folgende Art: — Ich hatte die Woche bei unserm Monarchen, und gegen Abend kamen Ibro Majestät:

aus ihrem Zimmer in den Hof, wo ich Schildwache stand. Der König fragte mich gleich: «Nun, wie geht's?» Ich antwortete: «Sehr gut, Ihre Majestät.» Nun fragte er mich weiter nach allen meinen Umständen, und zuletzt auch, ob ich noch eine Mutter hätte? — Nun war es Zeit. Ich antwortete mit Ja, und stellte dem Könige gleich Euer ganze Lage vor. Nun sagte er: «Mein Sohn, ich will deiner Mutter helfen; nur muß sie noch so lange Geduld haben, bis diese Unruhen vorbei seyn werden.» Er ermahnte mich darauf, daß ich mich ferner gut aufführen sollte, und ging dann wieder nach seinem Zimmer. Den andern Tag ließ der König mich herankommen, schenkte mir vier Friedrichsd'or, und befahl mir, sie der Mutter zu übersenden, bis er weiter Gelegenheit haben würde, sie ferner zu versorgen. Ich dankte ganz unterthänig in Euerem Namen, und Gott weiß es, wie mein Herz voll Freude war. Behelfet euch nun einstweilen mit dem Gelde, und betet für unsern guten König, wie ich auch thue.»

Es waren kaum einige Wochen verflossen, so folgte ein zweiter Brief.

«Bielgeliebte Mutter! Da ich jetzt schreibe, dünkt mir immer noch, als wenn ich an einem angenehmen Traume mich ergötzte. Mutter, liebe Mutter! Ich muß euch die Freude melden, daß mich am 8. dieses (Juni's) unser guter König zu sich kommen ließ, und als ich kam, zu mir sprach: «Mein Sohn, ich schenke dir ein Adergut in Westphalen. Wunsche es lange Zeit gesund!» Freudenthränen flossen aus meinen Augen, und ich stand als ein Stummer da. Der Herr geheime Kämmerer kam auf mich zu, wünschte mir Glück, und sagte: «Das Gut trägt jährlich etwas Ordentliches ein, und ist über 1000 Thaler werth.» Auch Ihre Hoheit der Kronprinz war sehr gnädig, drückte mir die Hand, und wünschte mir einen langen Genuß desselben. Liebe Mutter, nun verschwinden alle mich so sehr quälenden Gedanken Eueres Elendes. Gott danke ich, der nun mein Gebet erhört und mich so reichlich gesegnet hat. Nun, beste Mutter, verwandelt Euer traurigen Tage in Tage der Freude. Gott weiß, wel-

den großen Antheil ich an Euerem Wohlseyn nehme. Sehet
recht wohl. Ich verbleibe

Bodenheim den 19. Junius 1793.

Euer

bis in den Tod gehorsamer und dankbarer Sohn

Karl Rudel.

4. In Frankreich ist ein Flecken Namens Roste, welcher
ehedem jährlich einen Rekruten stellen mußte. Es war üblich,
daß die jungen Leute alle miteinander loofeten, und welchen
das Loos traf, der ward Soldat. Im Jahre 1784 war der
dritte Juni zum Loosen bestimmt. Ein junger Bursche, Na-
mens Wignot, der seinen alten Vater mit der Arbeit seiner
Hände ernährte, dachte, wenn das Loos etwa ihn träfe, so
müßte sein guter Vater Mangel leiden. Er erbot sich also
gegen seine Kameraden, daß er, ohne zu loosen, freiwillig
Soldat werden wolle, wenn ein Jeder von ihnen ihm etwas
an Geld zur Entschädigung gäbe. Die Andern nahmen diesen
Vorschlag mit Freuden an, und Jeder gab ihm einen Thaler,
worauf er wirklich Soldat ward. Anfangs glaubte man, er
hätte vielleicht Lust zum Soldatenstande gehabt, oder hätte es
aus Geldbegierde gethan. Allein man sah bald, daß man sich
geirrt hatte; denn kaum hatte der Jüngling das Geld empfan-
gen, so trug er die ganze Summe zum Schultheißen, und bat
ihn, dasselbe seinem alten Vater nach und nach, wie er es
nöthig hätte, zuzustellen. Er hatte also seine Freiheit ver-
kauft, damit er sicher wäre, daß es seinem Vater am nöthi-
gen Unterhalte nicht gebrechen könnte.

5. Im Winter 1788 ward die alte Mutter des Johann
Konrad Herwig, Tagelöhners auf dem von Hugo'schen Rit-
tergute Großschneen bei Göttingen, sehr gefährlich krank.
Ihr hochbefahrter Ehemann kam fast nicht von der Seite der
Leidenden, und war untröstlich bei dem Gedanken: in seinem
hohen Alter die Gefährtin seines langen Lebens zu verlieren.
Einst, als der alte Christoph Herwig eben auch am Bette
der guten Leidenden saß, kam der Herr Pfarrer des Ortes,
um die Kranke zu besuchen. Der Greis hatte sich die Augen
roth geweint, und der Geistliche suchte ihn zu trösten. „Ach,

Herr Pfarrer,“ rief er, und rang die abgezeigten Hände — „hier auf dem Bette liegt meine bisherige Erbssterin; wenn nun Gott sie zu sich nimmt, wer wird sich eines alten, schwachen Greises annehmen, wer will meine beiden jüngeren Kinder versorgen, wovon eines sehr schwächlich ist?“ — Da sprang sein Sohn Konrad vom Weberstuhle, der, wenn es keine Tagelöhner-Arbeit giebt, ihn beschäftigte, hervor, und rief: „Ich, lieber Vater! Seyd nur zufrieden, Ihr sollt an mir die Hülfe und Stütze wieder haben, die Ihr an meiner Mutter verliert. Und wenn ich auch arbeiten sollte, daß das Blut mir aus den Nügeln sprizte, so sollt Ihr doch keine Noth im Alter leiden!“ — „Recht gut, mein Sohn,“ — sagte der Greis — „aber wenn ich alter Mann nun deiner Mutter nachfolge, wie wird es alsdann meinen beiden unerzogenen Kindern gehen?“ — Er meinte hiermit eine schwächliche Tochter von 16 Jahren, und einen zehnjährigen Sohn. Da antwortete der wackerere Sohn: „Auch diese will ich nicht verkommen, bis sie entweder als Diensthoten ihr Brod verdienen, oder sich selbst ernähren können.“ Der Vater schien sich zu trösten, und bald darauf starb seine geliebte Kranke. Konrad wiederholte darauf sein Versprechen, und that noch mehr, als er versprochen hatte; denn er entlehnte eine Geldsumme, wovon er seiner Mutter ein so anständiges Leichenabgängniß hielt, als es im Dorfe nur immer gebräuchlich war, welches dem betrübten alten Wittwer ein sehr großer Trost war. Von diesem Augenblicke an übernahm der gute Konrad ganz allein die Sorge für die Familie, die aus sechs Personen bestand. Er bezahlte die Hausmieth und alle Abgaben, und schaffte die nöthigen Lebensmittel und Kleidungsstücke an; da sein Vater, außer seinem monatlichen Gnadengehalte von einem Thaler, nichts Eigenes hatte. Diese kleine Beihülfe, und die geringe Mithülfe zweier jüngeren Geschwister abgerechnet, verdiente der Sohn Alles mit seiner Handarbeit. So sauer auch sein Beruf als Tagelöhner war, so stand er doch immer sehr früh auf, um noch vorher etwas auf seinem Weberstuhle zu verdienen, und selbst in der Mittagsstunde und des Abends, nach vollendetem Tagewerke, benützte er jede Gelegenheit, um bei

redlicher Geschäftigkeit mit einem kleinen Nebenverdienste sein gegebenes Wort zu erfüllen. Der Herr Pfarrer, ein gewissenhafter, rechtschaffener Geistlicher, hatte oft Gelegenheit, Zeuge von dem eisernen Fleiße dieses liebevollen Sohnes zu seyn, wobei er dann öfters den Wunsch äußerte, daß manche Kinder und Mietlinge von Berufsarbeitern bei diesem emsigen, braven Konrad Herwig in die Schule gehen möchten.

So trocknete die kindliche Liebe und Treue des Sohnes die Thränen wieder, welche der hinwinkende Greis zuweilen in seiner Kammer weinte, und versüßte sein Alter.

6. Eine Familie in dem fürstlich Windischen Dorfe Grenzhausen war schon lange Zeit von den härtesten Leiden und Unglücksfällen heimgesucht. Sie hatten zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche letztere aus dem Hause verheirathet war. Die Frau lag an der schmerzhaftesten Krankheit darnieder, die schon 14 Jahre gedauert hatte, wodurch sie des Gebrauchs aller ihrer Glieder beinahe beraubt wurde, und wenn sich der Schmerz einstellte, binahe von allen Sinnen kam. Der Vater war ein ziemlich bejahrter Mann, der seine Geschäfte, seines Alters und der Krankheit seiner Frau wegen, auch nicht mehr verrichten konnte. Alle Hausgeschäfte und Feldarbeiten lagen also auf dem Sohne. Dieser verrichtete sie mit der größten Unerdrossenheit, und suchte das Hauswesen in gutem Stande zu erhalten. Bald darauf ward aber diese Familie noch mehr heimgesucht. Der Vater bekam ein schreckliches Geschwür an rechten Backen. Die angewandten Mittel waren alle vergebens, der Schade nahm immer zu, und fraß weiter um sich. Dieses Unglück vermehrte nicht nur die Arbeit des Sohnes, sondern auch seine Sorge für den Vater.

Da das Unglück überhand nahm, so wurde das Haus, wo der Mann und die Frau unter den größten Schmerzen jammerten, gemieden, und zur Reinigung der edelhaften Wunde wollte sich Niemand mehr verstehen. Fast die ganze rechte Seite bis an den Hals war fürchterlich anzusehen, und schon wuchsen Würmer in den Wunden; auch der Geruch war äußerst empfindlich. In dieser traurigen Lage bewies der Sohn eine

seltene kindliche Liebe, und that, was schwerlich jedes Kind thun würde. Er wusch und reinigte seinem Vater die Wunde täglich etliche Mal, suchte die Würmer zu tilgen, schnitt, da kein Rasiermesser mehr gebraucht werden konnte, ihm mit einer Scheere den Bart ab, damit er nicht entsteht werde. Da der Unglückliche keine Speise mehr genießen konnte, suchte ihm der Sohn durch ein Röhrchen etwas Brühe zur Nahrung beizubringen. Tag und Nacht hob und pflegte er den kranken Vater. Er allein wachte ganze Nächte durch am Bette, und verließ auch den Tag über, außer wenn es die nöthigsten Geschäfte erforderten, die Krankenstube nicht. Dies that er alles ohne einige Aufmunterung von andern Menschen, aus reiner Liebe zu seinem Vater, bis dieser sein trauriges Leben endete. Oft betete er auch mit dem Leidenden, oder las ihm aus einem Erbauungsbuche vor. Als endlich der Tod dem jammervollen Leben des Vaters ein Ende machte, beweinte und betranerte ihn der Sohn von ganzem Herzen.

7. Ein braver Bürger von St. Domingo, der zwar kein Verbrechen begangen hatte, aber reich war, wurde auf die Liste der Geächteten gesetzt. Die Rasenden, die noch frech genug waren, sich den Namen Patrioten beizulegen, während sie ihre Hände mit dem Blute der besten Bürger besudelten, verklagten ihn als einen Feind des Gemeinwohles, und er wurde mit einer Menge anderer Unglücklichen zum Tode verurtheilt. Zum Glück war dieser edle Kolonist Vater, und zwar Vater einer kleinen Tochter voll Muth, Zartgefühl und Kraft. Als man ihn aus dem Schoße seiner Familie herausriß, begleitete ihn das Kind mit dem heldenmüthigen Entschlusse, das Schicksal seines Vaters, sey es auch noch so furchtbar, zu theilen. Schon waren dem Verurtheilten, den man unter die ersten hinzurichtenden Schlachtopfer gestellt hatte, die Augen verbunden und die Hände zusammen geschnürt; schon richteten die Mordgehilfen ihre Waffen auf den Unglücklichen, der, aller Hoffnung beraubt, sich zum Tode bereitete; siehe — da hatte die weise und gütige Vorsehung für ihn eine lebenswürdige Rettershand außersehen! In dem Augenblicke, als das Zeichen zur Abfeuerung des Ge-

schädes gegeben wurde, sprang ein kleines Mädchen hervor, mit dem Geschrei: Mein Vater! ach, mein Vater! — Umsonst sucht man das Kind der Todesgefahr zu entreißen, umsonst versucht man Drohungen, nichts vermag dasselbe aufzuhalten, nichts es zu schrecken. Es springt seinem Vater entgegen, umschlingt seinen Körper, drückt ihn fest an sich mit seinen kleinen Armen, und erwartet den Augenblick, wo sie mit dem Urheber ihres Lebens sterben wird. „O meine Tochter, theueres Kind, einzige süße Hoffnung deiner jammernden Mutter, die bald Wittwe seyn wird“ — ruft dem Kinde der Vater zitternd und unter Thränen zu, — „fliehe, ich beschwöre Dich, ich befehle es Dir!“ — „O mein Vater!“ erwiderte das Mädchen, — „laß mich, wir sterben zusammen!“

Wie stark ist doch die Gewalt der Tugend, selbst über die sonst gefühllosesten Gemüther! Dieses unerwartete Ereigniß entwaffnet den Befehlshaber bei der Mordscene. Vermuthlich war er selbst Vater. Die Stimme der Verwundung, der Aufruf zum Mitleid ertönt plötzlich im Innern seines Herzens. Unter einem scheinbaren Vorwande entzieht er den Unglücklichen der Todesstrafe, und befiehlt, ihn in Gesellschaft seines Kindes nach dem Gefängnisse zurück zu führen. Ein Augenblick Aufschub ist bisweilen sehr kostbar. Bald gewann die Sache ein anderes Ansehen, der gute Vater wurde frei gelassen, und von diesem glücklichen Tage an ergriff er jede Gelegenheit, mit der größten Rührung die heldenmüthige That seiner kleinen, kaum zehnjährigen Tochter zu erzählen.

8. Ein wackerer Offizier, Herr von Rhomburg, hatte sich eine Zeit lang in einer Stadt in Schwaben auf Werbung aufgehalten. Als er den Befehl erhielt, wieder zu seinem Regiment zurückzukehren, meldete sich noch am Abend vor seiner Abreise ein sehr schön gewachsener junger Mensch, und verlangte angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten wohlherzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern. Der Offizier schrieb dieses seiner jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte, was er wohl besorge?

« Daß Sie mich abweisen, » war die Antwort, und indem er dies sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

« Nicht doch! » sagte der Offizier; « Ihr seyd mir viel mehr sehr willkommen. Wie könnt Ihr so etwas besorgen? »

« Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermuthlich zu hoch vorkommen wird. »

« Und wie viel verlangt ihr denn? » fragte der Offizier.

« Keine niedere Habsucht, — antwortete der junge Mensch, — sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, 100 Gulden zu fordern; ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben. »

« Hundert Gulden, » — antwortete der Offizier, — « sind zwar viel, aber Ihr gefällt mir; ich glaube, daß ihr euere Pflicht thun werdet, und ich will nicht mit Euch handeln. Hier sind sie; morgen reisen wir fort. » — Und er zahlte ihm die hundert Gulden.

Der junge Mensch war entzückt; er bat darauf den Offizier, daß er ihm erlauben möchte, nach Hause zu gehen, um erst eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach, in einer Stunde wieder da zu seyn. Der Herr traute seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen. Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches, Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte, so trieb ihn seine Neugierde an, ihm in der Ferne zu folgen. Er sah ihn eilends nach dem Stadtgefängniß laufen, wo er ankam, und eingelassen wurde. Der Offizier verdoppelte seine Schritte, und hörte, da er an die Thüre des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden.

« Hier ist, » — sagte er, — « das Geld, um dessen willen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es bei Euch nieder, und nun führet mich zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreien. » Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Offizier blieb noch ein wenig stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach. Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen

Thränen beneßt, ohne ein Wort zu reden. Es vergingen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde. Gerührt ging endlich dieser auf sie zu, und sagte zu dem Alten: «Beruhiget Euch! Ich will Euch eines so braven Sohnes nicht berauben. Lasset mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner edlen Handlung. Er ist frey; es reuet mich die Summe nicht, wovon er einen so schönen Gebrauch gemacht hat.»

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen; dieser weigerte sich, anfangs, die ihm angebotene Freiheit anzunehmen. Er bat den Offizier, ihn mitzunehmen; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so menschenfreundlichen Herrn nicht gerne beschwerlich gefallen seyn. Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte, führte Beide an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bei seiner Abreise das frohe Bewußtseyn mit sich, zwei Unglückliche, die es zu seyn so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

9. Unweit dem Vierwaldstätter See in der Schweiz, welcher sich zwischen Stansstadt und dem Coperberge hin erstreckt, lebte im sogenannten «äußeren Felde» in stiller Verborgenheit, ein redlicher Greis, Kaspar Engelberger, genannt der alte Frommli, weil er in früheren Jahren dieses gewesen war bei der Landmiliz. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der jüngere Sohn war mit der Sicht behaftet. Diesen und den alten Vater verpflegten die beyden ältern Kinder. Da brachen 1798 die französischen Horden in die Schweiz ein, um auch dieses glückliche Land zu unterjochen und zu verderben. Der redliche Greis vernahm mit Entsetzen diese schreckliche Kunde, und da ihm die Ehre und Freiheit seines Vaterlandes viel lieber waren als das Leben, so raffte er, als die Sturmglocke alle wehrhaften Männer und Jünglinge unter die Waffen rief, sich auf, ergriff seine alte Frommel und wirbelte den Sturmmarsch mit solcher Kraft, daß Berg und Thal wiederhallten. Der ältere Sohn zog mit den Scharfschützen aus; nur Anna blieb zurück, um des kranken Bruders zu warten.

Der Morgen des furchtbaren 9. Septembers erschien. Der überlegene und kriegsfundigere Feind überwältigte auch den heftigsten Widerstand des heldenmüthigen Häusleins der Unterwaldner; diejenigen, welche den Kampf überlebt hatten, retteten sich in die Hochgebirge; der alte Kaspar schleppte sich nach seiner Hütte zurück; aber sogleich war auch der nachdringende, wüthende Feind da. Der Greis sollte Geld schaffen; das hatte er nicht. Während er Schränke und Thüren öffnete, um dem gierigen Franzosen das vergebliche Nachsuchen zu erleichtern, hörte er hinter sich einen Schuß fallen, und erblickte seinen kranken Sohn neben der Schwester sich im Blute wägend, wurde aber sogleich auch selbst durch Bajonnetstiche und Kolbenstöße zu Boden geworfen und blieb ohnmächtig liegen. Der Schrecken hatte auf Anna so heftig gewirkt, daß sie, ohne zu wollen, unwillkürlich entfloh und sich versteckte. Als sie aber das Knistern und Proffeln der Hütte hörte, die von den Feinden unterdessen in Brand gesteckt worden war, eilte sie wieder hervor, half dem Greise, der wieder zur Besinnung kam, auf die Füße und führte ihn ins Freye. Aber kaum hatten sie die flammende Hütte verlassen, so stürmte auch schon ein neuer Franzosenhaupe daher. Einer, der ein recht böser Mensch war, zuckte schon den Säbel, um den Greis niederzuhauen, als die Tochter den schwankenden Vater mit beiden Armen umschlang und rief: „Mich bringe um, du Unmensche! Das steht dir frei; aber so lange ich lebe, meineu Vater nicht!“ Ueber diesen Heldennuth des Mädchens erstaunt, sprang einer der edleren Franzosen, — deren es zu Ehre der Menschheit unter ihnen denn doch mehrere gab, — hervor, schlug dem Mörder den Säbel aus der Hand, und rettete die edle Anna und ihren Vater in ein Schiff, das sie nach Luzern in Sicherheit brachte. So fand sich der gute Alte mit einem Male alles seines Eigenthums beraubt, hinausgeworfen aus seinem heimatlichen Thale und dem ungewissen Schicksale Preis gegeben. Aber die Noth sollte jetzt ein Ende haben; so hatte die ewige weise Vorsehung beschlossen. Der Greis und seine Tochter fanden gottesfreundliche Aufnahme bei guten Menschen. Der Kriegskurm brandte

vorüber. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts ging wieder ein freundlicher, trostreicher Morgen über den Bergen und Thälern der Schweiz auf. Was die französischen Horden in Schutt und Grauß gestürzt hatten, das baute christliche Großmuth und vaterländischer Treusinn wieder auf. Der alte Engelberger erlebte noch das Aufblühen seines zertretenen Vaterlandes, und genoß in seinem neu aufgezimmertern Häuschen bei Stansstadt noch manche Tage der harmlosen Ruhe, bis er, von der treu liebenden Tochter gepflegt, sie im Frieden beschloß.

10. Während des dreißigjährigen Krieges, der in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts so verheerend in Deutschland wüthete, wurden besonders auch die Länder am Rheine schwer heimgesucht. Dieses empfand hauptsächlich die Markgrafschaft Baden in dem Jahre 1634 nach der Schlacht bei Nördlingen. Obgleich nach dieser Schlacht mehrere deutsche Fürsten von dem Bündnisse mit Schweden und Frankreich zurückgetreten waren, so blieb doch der Markgraf von Baden, Friedrich V., demselben treu. Dadurch kam aber auch sein Land in die größte Gefahr; denn die siegreichen Heere des Kaisers Ferdinand drangen nun nach dem Rheine vor, und verfahren überall mit jener Grausamkeit, mit welcher man damals zu haufen pflegte. Der Markgraf selbst ergriff die Flucht, und begab sich nach Straßburg; und gleich ihm suchten viele seiner Untertanen in fremden Ländern, hauptsächlich jenseits des Rheins, ihre Zuflucht, oder verbargen sich in Bergschluchten und Felsenklüften.

Zu jener Zeit lebte in Pforzheim als Amtskellner und Landschaftsbeirath Kaspar Maler mit mehreren Geschwistern und mit seiner hochbetagten Mutter, die bei großer Altersschwäche nur mit der größten Mühe noch in die nahe Kirche gehen konnte. Als das feindliche kaiserliche Heer in die Nähe von Pforzheim kam, und die meisten Einwohner dieser Stadt die Flucht ergriffen, so beschloß auch Maler, auf dem linken Rheinufer Rettung seines Lebens und seiner vorzüglichsten Habe zu suchen. Aber bei diesem Entschlusse stand die Frage, wie man die liebe Mutter fortbringen solle?

Wagen und Pferde waren nirgends zu haben, weil Jeder, welcher dergleichen besaß, sie selbst benützte, um sich und das Seinige in Sicherheit zu bringen. Zwar rieth die Mutter ihren Kindern, nur sich selbst eiligst zu retten und sie daheim zu lassen, weil ihr hohes Alter sie schon hinlänglich gegen die Gewaltthaten der Feinde sichern werde; allein die guten Kinder wollten ohne die Mutter nichts von Rettung und Sicherheit wissen.

In dieser Verlegenheit dachte Maler an einen kleinen Wagen, der auf seinem Hofe sich befand, und freudig rief er aus: »Jetzt weiß ich wie zu helfen ist!« Er holte sogleich das Wägelchen herbei; die Geschwister beeilten sich, auf demselben der Mutter einen bequemen Sitz zu bereiten, packten das Hauptsächlichste ihrer Habe zusammen und traten die Reise in Gottes Namen an, indem abwechselnd einige den Wagen zogen, die andern das Gepäck trugen. Ihr Eifer, die Mutter zu retten, und ihre kindliche Liebe ließen sie keine Beschwerden empfinden, und glücklich erreichten sie das linke Rheinufer, und fanden in Landau eine sichere Zuflucht. Mit Rührung und Bewunderung sahen die Bewohner dieser Stadt das edle Benehmen dieser guten Kinder, und in der Achtung und Liebe der Landauer empfingen Maler und seine Geschwister schon einen Theil der Belohnung, die Gott den guten Kindern verheißen hat. Noch größeren Lohn aber mußte ihnen das Gefühl, ihre Pflicht erfüllt und die Mutter gerettet zu haben, so wie das Bewußtseyn, daß Gottes Wohlgefallen nun um so mehr auf ihnen ruhen werde, ertheilen.

11. In jener unglücklichen Zeit, wo die schrecklichste Revolution über Frankreich so viel Unheil verbreitete, zeichnete sich unter den vielen edlen Mädchen und Kindern auch die Tochter des Herzogs von Carcaffoucault als ein Muster kindlicher Liebe und Treue aus. Auch dieser schuldlose Greis wurde zugleich mit seiner Tochter von den unerfättlichen Bürgern zum Tode verdammt, und zwar ohne Anklage und Verhör. Aber ein treuer, ehemaliger Diener, jetzt ein armer, ehrlicher Handwerker, verbarg den guten Herrn in einem Winkel seiner Hütte, während die Tochter in einem abgelegenen Städt-

chen ein Versteck gefunden hatte. Es wurde jedoch das ganze Vermögen des Herzogs eingezogen, und der nun plötzlich Verarmte erlag fast unter dem drückendsten Mangel. Als die Tochter dieses erfuhr, beschloß sie sogleich, ihre eigene Sicherheit und Wohlfahrt für des Vaters Erhaltung zum Opfer darzubringen.

Ein General, der es mit den Revolutionsmännern hielt, zog eben damals in die Stadt ein, wo sie im Versteck lebte. An diesen schrieb sie: „Wohin nur die Stimme der Natur dringt, da hat eine Tochter das Recht, das Mitleid der Menschen für ihren Vater anzuflehen. Ich war mit meinem Vater dem Tode bestimmt. Ich that, was ich konnte, ihn zu retten. Dem Mordbeile habe ich ihn entzogen; aber vor dem Hungertode kann ich ihn nicht schützen. Er hat sein ganzes Vermögen eingebüßt; er schmachtet im Elende, ist ohne Kleidung und ohne Brod; nicht einmal zu betteln darf er wagen. Wenn ich länger schwiege und er indessen des langsamsten und schrecklichsten Todes sterben würde, so würde die Schuld über mein Haupt kommen. — Sehen Sie, Bürger-General, den Jammer meiner Lage! Es sey mir erlaubt, mich zum Opfer für meinen Vater darzubringen. Ich nehme Ihre Großmuth in Anspruch. Mit Freuden werde ich das Blut gerüst besteigen, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie meinen Vater retten wollen.“

Der General, innigst gerührt, eilte sogleich an den Ort, welchen sie ihm hatte anzeigen lassen, versprach seinen Beistand, und, da bald nachher die Pariser Tyrannen gestürzt wurden, bewirkte er es, daß nicht nur das Todesurtheil aufgehoben, sondern auch dem Herzoge sein ganzes Vermögen zurückgegeben wurde.

12. Ein mit Waaren und Reisenden beladenes Schiff, welches nach Zverdun fuhr, war bei einem entsetzlichen Sturmwinde in Gefahr, jeden Augenblick von den Wellen verschlungen zu werden. Die Schiffleute wandten alle ihre Kräfte an, das nächste Ufer zu erreichen. Peter Marthe war einer von den Schiffen. Sein Sohn David eilt nach dem Dorfe gegen welchem über das Schiff versinken wollte. Er sieht

seinen Vater der drohendsten Gefahr ausgesetzt, und das durch die Winde fortgetriebene Schiff sich immer mehr vom Ufer entfernen. Sogleich steigt in ihm der edle Gedanke auf, seinem Vater in der Noth beizukommen und ihn zu retten. Er springt in einen schlechten und sehr zerbrechlichen Rachen; umsonst wollen sich viele Leute seinem so kühnen Unternehmen widersetzen. Sein Herz versichert ihn, daß Rettung nicht unmöglich sey. Nach einer unglaublichen Arbeit von zwei Stunden gelangt er, mit der Hülfe eines einzigen kleinen Ruders, das er mit der einen Hand führt, indem er die andere gebraucht, um mit seinem Hute das eindringende Wasser wegzuschöpfen, — und indem er mit aller Kraftanstrengung wider die ganze Macht der Fluthen kämpft, zu dem Schiffe, auf welchem sein Vater ist. Schon haben sich die Reisenden genöthigt gesehen, einen Theil ihrer Waaren ins Wasser zu werfen, um das Schiff zu erleichtern, und um den Schiffbruch zu verhüten. Die Verzweiflung hat sich der Schiffleute bemächtigt. Der junge David Marthe spricht ihnen Muth zu, muntert sie durch sein Beispiel auf, und endlich erreichen alle Schiffleute glücklich das Ufer. Es ist um elf Uhr Nachts; sie haben 5 Stunden in einer so gefährlichen Lage zugebracht, und die Finsterniß vermehrt ihr Grauen und Schrecken. Aber nun braucht es wieder Hülfe, um die Reisenden auch aus Land zu bringen. Was thut David Marthe? — Er wirft sich ins Wasser, holt ein Schifflein und frische Schiffleute, arbeitet dem Schiff entgegen, und in zwei Fahrten war Alles gerettet. Wie viel vermag doch eine rechte, aufrichtige Liebe.

13. Zu Nistín, einem Städtchen in Rußland in der Statthaltertschaft Katharinoslaw, war Tjernikow ein ehrlicher Zollnehmer, als die Kaiserin Katharina II. regierte. Zufrieden mit seinem Amte, das er treu und fleißig verwaltete, lebte er mit seiner Frau und der Tochter Nadyda sehr glücklich. Mit ganzer Seele hing dieses Mädchen an ihren Aeltern, und war ihnen besonders sehr gehorsam. Oft fiel sie ihnen um den Hals, und sagte mit Rührung und Herzlichkeit: „O wie lieb habe ich euch, guter Vater, gute Mutter!

Ich werde Euch immer Freude machen! » Daß Sie ihre Aeltern unendlich liebe, bewies Sie durch eine außerordentliche That.

Allgemein beliebt war Tzernikow, und wegen seinem redlichen Charakter und der Treue im Dienste nannte man ihn nur den Ehrenmann von Niktin. Allein, sein Glück wurde durch einen Feind untergraben. Es war ein Kaufmann von Chersan, der durch Schleichhandel im Einverständnisse mit einigen Zollbeamten sehr reich wurde. Dieser Kaufmann wollte nun auch Tzernikow, wie seine Vorfahrer, bewegen, ihm zu seinem Schleichhandel behülflich zu seyn, und versprach ihm viel Geld. Tzernikow stugte, und sagte beim Anblicke des Geldes, um das er seine Ehrlichkeit und Treue verkaufen sollte: » Mag es Ihr Ernst seyn, oder nicht; genug, nie werde ich wider meine Pflicht handeln. Wagen Sie es nie mehr, mir etwas anzubieten, was Ihre Person entehrt, und mein Gewissen verlegen würde. Ich habe keinen Sinn für Ungerechtigkeit. »

Betroffen und mit verbissenem Grimme über das Fehlschlagen seiner niederträchtigen Pläne antwortete der Kaufmann: « Sie werden es bereuen, » — griff haßhämlich nach der Thüre, und trug Rache in seinem bösen Herzen. Stürzen mußte der Zöllner zu Niktin, der auf diese Art einem so reichen Kaufmann begegnete. Er schickte dem Fürsten Potemkin, der bei der Kaiserin viel vermochte, kostbare Geschenke, und warnte in dem Schreiben vor dem Zöllner Tzernikow zu Niktin, als einem bösen Manne, der ärgerlich von der Kaiserin und dem Fürsten gesprochen hätte. Potemkin überbrachte der Kaiserin den Brief, und kurze Zeit darauf wurde Tzernikow gefangen gesetzt. So kann die Bosheit oft triumphiren, bis die Vorsehung sie schrecklich straft. Tzernikow faste sich, tröstete Frau und Kind; doch Beide konnten sich nicht von dem geliebten Vater trennen, und unter Seufzern und Thränen wandelte die leidende Unschuld ins Gefängniß.

Tzernikow dachte über die Ursache seiner Verhaftung nach; keiner Schuld fühlte er sich bewußt: aber jene Worte des gewinnlüstigen Kaufmanns — Sie werden es bereuen — gaben ihm den Aufschluß, daß jener Glende seines Unglücks Quelle sey; doch tröstete er sich damit, daß die Stunde auch

ihm schlagen werde, in welcher seine Unschuld bekannt würde. Er wollte sich verantworten, allein man gab ihm den Befehl, nach Sibirien zu gehen. Ein schreckliches Urtheil, in ein furchtbar kaltes, ödes Land unschuldig verwiesen zu werden! Er ging, seine Frau und Rahyda mit ihm, nachdem ihre häuslichen Angelegenheiten besorgt waren. Die Einwohner des Städtchens, wo sie bis dahin so glücklich gelebt, bedauerten sie herzlich, gaben ihnen den letzten freundlichen Morgengruß, und begleiteten sie unter Thränen zum Thore hinaus.

Nach unzähligen Mühseligkeiten langten sie im rauhen Winter 1791, von einem rohen Gerichtsdiener begleitet, in Tobolsk, der Hauptstadt Sibiriens, an. Oft saß ihr Muth; aber wenn auch harte Schläge des Mißgeschicks sie trafen, so heiterte ein Blick auf ihre Tochter Rahyda sie wieder auf; sie war so sanft, so still duldend, und doch so munter, herzlich, lebendig auf der beschwerlichen Reise! Sie erhielten Wohnung, und etwas Feld zum Bearbeiten. Ein wackerer Mann, der menschenfreundliche Statthalter Watschisky, war der unglücklichen Familie hold, und suchte ihre harte Lage so angenehm als möglich zu machen. Tjernikow wurde ein glücklicher Jäger, erlegte viele Hermeline, Zobel und Füchse in Begleitung eines andern, edlen jungen Mannes, Namens Lupansky, der an diese Familie sich immer mehr angeschlossen, und nach und nach wurde ihnen die traurige Lage doch etwas leichter. Aber es dauerte nicht lange.

Der edle Statthalter Watschisky mußte nach Petersburg; es kam ein anderer an dessen Stelle, der vieles änderte. Auf seinen Befehl mußte Tjernikow mit 20 Verbannten nach dem Städtchen Mangascha wandern, einer Gegend, über 600 deutsche Meilen weiter, voll Eis und Schnee. Ein Donnerschlag für die gute Familie. «Gott ist unser Vater,» sagte Tjernikow, — «und er wird es auch seyn, wenn Alles sich zu meinem Unglücke verschwören sollte!» Sie blickten zum Himmel, reisten, besiegten mit Gott unbeschreibliche Hindernisse einer beschwerlichen Reise, durch die Wüste Barbients, Baraba, Tamsel, und kamen endlich zu Jeniseisk an, wo sie bei einem Kaufmanne freundlich aufgenommen wurden. Rahyda schloß sich

an dessen Töchter an, 14 Tage erholten sie sich hier, und setzten sich dann wieder auf ihre Schlitten. Ein Sturmwind verwehte ihnen allen Weg; sie wankten zwischen Leben und Tod; endlich nach vielen Leiden kamen sie nach Mangasäa. Da erhielten sie wieder Wohnung und Feld. Traurig blickten sie sich an, als sie die neue Hütte bezogen. „Gutes Muthes!“ rief Tzerailow, — „oft kommt man auf dem Dornenwege seinem Ziele näher, als auf dem Rosenpfade. Es lebt der alte Geth; nur recht auf ihn vertraut!“ Tzerailow wurde wieder Jäger, Fischer, und Frau und Tochter gewöhnten sich bald wieder an die Schrecknisse des Nordlandes. Nach 4 Jahren sagte Nahyda, die immer trauriger wurde: „Vater! auch in unserer Wüsteney hörte ich oft von unseres Kaisers Gerechtigkeit sprechen; ich will nach Petersburg, ihm zu Füßen fallen, und ihn um Gerechtigkeit für meinen guten Vater bitten. O lassen Sie mich reisen!“ Tzerailow machte der guten Tochter alle Vorstellungen, die Beschwerden, ihre Schwächlichkeit, kaum 12 Jahre alt; allein schluchzend sagte die Mutter: „Laß sie dahin reisen, guter Mann!“ Tzerailow schwieg, dachte nach und sprach: „Ja, reise! Tugend sey dein Schutzengel, Religion dein Trostgeist!“

Verbannte reisten, nach Vollendung ihrer Strafzeit, zurück; mit ihnen Nahyda nach erhaltener Erlaubniß. Ach! schwer war der Trennung Stunde. Alle drei konnten vor Schluchzen nicht sprechen. Bald umarmte sie den Vater, bald die Mutter; endlich bestieg sie den Schlitten, rief ihren lieben Aeltern ein herzerschütterndes Lebewohl zu, und wandelte mit einem Muthes, der sie alles Gute hoffen ließ, durch das öde Syberien.

Zu Tobolsk ruhte ihre Reisegeellschaft aus; allein Nahyda verfolgte ihre Reise mit Andruck des Tages ganz allein. Keine Witterung, sie mochte noch so kürmisch seyn, konnte sie dahin bringen, daß sie einen Ruhetag machte. Schon waren die Füße wund, und bald konnte das arme Mädchen ohne heftige Schmerzen nicht mehr auftreten. „Fort, sagte sie dann zu sich, — deine Aeltern ließen es sich oft sauer werden, wenn es ihre Tochter galt; du würdest nicht werth seyn,

deines Vaters Nahyda zu heißen, wenn du nur einen Augenblick zu seiner Rettung versäumtest.“ Und so machte sie einen Weg von 1000 Meilen, und traf in 8 Monaten zu Peterssburg ein.

Jetzt erst fühlte sie die Schmerzen ihrer Reise. Sie kehrte bei einem Gastwirth ein, sank auf einen Stuhl, und bat ganz entkräftet um Labung. Als sie sich erholt hatte, erzählte sie dem Wirth den Zweck ihrer Reise, sagte, daß sie ganz unbekannt sey, und bat ihn um Rath. Der Wirth rühmte die Fürstin Trubatzkoi, eine Schwester des ehemaligen Feldmarschalls Rumanzof, als eine wohlthätige Frau. Gleich am nächsten Morgen raffte Nahyda all ihre letzten Kräfte zusammen, und hinkte auf ihren wunden Füßen zur Fürstin hin. Die Fürstin nahm sie liebevoll auf. Nahyda erzählte unbefangen, vertraulich die Geschichte der Verbannung ihres Vaters, und schloß die Erzählung mit einer Wehmuth, die der Fürstin Thränen ins Auge drängte. Die Fürstin versprach Hülfe; sie ging zum kaiserlichen Rathe Kosodavlet, der den Prozeß untersuchte, aber nichts fand, als jenen elenden, verläumberischen Brief des Kaufmanns. Nahyda wiederholte die Geschichte, die zur Verbannung Anlaß gab, und deckte die Ursache der Verläumdung auf. Es wurde alles dem Kaiser berichtet, und Alexander befahl, daß Tjernikow sogleich befreit werden soll.

Nahyda war fast außer sich vor Freude. Der Kaiser ließ sie rufen. Die Fürstin begleitete sie mit zu Hofe. Kaum zeigte sich ihr der Kaiser, der auf sie zuing, so eilte sie ihm entgegen, fiel auf ihre Knie und dankte ihm für ihres Vaters Rettung. Alexander hieß sie aufstehen. Wie eine Frühlingsblume stand sie voll Unschuld und Offenheit vor ihm, und in ihrem Herzen lebte das Bewußtseyn einer edlen That. Als er lange recht freundlich mit ihr gesprochen hatte, verbeugte sie sich mit einer so sanften und freudenvollen Miene, daß er zur Fürstin sagte: „Ich zweifle, ob ich je mit einer so gutmüthigen Person gesprochen habe. Aus ihrem ganzen Gesichte spricht ein Herz ohne Falsch.“ Der Kaiser

und die Hofherren, die um ihn standen, schenkten ihr viel Geld.

Des andern Tages erhielt Nahyda einen kaiserlichen Befehl an das Oberpostamt, sie schleunigst von einer Post zum andern unentgeltlich zu führen. Dem Statthalter in Tobolsk wurde befohlen, den unschuldigen Tzernikow gleich von seinem Verbannungsorte nach Petersburg zu rufen, und ihn auf Kosten des Kaisers mit 4000 Rubel Reisegeld zu unterstützen. Schon war der Wagen für Nahyda auf des Kaisers Befehl vor der Thüre. Staunend über die schnelle Wendung der Sache, fiel sie jetzt ihrer großen Wohltäterin zu Füßen, dankte mit einer Herzensergießung, welche die Fürstin innigst rührte, stieg in den Wagen, und fuhr unter Freudenthränen zum Thore hinaus. Nach dritthalb Monaten kam Nahyda gesund und wohl wieder bei ihren Aeltern an. Die Freude derselben über ihre Tochter, über die unerwartete Rettung, und der Dank der aus ihrem Herzen für die Wohlthat des Kaisers und der Fürstin zum Himmel stieg, ist unbeschreiblich.

Mit aller Achtung wurde Tzernikow und seine Familie von dem Woywoden zu Mangascha und von dem Statthalter zu Tobolsk behandelt. Die Reise ging schnell und glücklich vor sich. Tzernikow kam nach Petersburg, wurde zum Kaiser gerufen, dem er den ganzen Verlauf der Sache erzählen mußte, und weil alle Zeugnisse, welche Alexander einholte, von der Rechtschaffenheit und Treue sprachen, die Tzernikow zu Nikitin bewiesen hatte, so beförderte er ihn zu einem höhern und ansehnlicheren Posten. Der elende Verläumder war indessen gestorben. Tzernikow lebte glücklich im Kreise der Seinigen, und seine edle, liebevolle Tochter wurde die Frau des edlen jungen Lupanowsky, welcher zum Wohle dieser Familie manches beitrug, als sie noch in der Verbannung war; er führt jetzt eine blühende Handlung zu Moskau. Einen solchen Muth gab kindliche Liebe und Treue einem schwachen Mädchen von 12 Jahren, daß sie eine ungeheure Strecke Weges zur Rettung ihrer Aeltern machen konnte. Wer staunet nicht, und freut sich? —

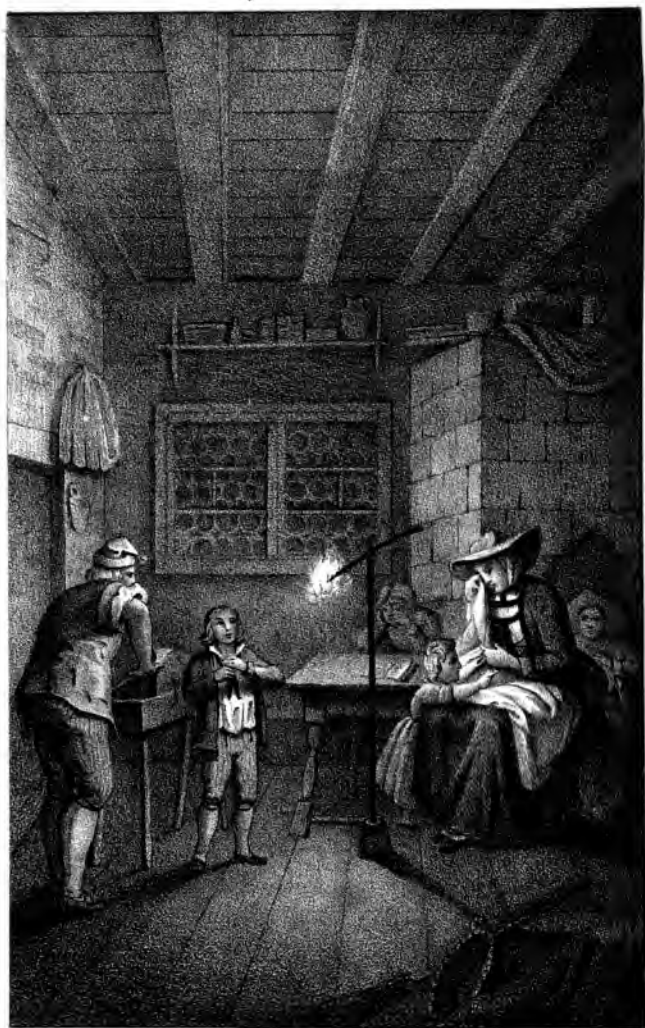
14. Es fiel einst in der nördlichen Schweiz und dem

angränzenden Tyrol ein so tiefer Schnee, wie man sich bei Menschen-Gedenken nicht erinnern konnte. Nach einer alten Schweizer-Chronik hat sich damals in der sogenannten Rauffluh unweit Rüdersweil in Graubünden folgende merkwürdige Begebenheit zugetragen, welche ein Beweis ist, wie groß die Macht der reinen kindlichen Liebe ist, welche für der Aeltern Wohl und Leben Alles, selbst das eigene Leben willig aufzuopfern bereit ist.

Ein in dortiger Gegend einsam gelegenes Haus wurde in einer Nacht vom Schnee so überschüttet, daß, als die Bewohner frühe aufstanden, der Schnee etliche Fuß höher lag, als das Häuschen war. Im ganzen Hause herrschte dicke Finsterniß; anfänglich wurde zwar ein Dehl-Lämpchen, in der Folge aber ein Stüd Kienholz angezündet, welches Letztere jedoch einen dicken Rauch verursachte. Kaum hatten die Leute vermocht, den Rauchfang einigermaßen mit Brettern und Reisholz zu bedecken, als eine Menge Schnee, vom Sturmwinde getrieben, durch denselben herab in die Küche fiel.

Die Bewohner, die aus einem armen Holzhauer mit seinem Weibe und vier Knaben bestanden, wurden nun in die äußerste Noth versetzt, indem ihr Vorrath an Nahrungsmitteln, der aus Käse, Brod und einigen Rüben bestand, sehr gering war. Sie hatten zwar eine kleine Strecke von ihrem Häuschen in einem Felsenkeller Erdfrüchte liegen, aber da es unmöglich war, dahin zu gelangen, so weinten und wehklagten die Kinder, weil es ihnen an Essen gebrach. Die guten Aeltern trösteten sie, und hießen sie beten, damit der liebe Vater im Himmel sie bald aus ihrer traurigen Lage befreien möge.

Es mochte ungefähr der sechste Tag ihrer Gefangenschaft seyn, und der dritte, daß sie nichts als Schneewasser gegessen hatten, da setzten sie sich enge zusammen, umarmten sich und weinten, und die Aeltern waren betrübt um ihre Kinder, und die Kinder um ihre Aeltern, so daß vor Schluchzen und großer Schwachheit kaum Jemand reden konnte. Doch Eines von den vier Kindern, das Älteste, ein Knabe von 13 Jahren,



blich gelassen, nahm sich herzhaft zusammen, und fieng gegen seine Aeltern mit Zuversicht also zu reden an:

«Liebe Eltern! Was ich nun zu Euch sagen werde, glaubet, es ist ein Gedanke vom Vater im Himmel. Eingedenk des frommen Isaaks, wie er dem Vater Abraham auf den Berg gefolgt und sich freiwillig dargegeben zum Opfer, weil es seines himmlischen Vaters Wille war; eben so will auch ich mir's zur Freude machen, mein Leben zu geben, damit Euer und meiner Geschwister Leben durch mich erhalten werde; aber zu dem lieben Gott vertraue ich, daß er desto gewisser mich zu sich nimmt, wenn ich solches für Euch erlitten habe.» Bei diesen Worten schlossen die liebevollen Aeltern den Knaben in ihre Arme, sahen einander lange an, ohne zu reden, weil dieser Gedanke so schrecklich, und doch die Noth der ganzen Familie so groß war, daß sie beinahe verschmachtete, indem keines von den Kindern mehr aufrecht stehen konnte, und sie kaum noch zu wehklagen vermochten.

Da sprach entschlossen der Vater: «Schwerlich glaube ich, daß dies Kind solches von sich selbst spricht, sondern der Wille des Allerhöchsten muß es seyn. Laßt uns daher unsern Vater im Himmel um Beistand und Erleichterung ansehn! Bis wir noch einmal geschlafen haben, mag ja Hülfe kommen, und kommt sie dann nicht, so möge es mir Gott verzeihen, was ich zu thun Willens bin; ich ertrag es nimmer, die drei unschuldigen Würmlein verderben zu sehen; stirbt ja doch ein Mensch auch in anderer Noth für die Seinigen, und wird gepriesen darum, wie sollt' er dann dasselbe thun in Hungers-
Qual?»

Ob solcher Rede befiel die Mutter ein schreckliches Grausen, sie verhüllte ihr Angesicht, und warf sich auf die Knie, um zu beten, daß das Leiden vorüber gehen möge, durch die Hand des Herrn. Alles folgte ihrem Beispiele. Der älteste Sohn aber blieb ganz getrost, daß es die Andern beschämt haben würde, wenn sie noch im Stande gewesen wären, es in Acht zu nehmen. Und aus innerem Herzenstrieb rief Er zu Gott, daß Er den Aeltern die Schuld vergeben wolle, weil

doch die allerhöchste Noth sie zu diesem Entschlusse gezwungen habe, und er, der Knabe, sich freudig dem Tode opfere.

Hierauf legten Alle sich schlafen, konnten aber, besonders die Aeltern, nur wenig Ruhe genießen. Es war eine recht traurige Nacht. Nachdem nun der Vater aufgestanden war, versuchte er, ob es möglich sey, ins Freie zu gelangen; aber umsonst. Der Vater nahm nun das Holzbeil, um es zu schärfen, konnte es aber vor Zittern kaum in der Hand halten. Da sprach der Knabe: «Seyd guten Muthes, liebe Aeltern! Heute dünkt es mich noch leichter zu sterben, als gestern, denn ich denke, daß ihr von meinem Fleische gewiß so lange lebet, bis man euch aus eurer Gefangenschaft erlösen wird, welches der Anfang des schmelzenden Schnees verkündiget». Indem nun der Vater mit naßem Auge auf sein Beil niedersah, und langsam aufstand mit schwermüthigem Seufzer, da schriean die Mutter und die drei jüngeren Kinder wie Verzweifelte; nur das älteste blieb unverzagt, lüftete seinen Halsfragen, um dem Beile eine leichtere Bahn zu machen, und zog sein Ködlein aus, damit es nicht vom Blute verdorben werde. Und so erwartete der gute Knabe aus kindlicher Liebe jeden Augenblick von des Vaters Hand den tödtenden Schlag. Allein, wenn die Noth am höchsten, ist Gottes Hülfe am nächsten!

Indem der Knabe kaum ausgeredet hatte, vernahm man von der Küche her einen Fall, als wenn die Schneelast den hölzernen Rauchfang und das Dach eingestürzt hätte. Erschrocken fuhren sie auf, um zu sehen, was vorgefallen sey. Der Vater, noch sein Beil in der Hand haltend, nahm eine Kienfackel, und öffnete mit harter Mühe die Küchenthüre. Die Mutter trat ihm furchtsam nach, und die beiden mittleren Kinder gingen ihr zur Seite; das älteste aber hatte sein Ködlein ruhig auf den Trog gelegt, um zu warten, bis der Vater zurückkäme, der ihm den gewissen Todesstreich geben sollte, und wollte nichts mehr sehen von der Welt.

Als nun der Vater in die Küche eintrat, und seine Fackel hoch hielt, um zu sehen, was geschehen sey, erblickte er auf dem Feuerherde ein Gemälein, das kläglich stöhnte, und

nicht von der Stelle konnte, weil seine beiden Hinterfüße durch den Fall gebrochen waren. Das Gemälein nämlich war über den Rauchfang gesprungen, und hatte seine beiden Hinterfüße auf den Theil des Schnees gesetzt, der im Rauchhalse saß; der Schnee war durch diesen Druck von oben herabgesunken, das Gemälein und mit ihm die ganze Schneemasse durch das Rauchloch hineingefallen, und so hatte es seine beiden Hinterfüße gebrochen.

Raum erblickte der Vater das Gemälein, als er sogleich darnach griff, und es, unter dankbarer Lobpreisung der göttlichen Vorsehung, schlachtete und zubereitete.

Als die Aeltern zurückgingen, um nach dem Knaben zu sehen, siehe — da war das unschuldige Kind auf dem Troge friedlich eingeschlafen, und hatte nichts mehr von Todesangst empfunden, vielmehr einen heitern Sinn gehabt, als sollte es bald zu den lieben Engeln gehen; und als es erwacht war, sprach es: «Ey! wie hat doch Gott das Gemälein geschickt, mich zu erlösen von dieser Aufopferung, und Gleiches gethan, wie dem lieben Isaak mit dem Widder, obchon ich nicht so fromm bin vor Ihm, wie jener Isaak!»

Zwei Tage lang genoß die Familie von dem Fleische dieses Thieres, und während derselben schmolz der Schnee so sehr, daß sie wieder aus Tageslicht treten, und Nahrung herbeischaffen konnten.

15. Die kindliche Liebe ist selbst noch für die sterblichen Ueberreste der Aeltern, für ihre Leichname besorgt. Cimon war der Sohn des berühmten Miltiades, und lebte ungefähr 100 Jahre vor Alexander dem Großen. Schon in früher Jugend machte er sich in dem persischen Kriege bekannt, und als Themistokles vorgeschlagen hatte, die Stadt zu verlassen, und sich auf die Schiffe zu begeben, um den Krieg zur See zu führen, erschien Cimon im Gefolge mehrerer Jünglinge auf der Burg, legte den Zaum seines Pferdes im Tempel nieder, und nahm dafür von der Mauer einen der Schilde, womit er sich zur Flotte begab. Er zeichnete sich in der Folge sehr aus, und war einer der vorzüglichsten Feldherrn der Athenienser, aber, was ihm noch mehr Ehre macht, er

war ein guter Sohn, der gegen seinen Vater, als derselbe schon todt war, eine Achtung bewies, die ihm auf eine Zeit lang seine Freiheit kostete. Miltiades nämlich, der mit 10,000 Griechen das 100,000 Mann starke Heer des persischen Königs Darius Histaspis auf der Ebene von Marathon, wenige Meilen von Athen, völlig besiegte hatte, ward von seinem Vaterlande undankbar behandelt. Denn als ihm eine andere Unternehmung mißglückte, so wurde er verurtheilt, eine große Summe Geldes zu erlegen; und weil er sie nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß geworfen, in welchem er endlich vor Kummer und Wehmuth starb. Ja, die harten Athener wollten nicht einmal seinem Leichnam zur Beerdigung ausliefern. Cimon, der damals noch sehr jung war, stand nicht lange bei sich an, sondern eilte, den Richtern anzuzeigen: wenn sie erlauben wollten, daß der Körper seines Vaters beerdigt würde, so sey er bereit, die noch rückständigen Jahre der seinem nun entseelten Vater zuerkannten Gefängnißstrafe auszuhalten. Die Richter nahmen das Anerbieten an, und Cimon ging willig in das Gefängniß, worin sein Vater verschmachtet war.

16. Antigonus Gonatas liebte seinen Vater, Demetrius Poliorcetes sehr zärtlich. Dieser wurde nun in einem Treffen von seinem Schwiegersohne Seleukus, dem König in Syrien, gefangen genommen. Durch einen seiner Vertrauten ließ der Gefangene seinem Sohne Antigonus sagen, er möchte ja, wenn Seleukus ihn vielleicht zu schreiben zwingen sollte, auf das, was er in seinen Briefen befehlen würde, keine Rücksicht nehmen, und ihm keine von seinen Städten, die er besitze, einräumen. Demungeachtet erbot sich dazu dieser gute Sohn in einem Schreiben an den Seleukus, wenn dieser seinen Vater loslasse, für den er sich selbst als Geißel stellen wollte. Sein Vorschlag wurde nicht angenommen, und Demetrius starb in der Gefangenschaft. Sobald er diese traurige Nachricht erhalten hatte, bat er sich von Seleukus den Leichnam seines Vaters aus, und segelte, ihn in Empfang zu nehmen, mit seiner ganzen Flotte aus Macedonien ab, das er noch, nebst einigen andern Besitzungen, in Griechenland hatte. Als er des Schiffes, welches die irdischen Ueberreste seines lieben Vaters brachte,

ansichtlich ward, vergoß er so viele Thränen, daß Jedermann von Bewunderung und Mitleiden erfüllt wurde. Während des übrigen Theiles der Reise stand er in Trauerkleidern immer auf dem Hintertheile des Schiffes, und sah mit unverwandten Augen die goldene Urne an, welche seines Vaters Asche enthielt. Sängers besangen in trauerndem Tone das Lob des Verstorbenen. Das Geräusch der Ruder schien sich mit dieser traurigen Harmonie zu vereinigen. Kurz Alles, selbst das Geschrei der Matrosen nicht ausgenommen, drückte Schmerz und Betrübniß aus. Heil und Segen jedem Kinde, welches seinen Aeltern immer mit der treuesten Liebe ergeben ist!

*

Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme. Sir. 3. 9 — 10. — Kind, pflege deines Vaters im Alter, und betrübe ihn ja nicht, so lange er lebet. Halte ihm zu gut, wenn er kindisch wird, und verachte ihn ja nicht, wenn du geschickter bist; denn der Wohlthat dem Vater erzeigt, wird nimmermehr vergessen werden. Sir. 3. 14 — 16. — Du sollst Vater und Mutter ehren. Matth. 15. 4. — Den Aeltern das empfangene Gute vergelten, gefällt Gott. I. Tim. 5. 4. — Wenn Jemand stirbt, so beweine ihn, und klage über ihn, als über einen großen Verlust, und verhülle seinen Leib gebührlcher Weise, und bestatte ihn ehrlich zu Grabe. Sir. 38. 16.

Kind! Lohne stets mit Dank und Liebe,
Der Aeltern Lieb' und Thätigkeit;
Sie sorgen ja mit frommem Triebe
Für deine Wohlfahrt, Seligkeit.
Für Liebe sollst du liebvoll seyn,
Dein Leben deinen Aeltern weih'n.

Sieh auch den Artikel Aeltern.

M ä ß i g k e i t.

Um gesund zu bleiben, und seinen Geschäften mit Ernst und Segen vorstehen zu können, muß man sich immer bestreben, die ganze Pflege seines Körpers so einzurichten, daß man dadurch in Ausübung seiner Pflichten nicht gehindert wird; dieses Bestreben heißt Mäßigkeit. Es gehört dazu eine genaue Ordnung im Essen, Trinken, Schlafen, Wachen, Arbeiten, Erholen, in jedem Bedürfnisse des Lebens. Seyd daher mäßig in jedem sinnlichen Genuße; wie ein mäßiger und vorsichtiger Genuß sinnlicher und irdischer Vergnügungen dem Geist und Körper zur Stärkung dienet: so werden im Gegentheile beide durch einen unmäßigen und unvorsichtigen Genuß geschwächt und verdorben. Unmäßigkeit und starke Neigung zum Essen und Trinken macht dumm, träge, nachlässig in den Pflichten, ungeschickt zu allem Guten, gleichgültig gegen wichtigere Dinge. Unmäßigkeit führt Krankheiten und manche Beschwerden mit sich, und erregt einen Eitel vor allen edeln, geistigen, großen Gesinnungen und Thaten. Vergesst dieses nicht: man ist, um zu leben; aber man lebt nicht, um zu essen und zu trinken. Erniedriget euch nie zum Sklaven irgend einer Speise oder eines Getränkes. Je mäßiger und vorsichtiger man sinnliche Vergnügungen genießt, um so mehr freuet uns deren Genuß. Genießet eure Vergnügungen mit beständiger Rücksicht auf Gott, auf seine vielfach bewiesene Güte, um dadurch die Empfindungen der Dankbarkeit und Gegenliebe, des Vertrauens und der Zufriedenheit in euch zu stärken, und mäßige Genießer seiner Gaben zu werden.

1. Mäßigkeit im Genuße sinnlicher Freuden lohnt durch Gesundheit und wahre Ehre.

Publius Scipio Aemilianus lernte in seiner frühen Jugend die griechische Sprache, und begab sich, sobald es ihm nur verstattet war, zum Polybius, einem ausgezeichneten griechischen Geschichtschreiber, um dessen Unterricht zu genießen. Die Lehren und der Umgang dieses Mannes, den er allen andern vorzog, gewährten ihm den großen Vortheil, daß er an Tugendern nicht nur die Jünglinge seines Alters, sondern auch äl-

tere bei weitem übertraf. Sein eifriges Streben ging dahin, das Lob der Mäßigkeit und Enthaltbarkeit sich zu erwerben, das zu jenen Zeiten, wo die Jugend zu den schändlichsten Lastern durch Unmäßigkeit hingerissen wurde, das höchste Lob war, welches er erlangen konnte. Der Kampf, den er mit sich bestehen mußte, um seine rühmliche Absicht zu erreichen, war unter den damaligen Verhältnissen um so schwieriger, als durch die Dauer der Kriege die Römer das weichliche Leben der Griechen kennen gelernt und angenommen hatten, und durch die großen Reichthümer, deren sie sich bemächtigt, hinlängliche Mittel besaßen, ihren Lüste nachhängen und sie sättigen zu können. Allein Scipio führte eine ganz entgegengesetzte Lebensweise, und bekämpfte so standhaft seine Begierden, daß ihm nach 5 Jahren das Lob der Mäßigkeit öffentlich zu Theil wurde. Dieser Sieg, den er sich über seine Neigungen erwarb, verschaffte ihm eine feste, dauerhafte Gesundheit, die er durch sein ganzes Leben genoß, und die der schönste Lohn seiner Mäßigkeit war.

2. Die Erziehung der jungen Perser war in früheren Zeiten, und ehe die Bekanntschaft mit den weichlichen Sitten des übrigen Morgenlandes sie veränderte, im hohen Grade einfach und streng. Ihre ganze Nahrung war Brod, ein wenig Krebse und Wasser. Sie wurden frühzeitig gewöhnt, Hunger und Durst, Hitze und Frost, überhaupt alle Beschwerden des Lebens zu ertragen. Von Kindheit an wurde ihr Körper durch alle Arten von Leibesübungen gebildet und abgehärtet; ihr Geist erhielt, statt der Kenntnisse, strenge Begriffe von Gerechtigkeit und Tugend, und ihr Herz ward durch Unterricht und Beispiel früh mit dem stärksten Abscheu gegen Ungehorsam und Undankbarkeit erfüllt. Mäßigkeit in den sinnlichen Genüssen blickte aus der ganzen Erziehungsweise hervor.

So wurde auch Cyrus, der Stifter des großen persischen Reiches, erzogen; und der durch eine solche Erziehung genährte Geschmack an strenger Mäßigkeit und natürlicher Einfachheit blieb ihm sein ganzes Leben hindurch eigen. Er zeigte dieses schon in seiner frühen Jugend, als er einst mit seiner Mutter Mandane seinen Großvater Astyages, König von Medien, besuchte. Der medische Hof war einer der glänzendsten im Mor-

genlande; aber die Pracht, das Wohlleben und die Weichlichkeit, welche hier überall sichtbar waren, machten so wenig Eindruck auf das Herz des jungen Cyrus, daß er vielmehr die einfache und genügsame Lebensart, an die er gewöhnt war, nur desto lieber gewann. Astyages, welcher an seinem Enkel viele liebenswürdige Eigenschaften entdeckte, wünschte ihn bei sich zu behalten, und suchte ihm daher das Leben an seinem Hofe so angenehm als möglich zu machen. Ihm zu Ehre veranstaltete er einst ein großes Gastmahl, und glaubte das jugendliche Herz durch den Glanz, womit er jenes ausschmückte, durch die Mannichfaltigkeit und Kostbarkeit der Speisen, und durch die Anzahl und vorzügliche Güte der Getränke ganz hinzureißen. Aber wie sehr irrte er sich!

Cyrus, der wackere Jüngling, betrachtete dieses Gepränge mit ziemlich gleichgültigen Blicken; und als sein Großvater einiges Befremden darüber äußerte, so sagte er unbefangen und lächelnd: „Die Perser nehmen nicht so viele Umschweife, und machen nicht so große Anstalten, um sich den Hunger zu stillen; sie bedürfen dazu nichts, als ein wenig Brod, Kresse und Wasfer!“ — Astyages sah mit Erstaunen, wie in der That sein Enkel mit sehr weniger und der einfachsten Nahrung sich begnügte, und die Menge der köstlichen Gerichte, mit welchen die Tafel besetzt war, stehen ließ, ohne auch nur von einem einzigen zu verkosten. Astyages erlaubte es ihm, da das Mahl ihm zu Ehren angeordnet war, mit allen Gerichten nach seinem Belieben zu schalten, und Cyrus benutzte diese Erlaubniß mit Vergnügen, um den anwesenden Personen Be- weise seiner Achtung und Freundschaft zu geben. Er theilte Alles, was er auf der reich besetzten Tafel fand, sogleich unter die Diener des Königs aus, und nahm dabei auf die Verdienste, die er an ihnen bemerkt hatte, sorgfältige Rücksicht. Dem Einen gab er, weil er den König mit großer Treue und Pünktlichkeit bediente; einem Andern, weil er eine große Aufmerksamkeit in der Bedienung seiner Mutter Mandane wahrgenommen hatte; einem Dritten, weil er ihn in der Reitkunst unterwies. Nur Sakaß, der Mundschent des alten Königs, war der Einzige, welcher bei der Spende des jungen Cyrus

leer ausgieng; es sey nun, daß ihm dessen Amt unbedeutend schien, oder daß dieser Mann, dem es oblag, jene Personen in des Königs Zimmer zu führen, die zu ihm gelassen werden sollten, sich dadurch den Unwillen des jungen Prinzen zugezogen hatte, daß er ihm den Zutritt zu seinem Großvater nicht so oft gestatten konnte, als der Enkel es vielleicht wünschte. Astyages bezeugte dem Prinzen einiges Mißvergnügen, daß er durch sein Benehmen einen Mann beleidiget habe, den er wegen seiner besondern Geschicklichkeit im Kredenzen hochschätzte. Ruhig erwiderte Cyrus: »Bedarf es nur dieses Talentcs, bester Großvater, um sich deine Gunst zu verdienen? O dann soll es mir nicht schwer werden, sie zu erlangen. Ich will dich gewiß noch besser bedienen, als Salas.« Cyrus entfernte sich nun, und kam in kurzer Zeit, als Mundschenk gekleidet, zurück. Er näherte sich dem König mit Ehrerbietung, und überreichte ihm die Trinkschaale mit einem Anstande, der alle Anwesenden bezauberte. Er verrichtete die Dienste des von ihm übernommenen Amtes mit so vieler Geschicklichkeit und Artigkeit, daß Astyages und Mandane ihre Verwunderung über den Verstand des Knaben nicht genug ausdrücken konnten. Cyrus gab nach einigen wiederholten Versuchen seine angemessene Rolle wieder ab, umarmte seinen Großvater und rief freudig aus: «Armer Salas, nun bist du verloren!»

Astyages überhäufte ihn mit Güte und Liebkosungen und sagte: »Ich bin sehr zufrieden mit deiner Geschicklichkeit; aber Eines hast Du doch vergessen, was sehr wesentlich zu dem Amte eines Mundschenken gehört.«

«Und was wäre denn das, bester Großvater!»

»Das ist das Verkosten des Getränkes. Du hättest ein wenig aus der Schaale in die linke Hand gießen, und davon kosten sollen, ehe Du sie mir überreichst.«

«Ei, das habe ich weder aus Vergessenheit, noch aus Unwissenheit versäumt.»

«Und warum denn sonst?» fragte der König.

»Aus Furcht, das Getränk möchte Gift seyn.«

«Wie kannst du aber eine solche Furcht haben?»

»Weil ich, seitdem ich mich in deinem Pallast aufhalte,

schon oft wunderliche Wirkungen davon gesehen habe. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie du neulich den Großen deines Hofes das prachtvolle Mahl gabest, und mit ihnen viel von diesem Getränke genoßest. Damals sah ich, wie alle Köpfe davon vermisrt wurden. Man sang, man schrie, man redete die ungereimtesten Dinge. Du selbst schienest vergessen zu haben, daß du König bist, und jene schienen eben so wenig daran zu denken, daß sie deine Diener sind. Zuletzt wolltest du gar tanzen, aber du konntest dich nicht auf deinen Füßen halten.“

Asthyages konnte über diese Aeußerungen, in welchen so viele Wahrheit lag, sich nicht des Lächelns enthalten. «Überfuhr er fort, hast du nie die Wirkungen des Weines in Persien gesehen? Ist deinem Vater das nie wiederfahren, was du an mir gesehen hast?

«Niemals!» antwortete der Prinz.

«Und was begegnet ihm dann, wenn er getrunken hat?»

«Er hört auf, zu trinken; denn das ist die einzige Wirkung seines Getränkes, welches in reinem, nie die Sinne betäubendem Quellwasser besteht.»

So dachte und handelte Cyrus schon als Knabe, und behielt die Tugend der Mäßigkeit, als die Anführerin zu jeder andern Tugend, sein ganzes, mit Lob, Ehre und Ruhm gekröntes Regentenleben hindurch.

*

Wermäßig ist, der lebet desto länger. Sir. 3. 7. 34. — Gebet Acht, daß nicht durch Schwelgerei, Trunkenheit und irdische Sorgen euere Gemüther belastet werden. Luf. 2. 1. 34. — Ihr möget essen oder trinken, oder sonst etwas thun: thut Alles Gott zu Ehren. 1. Kor. 10. 31. — Wir, die wir Kinder des Tages sind, wollen nüchtern seyn, gerüstet mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe, und mit dem Helm der Hoffnung zur Seligkeit. 1. Theff. 5. 8.

Unmäßigkeit bringt kurze Freuden,

Ihr folgen immer bitt're Leiden.

Drum halte Maaß in Speiß und Trank,

So wirst du alt und selten krank.

M i t s c h ü l e r .

Kinder liebet einander! Dieses heilige Gebot unserer Religion fordert euch auf, daß ihr jedem anderen Kinde mit Liebe begegnen, Frieden halten und unter einander als wahre Kinder Gottes wandeln sollet. Eine besondere Aufmerksamkeit fordern von euch alle jene Kinder, die mit euch die Schulen besuchen. Sie sind, wie ihr, bestimmt, durch Weisheit und Tugend einst Erben des Himmels zu werden; und um Weisheit und Tugend zu lernen, gehen sie mit euch in jene heiligen Orte, wo eifrige Lehrer die Saat des Guten in eueren Geist und euer Herz streuen. Wie schön ist es nun, wenn ihr euere Mitschüler liebet, ihnen durch gute Gesinnungen, Beispiele und Handlungen euere Liebe zu erkennen gebet! Wie glücklich könnet ihr euch und andere machen, wenn ihr den Frieden unter euch fest haltet, Gottes Gebote getreu erfüllet, und mit den Gespielen eurer Jugend Hand in Hand in Liebe, die Pfade der Frömmigkeit und Tugend wandelt! Liebe Kinder! liebet einander; nur wo treue, thätige Liebe ist, da ist der Himmel, da ist Friede, Freude und Seligkeit. Höret von solchen Kindern, die ihren Mitschülern eine treue Liebe erweisen.

1) Jedem guten Kinde muß das Wohl seiner Mitschüler am Herzen liegen, und sieht es dieselben in Gefahr, so ist es seine Pflicht, sie zu warnen.

Mithridates, des Ariobarzanes Sohn, der mit dem jungen Demetrius von gleichem Alter und sein Vertrauter und Mitschüler war, hielt sich bei Antigonus, dem Vater des Demetrius, als ein Anhänger desselben auf. Er zeigte keine bösen Eigenschaften, und schien auch dergleichen gar nicht zu haben; allein Antigonus warf wegen eines Traumes, den er gehabt hatte, einen Argwohn und Haß auf ihn. Es träumte nämlich dem Antigonus, er gehe über ein großes und schönes Feld und säe Goldkörner; aus welchen Aehren hervorstüßen, bald darauf aber, als er wieder in die Gegend komme, sehe er nichts als die abgemähten Halme; während seines Mißvergnügens darüber hörte er einige sagen: Mithridates sey an den Pontus Eurinus (das schwarze Meer) gegangen, und habe

die goldene Aernde mitgenommen. Antigonus war über diesen Traum unruhig, entdeckte ihn aber nach erhaltener eidllicher Versicherung der Verschwiegenheit seinem Sohne Demetrius, und erklärte sich völlig entschlossen, den Mithridates aus dem Wege zu räumen. Zu so schrecklichen Verbrechen kann ein Mensch hingerissen werden, wenn er den bösen Neigungen und Leidenschaften seines Herzens nicht Widerstand thut. Der junge Demetrius wurde bei dieser Eröffnung sehr betrübt, getraute sich aber nicht, da sein Mitschüler und Freund seiner Gewohnheit nach ihn bald nachher besuchte, des Eidschwurs wegen, ihm mündlich etwas davon zu entdecken; und doch hätte er ihn gerne vor der drohenden Gefahr gewarnt und gerettet. Nun führte er ihn von der übrigen Gesellschaft hinweg ein wenig auf die Seite, und schrieb, als er sich allein bei ihm befand, mit der Spitze seiner Lanze diese Worte in den Sand: «Fliehe Mithridates!» Dieser verstand die Warnung, und entfloh in der Nacht. Demetrius glaubte auf diese Art, ungeachtet seines Eidschwures, den Freund warnen zu können und zu müssen, rettete dadurch seinen Freund, und hinderte seinen Vater, aus Aberglauben einen Mord zu begeben.

2. Der junge Steinmeg hatte in seinem älterlichen Hause eine wahrhaft christliche Erziehung genossen; nach dem Tode seines Vaters kam er auf das Gymnasium zu Brieg an der Oder. In dem ersten Jahre seines dortigen Aufenthaltes gewann er sich durch sein sittlich gutes Betragen und durch seine glücklichen Talente im Lernen den Beifall und die Liebe seiner Lehrer. Allein die Macht des Beispieles von ungefiteten Mitschülern hatte bald einen so mächtigen Einfluß auf den Jüngling, daß er auf Abwege gerieth, und Jeder, der es gut mit ihm meinte, war seinetwegen in banger Besorgniß. In dieser unglücklichen Periode, — es war im sechzehnten Jahre seines Alters — wurde einer seiner Mitschüler sein Retter. Dieser sah den so fähigen Jüngling ausschweifen, fühlte Mitleiden mit ihm, erinnerte sich an die Pflicht, die Verirrten zu Recht zu weisen, und redete ihn also an:

«Lieber Freund! Im Innersten schmerzt es mich, Dich an dem Rande eines so tiefen sittlichen Verderbens zu erblicken.

Wie konntest Du deinem eigenen Glücke so muthwillig zuwider handeln; Hätte ich das Talent von Gott erhalten, das Du besitzest, so 'wollte ich recht fleißig studieren, und meine Zeit recht weise auskaufen; aus Dir könnte ein recht brauchbares Werkzeug in der Kirche Gottes werden.» —

Diese treuherzige, liebevolle Anrede fand bei dem noch nicht ganz verdorbenen Jünglinge Eingang. „Hast du,“ dachte er, „ein Talent von Gott erhalten, so mußt du es besser anwenden als bisher.“ Und dieser Gedanke wurde in ihm so lebhaft, und die Rührung durch das herzliche, wiederholte Zureden seines Freundes so stark, daß er nun den festen Vorsatz faßte, sein Leben zu ändern, seine bösen Gesellschaften zu verlassen und aus allen Kräften zu studieren. Diesem schönen Vorsatze blieb er auch getreu, und erwarb sich durch seine Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften von Neuem die Achtung und Liebe seiner Lehrer, die sich seine so schnelle und glückliche Veränderung kaum erklären konnten. Was wäre aus ihm geworden, wenn nicht jener Mitschüler in Liebe ihn gewarnt hätte? —

3. Gute und brave Schüler helfen ihren Mitschülern in Kenntnissen fort, und lassen sich manches Opfer gefallen.

Der kleine Michael Ugolino wurde theils von seinem Vater, der zu Florenz vor mehr als 300 Jahren lebte, theils von Ronciglione, einem berühmten Lehrer zu Rom, in den Wissenschaften unterrichtet, und machte darin mit Hülfe seiner glücklichen Anlagen und seines außerordentlichen Fleißes so große Fortschritte, daß er im zehnten Jahre schon die lateinische, griechische, spanische und italienische Sprache vollkommen inne hatte, und in der geistlichen und weltlichen Geschichte gut bewandert war. Im vierzehnten Jahre gab er seine moralischen Distichen oder Doppelverse im Drucke heraus; er hatte nämlich alle die scharfsinnigen Bemerkungen und vorzüglichen Grundsätze, die er in den griechischen und lateinischen Dichtern über Sittenlehre und Politik gefunden und sich aufgezeichnet hatte, in lateinische Verse gebracht. Dieses Buch wurde in kurzem so berühmt, daß es in Italien, Spanien und in den Niederlanden zum Vorlesebuch in Schulen aufgenommen wurde.

Alein nicht nur seines Geistes wegen verdient dieser Knabe Auszeichnung und Nachahmung; was vielleicht noch bewunderungswerther seyn muß, war seine außerordentliche Reinheit der Sitten, seine Wahrheitsliebe, wegen welcher er schon von seinen Mitschülern den Beinamen Berino, der Wahrheitsliebende, erhielt, so wie auch seine edelmüthige Denkart. Folgender schöne Zug mag ein Beweis davon seyn.

Michael hatte, als er noch die Schulen besuchte, durch seine Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit beinahe alle seine Mitschüler übertroffen; besonders erhielten seine schriftlichen Ausarbeitungen immer den ersten Preis. Einer von seinen Mitschülern, Belvicino genannt, arbeitete Tag und Nacht, um ihn zu übertreffen, und konnte es doch nicht dahin bringen. Ein heftiger Kummer bemächtigte sich dieses jungen Nebenbuhlers; er nahm zusehens ab, und selbst sein Leben gerieth in Gefahr.

Michael errieth bald die Ursache von seines Mitschülers geheimem Kummer und seiner Krankheit, und zugleich beschloß er, seines Freundes Gesundheit durch ein kleines Opfer zu retten, und seinen Eifer von Neuem zu beleben. Er machte daher bei der nächsten schriftlichen Ausarbeitung absichtlich einige Fehler, und der erste Platz wurde dem Belvicino angewiesen. Der junge Nebenbuhler war von seinem unerwarteten Siege dergestalt erfreut, daß seine blühende Farbe sogleich zurückkehrte, und er von seiner tiefen Schwermuth völlig genoß. Daß Rühmlichste bei diesem edelmüthigen Benehmen ist, daß Michael sich gegen Niemanden dieser Selbstverläugnung rühmte. Einst als sein Lehrer in ihn drang, zu erklären, wie er denn so unverzeihliche Fehler habe begehen können, vertraute der einer Lüge unfähige Michael dem Lehrer die wahre Ursache, mit der Bitte, keinem Menschen etwas davon zu sagen. Leider starb dieser hoffnungsvolle Knabe schon im 16ten Jahre an den Folgen einer Vollblütigkeit.

4. Gute Mitschüler unterstützen, helfen und dienen einander, um sich ein glückliches Leben zu bereiten.

Ein dürstiger Schüler der Eölnischen Stadtschule in Berlin, der Sohn des Schuhmachers Ladebach, pflegte oft wäh-

rend der Lehrstunden seine Beinkleider etwas ängstlich mit dem Oberrocke zu bedecken. Einer seiner Nachbarn in der Klasse bemerkte, daß er dieses aus Schaam that, um solche nicht sehen zu lassen, weil sie sehr zerrissen waren. Darüber lachte er aber den armen Ladebach nicht aus, wie nur böse Kinder dieß thun und die Armuth verspotten können, sondern erbarmte sich seiner, und beschloß, ihn zu unterstützen. Er sprach heimlich mit einem andern Schüler davon, und schlug ihm vor, ob nicht die ganze Klasse zusammenlegen und ihrem dürstigen Mitschüler ein Paar neue Beinkleider machen lassen könnte? Auf ihre gemachten Vorstellungen waren alle Schüler, auch die ärmeren, die selbst nicht viel übrig hatten, zu einem Beitrage bereit. Sie brachten, ohne von einem Lehrer dazu aufgefordert worden zu seyn, und ohne daß es der arme Ladebach bemerkte, aus reiner Liebe bald so viel Geld zusammen, daß sie die Beinkleider und noch dazu eine Weste kaufen konnten. Einer der Schüler, welcher Ladebachs Größe hatte, ließ sich statt seiner das Maas nehmen, und da die Kleidungsstücke fertig waren, bestellte der Urheber dieser schönen Handlung den armen Ladebach, unter dem Vorwande, etwas mit ihm auszuarbeiten, eine halbe Stunde früher als gewöhnlich in die Schule, wo er ihn durch das Geschenk seiner guten Mitschüler so sehr überraschte, daß er bis zu Thränen gerührt wurde. Alle empfanden über seine Freude ein größeres Vergnügen, als wenn sie für das Geld eine Lustbarkeit angestellt hätten. Die beiden braven Schüler, welche im Namen der Uebrigen die Beforgung übernahmen, hießen Sommermayer und Richard, jener war damals 15, und dieser erst 13 Jahre alt. Gibt es wohl etwas Seligeres auf der Welt, als Arme glücklich und froh zu machen! —

5. Ein armer junger Mensch, der sich der Theologie widmete, und in einem der berlinischen Gymnasien sich auf die Universität vorbereitete, hatte sich während der ganzen Zeit seiner Schulstudien so vorzüglich gut gehalten, daß ihm bei seinem Abgange auf die Universität zwei Stipendien auf drei Jahre, eines von 100 und das andere von 75 Reichsthalern, zu Theil wurden.

Einer seiner Mitschüler, eben auch willens, die Schule zu verlassen, aber auch eben so arm, hätte sich gleichfalls zu einem Stipendium Hoffnung gemacht, ja Hoffnung machen müssen, wenn er es irgend für möglich hätte halten dürfen, seine Studien fortzusetzen; allein er gieng leer aus. Schon hatte dieser alle Hoffnung dazu aufgegeben, als sein glücklicherer Mitschüler, der übrigens in keiner nähern Verbindung mit ihm stand, zeigte, daß nicht Eigennuß, sondern einzig der Trieb sich zu vervollkommen, die Ursache seines Wohlverhaltens gewesen sey. Er trat ihm das kleine Stipendium auf alle drei Jahre ab, zufrieden mit den ihm noch übriggebliebenen 100 Reichsthalern, und entschlossen, wenn es auch kümmerlich ginge, sich zu behelfen, und glücklich durch das Bewußtseyn, seinen Schulfreund gerettet zu haben.

6. Die den Mitschülern erwiesene Hülfe und Liebe hat oft sehr gute Folgen.

Die beiden Klassen zu Westminster in London sind bloß durch einen Vorhang von einander getrennt. Diesen zerriß einstens ein Schüler zufällig. Da dieser Knabe von Natur sanft und furchtsam war, so zitterte er am ganzen Leibe aus Furcht vor der Strafe, die er von einem als sehr streng bekannten Lehrer für die Beschädigung des Vorhanges zu erwarten hatte.

Einer seiner Schulkameraden hatte Mitleid mit ihm, und beruhigte ihn, indem er ihm versprach, die Schuld und Strafe auf sich zu nehmen. Als nun der Lehrer den Fehler bemerkte, gerieth er in große Heftigkeit, und drohte eine strenge Strafe an; diesem kam der mitleidige Schüler zuvor, erklärte sich für den Thäter, und duldete die Strafe ganz ruhig für seinen Schulfreund. Diese edelmüthige Handlung hatte eine sehr gute Folge.

Als in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts der Bürgerkrieg in England ausbrach, nahmen beide Freunde, die indessen zu Männern herangereift waren, entgegengesetzte Partey; der Eine trat auf die Seite des Parlaments, und der Andere hielt sich zum Könige, doch mit dem Unterschiede, daß derjenige, welcher den Vorhang zerrissen hatte, in Staatsäm-

tern sich empor zu heben suchte, und der, welcher für jenen die Strafe erduldet hatte, als Soldat diente.

Nach verschiedenen glücklichen und unglücklichen Ereignissen trugen die Republikaner im nördlichen England 1644 einen entschiedenen Sieg davon, machten die angesehensten Offiziere aus dem Heere des Königs Karl I. zu Gefangenen, und ernannten kurz darauf mehrere Richter, die den Rebellen, welchen Namen sie den Anhängern des Königs gaben, den Prozeß machen sollten. Unter diesen Richtern befand sich jener ehemals furchtsame Schüler. Als die Namen der Gefangenen genannt wurden, hörte derselbe den seines großmüthigen Jugendfreundes, welchen er, seitdem er die Schule verlassen, nicht wieder gesehen hatte. Er betrachtete hierauf den mit jenem Namen Bezeichneten mit aller möglichen Aufmerksamkeit, glaubte seinen Freund wieder zu erkennen, und überzeugte sich durch fluge Fragen, daß er sich nicht täuschte. Ohne sich selbst zu erkennen zu geben, machte er sich nun eiligst nach London auf den Weg, und verwendete sich mit seinem Ansehen so nachdrücklich bei dem mächtigen Olivier Cromwel für seinen Freund, daß dieser von dem traurigen Schicksale frei blieb, das seine Unglücksgefährten erfuhren.

*

Der Sünder verachtet seinen Nächsten; wer aber gegen Arme barmherzig ist, wird selig seyn. *Eyr. Sal.* 14. 21. — Ein Jeder beweise an seinem Nächsten Güte und Barmherzigkeit. *3 a d. ar.* 7. 9. — Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. *Matth.* 7. 12. — Daran soll Jeder erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr Liebe unter einander habet. *3 o h.* 13. 35. — Ahmet Gott nach, als geliebte Kinder, und wandelt in der Liebe. *Ephes.* 3. 1 — 2.

Nicht zu träger Weichlichkeit
 Gab mein Schöpfer mir die Zeit;
 Ich empfang aus seiner Hand,
 Leben, Kräfte und Verstand,

Um, so viel es kann gesch'eh'n,
 And'rer Glück und Wohlergeb'n,
 Wie mein eig'nes zu erhöh'n.

M u t h.

Es begegnet uns im menschlichen Leben sehr vieles, was von uns fordert, daß wir uns durch Schwierigkeiten und Gefahren nie von der Ausführung dessen abhalten lassen sollen, was wir für Pflicht erkennen, und haben wir eine Fertigkeit in diesem, so nennt man es Muth. Wer mutbig ist, fühlt seine Kräfte und vertraut auf sie, welches dann macht, daß man den Uebeln und Gefahren mit einer gewissen Freudigkeit entgegen geht, indem man sie zu besiegen hofft. Muth ist uns in diesem Pilgerleben, wo wir von so vielen Gefahren umlagert, und so vielen Anfällen ausgesetzt sind, unumgänglich notwendig. Muth wird zu unserer sittlichen Verbesserung erfordert, die an sich ein so großes Geschäft ist, und auch noch durch äußerliche und innerliche Hindernisse so erschwert wird, daß wir dieselben ohne Muth nicht besiegen und uns bessern können. Muth ist die Schutzwehr unserer Tugenden; ein Mensch, dem es an christlichem Muth fehlt, wird seinen Pflichten nicht so leicht getreu bleiben. Muth ist die Mutter der Tapferkeit; ohne ihn vertrauert man die schönste Thatkraft, so wie durch ihn die schwersten und gefährlichsten Dinge glücklich ausgeführt werden. Drum lernet euere Kräfte kennen und gehörig schätzen, damit ihr nicht aus Mangel an Selbstkenntniß ihnen zu wenig vertrauet, und zur Unthätigkeit herabsinket. Rechnet dabei auf Gottes Beistand, betrachtet die Beispiele derjenigen, die in ähnlichen Umständen waren, und ihre Absichten glücklich erreicht haben, und erwäget oft das Sprüchlein:

Berechnende Besonnenheit,
 Und ein entschloß'ner Sinn,
 Hat oft schon aus Gefahr befreit,
 Wo Sieg unmöglich schien.

1. Gustav Adolph war geboren in Stockholm im Jahre 1594, und empfing von seiner zartesten Kindheit an die sorgfältigste Erziehung. Schon sehr frühe zeichnete er sich durch Muth und Furchtlosigkeit aus. In einem Alter von fünf Jahren ging Gustav mit seinen Erzieherinnen auf einer Wiese spazieren. Da er bei Rildöping dicke Gebüsche erblickte, lief er in vollem Sprunge hinein. Um ihn zur Rückkehr zu bewegen, rief ihm eine der Frauen freundlich zu, daß diese Gebüsche voller Ottern und giftiger Schlangen wären, die ihn gewiß stechen und um das Leben bringen würden. „Nun wohl!“ erwiderte der Prinz: „so gib mir einen Stock; ich will sie todtschlagen, damit sie keinem Menschen mehr etwas Böses thun.“ Sogleich ergriff das unerschrockene Kind auch eine starke Gerte, ging mit Muth in den Wald hinein, und sah sich, wiewohl vergebens, auf allen Seiten nach den Gegenständen um, gegen welche man ihm eine eitle Furcht einflößen wollte. Allein er fand kein Ungeheuer, und seine Anstrengung endigte sich für diesen Tag mit einem langen und beschwerlichen Spaziergange. Gustav Adolph wurde der nachher so berühmt gewordene König von Schweden, zeichnete sich durch Klugheit und Muth aus, war groß als König, unüberwunden als Held, edel und menschenfreundlich als Sieger, fromm, rein und mild als Mensch. Er starb in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632.

2. Nur Muth gibt uns Kraft, uns und Andern Rettung zu verschaffen.

Zu Pesth in Nieder-Ungarn, einer schönen Stadt dießseits der Donau, gingen einst vier Knaben mit einander vor die Stadt. Die Donau war zugefroren, und dieß wollten die 3 ältesten Knaben benützen, gingen aufs Eis, und machten sich lustig. Sie wollten auch Carl, den jüngern, dazu bereden, zu ihnen auf das Eis zu kommen; allein er that es nicht, sondern dachte an das Verbot seiner Aeltern, die ihm ausdrücklich befohlen hatten, durchaus nicht auf das Eis zu gehen.

Da ging nun einer der Knaben, nicht gar weit von Carl, auf einmal unter, weil das Eis mit ihm brach, und fiel in

ein Loch. Carl dachte nun nicht mehr an das Verbot der Aeltern, daß er nicht auf das Eis gehen sollte; Mitleid und Menschenliebe rissen ihn fört, und gaben ihm Muth, den Verunglückten zu retten. Ohne sich lange zu besinnen, lief er schnell über das Eis hinweg, legte sich neben dem Loche glatt auf das Eis nieder, suchte den Untergesunkenen, erwischte ihn bei den Haaren, zog ihn mit aller Gewalt in die Höhe, und schrie den andern Knaben laut zu. Sie kamen, halfen, zogen den Unglücklichen heraus, und retteten ihm das Leben.

Ohne Carl's Muth wäre jener Knabe ohne Rettung verloren gewesen.

3. Im Jahre 1811 am 4. July brannten in dem französischen Dorfe Pontaise bei Royon 4 Häuser ab. In einem derselben befand sich während des Brandes ein schwacher, blinder, 73 jähriger Greis, Namens Gohard, den man in der Eile der Flucht herauszuführen vergessen hatte. Mit Schrecken gewahrte dies seine Tochter Han or ie; schon stand das Haus in vollen Flammen. Sie ermannt sich, steigt durch ein verriegeltes Fenster, dessen Scheiben sie mit ihren Händen einschlägt, und sich ganz blutig macht, hinein, eilt auf ihren geliebten Vater, bei dem die Flamme schon ganz nahe war, umschlingt ihn um den Leib, schleppt ihn fort, und trägt ihn durch die Flammen zum nämlichen Fenster hinaus. Es gelang ihr, ihn völlig unbeschädigt auf die Straße zu bringen; aber erschöpft durch diese außerordentliche Anstrengung und den Schrecken, so wie vor Freude, ihren geliebten Vater gerettet zu sehen, sank sie in Ohnmacht; angewandte Mittel bringen sie bald wieder ins Leben. Da öffnet sie ihre Augen, wirft sich zu des Vaters Füßen und ruft: „Wie glücklich bin ich! Mag mich jetzt die Flamme verzehren, Du, lieber Vater bist gerettet; der Verlust alles Uebrigen macht mir keinen Kummer!“ — Sie dachte hiebei weder an sich selbst, obwohl häufig aus ihren verletzten Händen Blut floß, noch an den Verlust ihrer Kleidungsstücke und alles dessen, was sie besaßen hatte. Was wäre aus dem blinden Greise ohne den Muth seiner Tochter geworden?

4. Es lebte ein fröhlicher Winger in Frankreich, der zwei

Kinder hatte. Ferouette hieß das Mädchen, Anton der Knabe, der aber um vieles älter war, als seine Schwester, die so eben der Wiege entwachsen war. Der gute Anton beleidigte Niemanden, verfolgte keinen seiner jungen Freunde mit Schmähungen oder Schimpfworten, denn er dachte bei sich: höflich und artig gegen Jeden zu seyn, wird gewiß Niemanden beleidigen, und freundlich zu seyn, wenn uns etwas verdrießt, nie böse auf Jemanden zu werden, der uns etwas Unangenehmes sagt, ist gewiß auch recht und gut. So war Anton auch überall beliebt, doch zogen ihn mehrere rohe Jungen auf, und warfen ihm deshalb einen Mangel an Muth vor. Allein wahrer Muth verträgt sich wohl mit sanften Sitten.

Anton hatte früher Bilder gesehen, unter andern auch eines, auf dem zwei Reiter vorgestellt waren, die von einer Heerde Wölfe umgeben waren. Einer der Reiter hieb so eben einem Wolfe den Kopf ab, während drei andere sein Pferd in den Kopf bissen, und es zu Boden zogen; der andere Reiter aber stand auf der Erde, mit dem Fuß auf zwei erschlagenen Wölfen, und hieb mit einem großen Daudegen furchterlich auf die Heerde ein. Aber sein Pferd lag neben ihm, und mehrere dieser Raubthiere waren beschäftigt, es hastig zu verzehren. Der Heißhunger, die Raubsucht dieser Thiere, welcher in ihrer Miene, Gestalt und Stellung sehr deutlich ausgedrückt war; die Entschlossenheit der Männer, die mit den Wölfen kämpften, drohend und vernichtend die Säbel auf sie zu werfen schienen, machte, daß dieses Gemälde den guten Anton so beschäftigte, daß er es, wiewohl nicht ohne Grauen, täglich ansah. Aber dieses Grauen rührte keineswegs von bloßer Furcht, weit mehr von der Theilnahme am Schicksale der beiden Männer her, die zwar heldenmüthig, aber mit ungleicher Stärke ihre heulenden Gegner zu bekämpfen schienen. Oft wünschte er sehnlich, daß diese Scene kein Gemälde seyn möchte; daß die Männer, welche hier abgebildet waren, wirklich sich in diesen Gefahren befänden, und daß er selbst ihnen hätte zu Hülfe eilen können.

Sein Vater lächelte über diese Wünsche; aber Anton drang

in ihn, ihm zu sagen, auf welche Art man eigentlich diese Thiere am sichersten bekämpfe. „Nun denn,“ sagte der aufgeräumte Winger, wenn du mit einem Wolfe zusammen kommst, und ihn erlegen willst, so ist es das Beste, wenn du deine Waffen, im Falle du solche bei dir hast, weglegst, schnell auf den Wolf losgehst, unerjchrocken ihm mit der rechten Hand in den weit aufgesperzten Rachen fährst, bis du so tief in ihn hineingefahren bist, daß die Hand bis an den Schweif kommt. Ist dies geschehen, so faßest du den Schweif, streiffst den Körper des Wolfes, in dessen Innerem dein Arm ist, über diesen hinab, so daß dir der umgekehrte Wolf wie ein Handschuh an der Hand sitzt.“

„Das wird bei mir nicht angehen,“ antwortete Anton mit nachdenkender Miene; „Mein Arm ist noch zu klein dazu.“ — „Freilich wohl, mein Sohn!“ sagte der Winger; „aber es ist nicht gerade nöthig; so tief könntest du ihm doch in den Leib fahren, daß du ihn ersticktest.“

Wer hätte sich vorstellen sollen, daß der junge Anton bald so etwas versuchen müßte! Es trat ein fürchterlich strenger Winter ein; der Wein fror im Keller, das Wasser in manchen Brunnen, und der Schnee stand zwei Fuß hoch. Das Wildpret fiel vor Hunger um, und die Rebhühner ließen sich mit der Hand fangen. An einem solchen Wintermorgen war Anton's Vater mit der Mutter in den Wald gegangen, um Holz zu fällen. Er selbst mußte zu Hause bleiben, weil seine kleine Schwester Feronette in der Wiege lag. Plötzlich sprang ein junger Wolf in die Hütte, deren Thüre durch Zufall halb geöffnet war. Beim Anblicke dieses häßlichen Thieres, dessen ganzer Art er einen unauslöschlichen Haß geschworen hatte, gerieth Anton halb außer sich vor Begierde, seine Schwester, auf die der Wolf hineilte, zu retten, und ihn zu tödten. Er kam nun wirklich in den Fall, von der Art, ein solches Thier zu tödten, über die er wohl hundertmal nachgedacht hatte, Gebrauch zu machen.

Fern von aller Furcht und ohne zu weichen, trat er mit Muth dem reißenden Thiere entgegen, ballte die Faust, und stieß sie ihm nach allen Kräften in den geöffneten Schlund. Um-

sonst kämpfte das wüthende Thier, umsonst weicht es zurück, um von neuem Athem zu schöpfen, der muthige Anton läßt nicht nach; er treibt es hinter einen Backtrog, wo es unbeweglich stehen bleibt, bis es erstickt und leblos zu Boden stürzt.

Dieser ungewohnte Kampf, die Besorgniß, daß ihm seine Beute entwischen möchte, und die unbequeme Stellung, in der er länger als eine Stunde ausharrte, erschöpften endlich die Kraft des muthvollen Knaben. Er fiel selbst ohne ein Zeichen des Lebens neben seinem erlegten Feinde zur Erde.

Da der Winger zurück kam, fing er beim Anblicke dieses Schauspieles vor Schrecken überlaut zu schreien an; bald aber verwandelte sich dieß Geschrei in den Ausruf der Freude und Bewunderung, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Sohn bloß in einer Ohnmacht liege. Da dieser nach und nach wieder zu sich gekommen war, erfuhr er von ihm die interessanten Umstände dieses furchtbaren Abentheuers, das so drohend begann und so glücklich endete. Die ersten Worte, welche Anton aussprach, waren die Beweise seiner Geschwisterliebe; er fragte: «lebt Feronette noch?»

Von dort an sprach man in der ganzen Gegend von dem ausgezeichneten Muth des kleinen Anton, man nannte ihn den Wölfebändiger, und seine That voll Heldenmuth und Brudersliebe wurde in alle öffentlichen Blätter eingerückt; sein Portrait prangte in unzähligen Gemälden und Kupferstichen. Gute Väter, Mütter und Erzieher führten die Kinder vor sein Gemälde, und ermahnten sie, wie dieser Knabe sanft und duldsam bei Beleidigungen, aber kühn und heldenmüthig zu seyn, wenn es darauf ankäme, Jemanden zu retten oder zu beschützen.

5. Ein Tagelöhner im Moseldepartement in Frankreich ging mit seiner neunjährigen Tochter im Jahre 1825 in den Wald, um Holz zu fällen. Das gute Kind strickte fleißig, während der Vater arbeitete, und hütete dabei sorgfältig die Lebensmittel, welche sie zu ihrem beiderseitigen Unterhalte mit sich genommen hatte. Da entdeckte das Mädchen einige Beeren, welche später gereift waren, und diese reizten dasselbe, weiter umher zu suchen, um vielleicht so viele derselben zu finden, daß sie dem lieben Vater eine kleine Erquickung bereiten könnte.

Allein bei seinem sorgfältigen Suchen verlor sich das Mädchen einige hundert Schritte von seinem Vater in das Dickicht. Plötzlich hört der Vater das durchdringende Geschrei seines Kindes; er ergriff seine Art, eilt im schnellsten Laufe ihm nach, und findet — entsetzlicher Anblick! — seine Tochter von einem großen Wolfe zu Boden geworfen, welcher ihre Kleidungsstücke wüthend mit seinen Zähnen und Klauen zerriß. Rasch springt der Vater auf den Wolf zu, zieht ihn, ohne sich lange zu besinnen, am Schwanz zurück, und schleppt ihn auf diese Weise eilig eine Strecke fort. Aber das Thier reißt sich los und wirft ihn zu Boden. Der Tagelöhner ringt kräftig mit dem Wolfe, packt ihn verzweifelt bei der Gurgel, und zerrt ihn neben sich nieder. Da eilt blutend die Tochter, des Vaters drohende Gefahr erkennend, herbei, schwingt muthig und kräftig die ergriffene Art, erschlägt glücklich den Wolf, und befreit den Vater vom sicheren Tode. Soviel vermag bei einem schwachen Kinde die Liebe und ein kräftiger Muth.

6. In der Nacht vom 3. zum 4. Februar 1825 hatten die Bewohner der Küsten Hollands und Ostfrieslands eine sehr hohe Sturmfluth. Besonders wurde die Stadt Emden, eine wichtige Handelsstadt an dem Ausflusse der Ems in den Meerbusen Dollart, hart bedrängt; das Leben vieler ward bedroht oder gar eine Beute der Verwüstung.

Die Familie Ahrens bewohnte ein Haus am Hafen, welches in Gefahr war, umzustürzen. Der Sohn derselben, der junge Ahrens, erkannte das schrecklich Drohende der Gefahr, und warf, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, sich beherzt und muthig in die Fluthen, um schwimmend eines der im Hafen umhergetriebenen Boote zu erreichen, und es den hart bedrängten Seinigen zur Rettung zuzuführen. In starker Kälte mit den Fluthen ringend, brachte er mehrere Stunden lang schwimmend zu, ehe es ihm gelang, eines kleinen Fahrzeuges habhaft zu werden, in welches er sich mit mehr als menschlicher Anstrengung hincinschwang und dann sogleich seiner in höchster Noth schwebenden Familie zu Hülfe eilte. Ein Theil des Hauses war bereits eingestürzt, aus dem noch unversehrten

Theile aber rettete er nicht nur seine Aelteren und Geschwister, sondern allmählig auch sämtliche Mitbewohner des Hauses.

7. Am 9. Mai 1830 befanden sich mehrere Jünglinge aus dem Thale Tux in Tyrol auf der Jagd. Plötzlich zeigte sich einigen von ihnen ein Bär, auf welchen ein Jäger auch sogleich feuerte; allein der Schuß mißglückte, und der erschrockene Bär rannte in wilder Flucht über einen Bergabhang, an dessen unterm Ende der Jäger Balthasar Erler, der das Nahen eines so furchtbaren Thieres nicht ahnete, unter schattigen Ständen saß. Mit gereiztem Inngrimme warf sich der Bär auf den Jüngling, brachte ihm einige Wunden bei, und zertrümmerte ihn mitthend auf dem Boden bis an den Rand eines 12 Klafter hohen Felsens umher, von welchem der Unglückliche hinab in einen Strudel des reißenden, mehr als 6 Schuhe tiefen, Bergstromes Rißas stürzte. Auf sein Angstgeschrei kamen die andern Jäger herbei; sie konnten jedoch nur noch die aus den Wellen emporragenden Füße ihres Mitgefährten, und den am Ufer des Wildbaches seiner Beute nacheilenden Bären erblicken. Ein Rettungsversuch wurde von Allen für eben so zwecklos, als der doppelten Gefahr des Strudels und des Wildthieres wegen, für todkühn gehalten.

Da sprang der achtzehnjährige Jüngling Georg Geisler von Stofach zu Schöneben unerschrocken in den Strudel hinab, packte den Balthasar Erler bei den Haaren, indem er durch das feste Anklammern an einem unter dem Wasser befindlichen Stein sein eigenes Untersinken in dem Strudel verhinderte, und hielt zitternd und die letzte Kraft aufbietend, den ganz bewußtlosen Balthasar Erler beim Kopfe über die Wellen empor, bis die übrigen Jäger durch wiederholte Schüsse den Bären vom Ufer verscheuchten, und nun dem muthigen Jünglinge zu Hülfe eilten, welcher mittelst ihres Beistandes den so eben einer dreifachen Todesgefahr entronnenen Mitgefährten glücklich an das Ufer brachte. In gerechter Anerkennung dieser edlen That hat die Landesstelle den muthvollen Jüngling mit der für gefährvolle Lebensrettung bestimmten Prämie belohnt; den schönsten Lohn trug er aber in seinem

Derjen: das Bewußtseyn, durch Muth einem Menschen das Leben gerettet zu haben.

*

Der Herr ist mein Helfer; darum fürchte ich mich nicht.
 Psal. 117. 6. — Seyd wachsam stehet fest im Glauben;
 seyd männlich, seyd unerschütterlich. 1. Kor. 16. 13. —
 Trage das Widrige, wie ein tapferer Streiter Jesu Christi.
 Kein Weltkämpfer wird gekrönt, wenn er nicht gesetzmäßig
 gekämpft hat. II Tim. 1. 3 und 5. — Wir sollen das Le-
 ben für die Brüder lassen. 1. Joh. 3. 16.

Sicher durch Gefahren führet
 Kühnheit, so die Furcht besiegt;
 Und der Muth'ge triumphiret,
 Wo der Zagende erliegt.

Siehe auch den Artikel Klugheit.

(Ende des zweiten Theiles.)



Journal of Management Education 30(6)p.789-806



